Lessings
Leben und Werke.

Von

H. Zimmern.

Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi.

„Der Mann steht seinen Ruhm,
Sein Ruhm ist nur sein Schatten.“

Zweiter Band.

Celle und Leipzig.
Literarische Anstalt
August Schulze.
1880.

833656
BZ1
v.2

Druck von Wilh. Riemschneider. Hannover.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Zwölftes Kapitel.

In Hamburg.

(1767—1770. 38—41. Lebensjahr.)

I. Die Dramaturgie.

Von Formen und dem äußeren Schein laß denken mich
Viel weniger. Vertraue nur dem Geist die Form
Zu bilden wie die erhabene Natur es thut;
Gefesselt sonst nur wird der Geist, verkörpert nicht.
Denn immer weichen muß das äuß're Sein
Dem inn'ren wie im Leben also in der Kunst,
Soll sie ein Abbild sein des wahren Lebens. —
„Und die genaue Einheit Ortes und der Zeit,
Wenn es das innere Wesen höchster Leidenschaft
Erfordert dies Gesetz als nicht bestehend anzusehn?“—
Den Werth des Drama stell' ich also hoch,
Daß ich erschrecken würde, diese Kunst
Auf einem Stand zu seh'n, der Niedrigkeit bedeutet.
Mrs. Browning.

Mit freudigen Erwartungen trat Lessing in seine neue Stellung ein und diese Stimmung übertrug sich auf die „Ankündigung,“ mit welcher er am 22. April 1767 seine geschäftliche Laufbahn an dem Theater eröffnete und zugleich den Anfang mit seiner „Dramaturgie“ machte. Er berührt kurz und in anerkennendster Weise die schon bekannten Absichten der Theaterver-

waltung, deren Endzweck er durch die Haltung seines Blattes entsprechend zu fördern gedenke, und deren Vorhaben von dem feineren Theil des Publikums mit dem Beifall aufgenommen sei, den jede freiwillige Förderung des allgemeinen Besten verdiene.

Dabei konnte es ihm jedoch nicht entgangen sein, daß auch dieses Unternehmen Feinde habe, „Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken.“ „Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst wegen gönnen,“ fährt er fort, „wenn nicht diese vermeinten Nebenabsichten sie wider die Sache selbst aufbrächten und ihr hämischer Neid sich nicht bemühte, um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen.“ Wohl hat auch er keine wirksameren Waffen gegen solche Maulwürfe, die sich jederzeit der strafenden Gerechtigkeit entziehen; aber er brandmarkt sie vornherein als die verachtungswürdigsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.

Er kann nicht umhin, nochmals auf die für Deutschland so wenig ehrenvolle Thatsache aufmerksam zu machen, daß Schlegel, ein deutscher Dichter, vor zwanzig Jahren für die dänische Bühne Vorschläge gemacht, mit denen er in Deutschland abgewiesen war. Vorschläge, von denen der erste und vornehmste der war, daß man den Schauspielern selbst die Sorge nicht überlassen

müsse, für ihren Verlust oder Gewinnst zu arbeiten. Wenn nun auch bei dem Hamburger Unternehmen weiter nichts geschehen sei, als dieses, sagt er in seiner hoffnungsfrohen Stimmung, so wäre doch schon um so mehr gewonnen, als aus dieser ersten Veränderung auch bei nur mäßiger Begünstigung des Publikums alle anderen Verbesserungen, deren das Theater bedurfte, leicht und geschwind erwachsen könnten, wenn es nur nicht an Einsicht und Geschmack fehlte.

Hier scheint immerhin seine schwerste Sorge zu liegen. Er fordert das Publikum auf zu kommen und zu hören, zu prüfen und zu richten: „Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!" — Nur, mahnt er, dürfe nicht jeder kleine Kritiker sich für ein Publikum halten. Nicht jeder Liebhaber sei ein Kenner. Ein einseitiger Geschmack, urtheilt er, sei überall keiner; aber meistens nur desto parteiischer. „Der wahre Geschmack ist der allgemeine, welcher sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann." Er giebt bereitwillig zu, daß die deutsche Bühne sich erst gestalten muß. „Der Stufen sind viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat, aber eine ver-

derbte Bühne ist von dieser Höhe natürlicherweise noch weiter entfernt, und ich fürchte sehr, daß die deutsche mehr dieses als jenes ist."

Aber trotz alledem hat er frischen Muth. „Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel umherirrt." — Darauf giebt er eine kurze Uebersicht in Bezug auf Zweck und Inhalt der „Dramaturgie." „Sie soll ein kritisches Register der aufzuführenden Stücke enthalten und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, thun wird."

Eine große Schwierigkeit war die Wahl der Stücke; denn eine Wahl setzt Menge voraus und dies war die Achillesferse des deutschen Drama. „Es können nicht immer Meisterwerke aufgeführt werden," sagt er, „aber es ist gut, wenn der unbefriedigte Zuschauer an dem Mittelmäßigen urtheilen lernt.

„Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man nur auseinander zu setzen, warum ihm etwas nicht gefallen habe." Uebrigens trägt er auch hier dem Schauspieler Rechnung, denn „gewisse mittelmäßige Stücke

haben gewisse vorzügliche Rollen, in denen dieser oder jener Akteur seine ganze Stärke zeigen kann."

Darum aber auch hält er es für die größte Feinheit eines dramatischen Richters im Falle des Vergnügens oder Mißvergnügens unfehlbar unterscheiden zu können, was und wieviel davon auf Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. „Den Einen um etwas tadeln, was der Andere versehen hat, heißt Beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, dieser wird sicher gemacht." Auf diesem Gebiet Gerechtigkeit zu verlangen, gesteht er dem Schauspieler noch mehr Anspruch zu als dem Dichter. Seine Kunst ist transitorisch; des Dichters Werk bleibt und kann uns wieder vor die Augen gelegt werden.

Es ist derselbe Gedanke, welchen Schiller in seinem Prolog zu Wallenstein ausspricht.

„Sein (des Schauspielers) Gutes und Schlimmes," sagt Lessing, „rauscht gleich schnell vorbei; und nicht selten ist die Laune des Zuschauers mehr Ursache als er selbst, warum das Eine oder Andere einen lebhafteren Eindruck auf Jenen gemacht." — Körperliche und durch die Sinne zugängliche Vorzüge sind dem Schauspieler sehr nützlich, aber sie erfüllen seinen Beruf noch lange nicht. „Er muß überall mit dem

Dichter denken, er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken."

Lessing sagt, daß er dem Publikum in Betreff darauf, von den vortrefflichen Mitgliedern der Hamburger Bühne viel versprechen darf, aber er will nicht zu viel versprechen.

Er sieht voraus, daß in den ersten Tagen sich die Urtheile ziemlich durchkreuzen werden, daher soll das erste Stück der „Dramaturgie" erst mit dem 1. Mai erscheinen. —

Leider sollte er nur zu bald einsehen, daß in der geschäftlichen Leitung nicht alles war, wie es sein sollte. Schon zu Ende Mai schrieb er an seinen Bruder Karl: — — — „Von meinen Umständen weiß ich selbst nicht recht, was ich Dir melden soll. Mit unserem Theater gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist." — In demselben Schreiben meldet er als erfreulichere Thatsache, den Anfang seines Wochenblattes; aber er ist durch dasselbe so in „Arbeit und Embarras" gekommen, daß ihm nicht viel Zeit und Lust zu Briefen bleibt. Er bittet den Bruder deshalb ihm zu verzeihen, wenn er nicht ordentlich schreibe und ihn gleichfalls zu Hause zu entschuldigen.

Alle Briefe aus dieser Hamburger Periode tragen den Stempel großer Hast und Eile; sie sind eine Bestätigung seiner wiederholten Versicherung, daß er sich in einem Zustand geistiger und leiblicher Erschöpfung befinde, eine Folge des überbürdeten Lebens und seiner überangestrengten Thätigkeit. Sie machen alle einen traurigen Eindruck; Sorge und Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen und Unternehmungen lasteten wie ein schwerer Alp auf ihm und drückten ihn wohl noch schwerer, weil er mit so großen Aussichten an die Verwirklichung seiner liebsten Pläne gegangen war.

Die „Dramaturgie", für deren Abfassung wohl kein Kritiker je geeigneter und vorbereiteter gewesen ist und sein kann als Lessing, da sein Studium, sein Denken, Dichten und Trachten, sein ganzes Leben auf ein derartiges Ziel gerichtet und eingerichtet war, sollte wöchentlich zweimal, nämlich Dinstag und Freitag erscheinen; doch sah er bald, daß es unmöglich war einen derartigen Plan regelmäßig durchzuführen. Er war zuerst über den Titel schwankend und wollte die „Stücke" in Erinnerung an ähnliche „kurze Nachrichten", dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten, „Didaskalien" nennen. Doch kam er davon zurück, weil ihm der Titel zu fremd klang, und er war nach=

her auch noch eines anderen Grundes wegen sehr erfreut, an Stelle dieses griechischen Wortes das Bekanntere gewählt zu haben.

„Was ich in einer Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bei mir; aber wie eine Didaskalia aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre. Ich hatte indessen weder Lust meine Didaskalien weder so kurz noch so elegant zu schreiben, wie die des römischen Kritikers gelobt worden sind, und so würden unsere heutigen Kunstrichter die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal auf irgend ein historisches Faktum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten oder des Fünfzehnten, ob zu Paris oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen von Geblüte oder nicht der Prinzen von Geblüte dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführt worden, das würden sie bei mir gesucht und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben."

Das Werk besteht aus einhundertunddrei Stücken, welche in zwei Bänden enthalten sind. Lessing kritisirt darin die an den ersten zweiundfünfzig Abenden ge-

gebenen Vorstellungen. Der erste Band bringt zweiundachtzig Stücke, deren Abfassung in die Zeit vom 1. Mai 1767 bis Juni 1768 fällt, die zweite Hälfte verzögerte sich aus, wie wir sehen werden, triftigen Gründen um Monate, so daß die letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben wurden, als ihr Datum besagt.

Schon die ersten Nummern gaben sowohl dem Publikum, wie auch den in ihrer Eitelkeit leicht verletzten Schauspielern ein fatales Aergerniß. Die Primadonna der Gesellschaft hatte sich von vorn herein ausbedungen, nicht in der Dramaturgie erwähnt, geschweige denn kritisirt zu werden, und Lessing hatte der Eitlen die Ausnahme gern zugestanden. Leider wurde diese Gutmüthigkeit der Todeskeim für die Kritik der histrionischen Kunst.

Die zweite Schauspielerin, Madame Hensel, wollte nämlich nun auch nicht der Ehre genießen von Lessing gelobt und getadelt zu werden. Schon im zwanzigsten Stück hatte er Gelegenheit genommen die deklamatorische Fähigkeit und das dramatische Talent derselben zu loben; einen Tadel, den er nicht unterdrücken konnte, hatte er geschickt in ein Lob gekleidet. „Ich wüßte nur einen einzigen Fehler“, heißt es daselbst, „aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswürdiger

Fehler. Die Aktrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Kadetten exerzirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte."

Es war ohne Zweifel eine feine Art, der Rollensucht dieser talentvollen Schauspielerin zum Gewinn der Darstellungen entgegen zu treten; aber Madame Hensel rächte sich an dem „bezahlten Kritiker" durch häßliche Kabalen und Aufreizungen, so viel in ihrer Macht stand. Sie beklagte sich bei einem der Direktoren, ihrem besonderen Beschützer, und Lessing bekam die Weisung auch ihren Namen ungenannt zu lassen. Vielleicht mochte auch der Neid im Spiel sein, weil eine ihrer Nebenbuhlerinnen reicheres Lob geerntet hatte. Lessing vergalt ihr diese Kabale dadurch, daß er sie wenige Jahre später gegen ihre Feinde zu Wien in Schutz nahm Auch andere Mitglieder der Gesellschaft lehnten sich gegen die Kritik ihrer Darstellungen auf und die Folge war, daß Lessing diesen Theil der „Dramaturgie" aufgab und sich nur auf die Theaterstücke beschränkte.

Im fünfundzwanzigsten Stück spricht er zuletzt ein Urtheil über die Schauspieler aus und fügt gewiß in Anspielung auf die gemachte Erfahrung ein Wort über seine Grundsätze als Kritiker im Allgemeinen bei. Es war an dem Abend „Graf Essex" von Th. Corneille auf=

geführt und Lessing lobte die Darstellerin der Titelrolle dafür, daß sie die Zärtlichkeit der Elisabeth für Graf Essex stärker hatte hervortreten lassen, denn ihren Stolz als Königin. Dabei nahm er nun Gelegenheit hinzuzufügen: „Es ist nicht bloß eigensinniger Geschmack, wenn ich so urtheile; noch weniger ist es meine Absicht einem Frauenzimmer ein Kompliment damit zu machen. Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem anderen Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eitlen Empfindlichkeit fern, die Kunst gehe bei ihm über Alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als selten beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheiten einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat ihn zu tadeln."

Noch deutlicher spricht er sich an einer anderen

Stelle für den Werth der Kritik aus: „Ich bin immer verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken! Ich schmeichle mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt."

Der Verlust einer Fortsetzung dieser Kritik ist unendlich zu beklagen, wir können die ganze Größe desselben an den wenigen Bemerkungen ermessen, welche in den ersten Blättern der „Dramaturgie" enthalten sind. Lessing hatte nicht umsonst sich schon in Leipzig so eingehend mit den Leistungen der Schauspieler beschäftigt, hatte nicht ohne Nutzen so oft in genauestem Verkehr hinter den Koulissen gestanden. Dazu hatte er stets eine ganz besondere Vorliebe für die darstellende Kunst gehabt, ging er doch sogar einmal mit der Idee um, selbst ein Jünger Melpomene's zu werden. Zu allem nehme man sein eben vollendetes Studium zum „Laokoon" und man hat alle geeigneten und günstigsten Vorbedingungen für den Theaterrezensenten in ihm vereinigt. Leider war er hier in einer durchaus schiefen Stellung. Das Publikum wußte, daß er mit der Leitung des Theaters zu thun hatte und hielt in Folge dessen seine Kritiken für offiziell, so daß Mißverständnisse mit den Schauspielern unvermeidlich waren.

Und doch waren die Ansprüche, welche Lessing an diese machte, durchaus gerechtfertigt und mäßig. Die Forderung, welche er an die Aufführungen im Allgemeinen stellte, lautete, daß man zufrieden sein müsse, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich und die anderen gut gespielt haben. „Wen in den Nebenrollen ein Anfänger oder sonst ein Nothnagel so sehr beleidigt", sagt er, „daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist". — Ueberhaupt war er von Anfang an bestrebt die für Lob so zugänglichen und für Tadel so reizbaren Schauspieler zu schonen; er nannte sie eigentlich nur da, wo er sie loben konnte.

Aber mit der Eitelkeit der Schauspieler ließ sich eben nicht rechnen. Am Schluß der „Dramaturgie" giebt er im Tone scharfer und offener Kritik eine Entschuldigung dafür, daß die Blätter nur die Hälfte der in der Ankündigung gegebenen Versprechungen gehalten haben. „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren gegangen; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber hat man in allen Sprachen genug; aber specielle von Jedermann

erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen das Lob oder der Tadel des Akteurs in einem besonderen Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es aber kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber viel zu viel glauben; ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben will. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte."

Man sieht, wie er gewillt gewesen, auch auf diesem Gebiet dem Schwankenden und Unbestimmten des Geschmacks entgegenzutreten; die erhaltenen Kritiken sind ganz in diesem Sinne abgefaßt.

Derjenige, welcher seinen Anforderungen an die Darstellungen am nächsten kam, ja an dessen vollendeter Kunst er selbst lernte, war Eckhof. Ihn betrachtete er

als die Seele des Theaters. Die verschiedenen werthvollen Regeln, welche er aufstellte, so z. B. über die Art, wie moralische Betrachtungen gesprochen sein wollen, über die Handbewegungen, Gesten der Furcht, des Schreckens u. s. w., alle seine feinen Bemerkungen führt er als Eckhofs Spiel abgelauscht an. „Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht blos gelingt, sondern der es macht.“ —

„Dieser Mann mag eine Rolle spielen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können,“ so beginnt er im zweiten Stück die Kritik dieses vortrefflichen Künstlers.

Er gedenkt Eckhofs besonderen Talentes, die allgemeinen Sittensprüche und Betrachtungen, die „langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters,“ mit einem Anstand, mit einer Innigkeit sagen zu können, „daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhalte.“

Er findet den Grund dazu in Eckhofs vorzüglicher Fähigkeit seine Rollen ganz lebendig in sich aufzunehmen. Aber richtige Akcentuation und eine Wieder-

gabe tüchtig gelernten Stoffes kann zur Noth auch ein Papagei leisten, „wodurch bewirkt also dieser Schauspieler, daß wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören?“ — Wie weit ist ein Akteur, der eine Stelle versteht, noch von dem entfernt, der sie auch zugleich empfindet! Ja, selbst wenn die Seele ganz gegenwärtig ist, ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Rede richtet, kann der Schauspieler viel Empfindung haben und doch keine zu haben scheinen. „Die Empfindung ist immer das Streitigste unter den Talenten des Schauspielers.“ —

Indem Lessing diesen Gesichtspunkt beleuchtet, die Empfindung, als Innerliches, nur durch Aeußerung für uns wahrnehmbar hinstellt und zeigt, daß diese Aeußerung durch den Ausdruck des Gesichtes, gewisse Mienen, einen gewissen Ton 2c. ebensowohl gehemmt, wie gefördert werden kann, beweist er, daß der kältere, gleichgültige Schauspieler brauchbarer ist, denn der leicht erregbare, empfängliche und zarter besaitete Künstler, und diese psychologische Bemerkung gestaltet sich unter seiner Beweisführung zuletzt zu einer wirksamen Regel für den Schauspieler. W i e s e e l i s c h e E r r e g u n g e n g e w i s s e k ö r p e r l i c h e V e r ä n d e r u n g e n u n d A u s d r u c k s f o r m e n h e r v o r b r i n g e n, s o k ö n n e n d i e s e l e t z t e r e n a u c h i m u m g e k e h r t e n V e r h ä l t n i ß

eine Wirkung auf die Seelenstimmung haben. In dieser Weise gelangt der Schauspieler durch Beobachtung der äußeren Merkmale und Reproduktion derselben an sich zu einer Art von Empfindung, die, wenn sie auch die Dauer und das Feuer derjenigen, welche ihren Anfang in der Seele nimmt, nicht haben kann, doch in dem Augenblick der Vorstellung kräftig genug ist, um dem Zuschauer eine klare Vorstellung und den Eindruck der Wahrheit zu geben.

„Wenn der Schauspieler die Geberden des Zornigen nachahmt, so wird seine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches in den Körper zurückwirkt und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unserem Willen abhangen; sein Gefühl wird glühen, seine Augen werden blitzen, seine Muskel werden schwellen; er wird ein wahrer Zorniger zu sein scheinen, ohne es zu sein, ohne im Geringsten zu begreifen, warum er es sein sollte." Schon in der „Theatralischen Bibliothek" hatte Lessing den Grundsatz aufgestellt, daß der Schauspieler nicht durch ein wirkliches Empfinden der darzustellenden Leidenschaften effektvoll wirke, sondern daß er nach einer vollendeten und wahren Darstellung der äußeren Zeichen jener Leidenschaften zu streben habe. Von diesem Gesichtspunkt geht er in den Kritiken der „Dramaturgie" aus.

Nach diesen Grundsätzen von der Empfindung bestimmte er die äußerlichen Merkmale, welche diejenige Empfindung begleiten müsse, mit der moralische Betrachtungen gesprochen sein wollen und folgert: „Mit Begeisterung und Gelassenheit, mit Feuer und Kälte, mit einer Mischung von beiden, in der, je nach Beschaffenheit der Situation, bald dieses bald jenes hervorsticht.“ — Ist die Situation ruhig, so muß sich die Seele durch die Moral gleichsam einen neuen Schwung geben, — dies geschieht durch einen erhabenen und begeisterten Ton. Ist die Situation heftig, so muß sich die Seele durch die Moral gleichsam von ihrem Fluge zurück erholen, auf die Leidenschaft muß die Vernunft folgen; dies erfordert einen gemäßigten und feierlichen Ton. —

Das gleiche Gesetz wendet er auf die Gesten an; hier stehen Ausdruck des Gesichts und Bewegung der Hände in Wechselwirkung. Wenn in einer heftigen Situation die Seele sich plötzlich zu sammeln scheint, so ist es natürlich, daß sie alle Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht nur die Stimme, auch die Glieder werden ruhiger zum Ausdruck der eingetretenen inneren Mäßigung. Der fortschreitende Fuß tritt fest auf, die Arme sinken, der Körper zieht sich in wagrechten Stand; eine Pause — und dann die Ueberlegung. Nur auf dem Gesichte

bleiben noch die Spuren des Affekts, Mienen und Augen sind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Mienen und Auge nicht so urplötzlich in unserer Gewalt als Fuß und Hand.

„Da aber im umgekehrten Falle die Seele, wenn sie nichts als sanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen (moralische Sentenzen) diesen sanften Empfindungen einen höheren Grad von Lebhaftigkeit zu geben sucht, so wird sie auch die Glieder des Körpers, die ihm unmittelbar zu Gebote stehen, dazu beitragen lassen; die Hände werden in voller Bewegung sein; nur der Ausdruck des Gesichts kann so geschwind nicht nach, und in Miene und Augen wird noch die Ruhe herrschen, aus der sie der übrige Körper gern herausarbeiten möchte." Diese Wechselwirkung zwischen Empfindung und Ausdruck gerade nennt Lessing Mischung von Feuer und Kälte, von Begeisterung und Gelassenheit. — Die Bewegung der Hände handelt er sehr eingehend ab. —

„Von den Regeln, welche die Alten von diesen Bewegungen vorgeschrieben hatten, wissen wir nichts mehr;" sagt er, „bei ihnen war dieses eine hohe Kunst, die aber besonders den Pantomimen angehörte. Die Hände des Schauspielers waren bei Weitem nicht so geschwätzig als die Hände des Pantomimen, der Schau-

spieler rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verstärken konnte."

Nun folgt eine Kritik der überflüssigen und gleichgültigen Bewegungen, und da bei Lessing auf jede Verneinung ein neuer Weg zum Bessern folgt, so auch hier. „Jede Bewegung, welche die Hand bei moralischen Stellen macht, muß bedeutend sein. Oft kann man in's Malerische damit gehen, wenn man nur das Pantomimische vermeidet." Immer aber, und das muß besonders heute, wo wir den Geistesgewaltigen in seiner ganzen Größe vor uns sehen, um so eigenartiger berühren, immer tritt der geniale Kritiker mit einer Bescheidenheit auf, die alle seine ästhetischen Bemerkungen und die von ihm aufgestellten Regeln noch werthvoller abhebt. „Kritiker sind keine Gesetzgeber," war sein Grundsatz; nie erhob er den Anspruch Gesetze geben oder dieselben mit seinem Ansehen durchführen zu wollen. Er stellte nur ein System von kritischen Winken auf.

Er gedenkt auch des sogenannten Feuers, mit welchem der Schauspieler seine Rollen darstellt, und sucht zu beweisen, was überhaupt unter dem Worte Feuer zu verstehen sei.

Hamlets Lehren an die Komödianten sind eben so viel goldene Regeln dem Schauspieler von Shakespeare

in den Mund gelegt, der eben so wohl wußte, was zu der Kunst des Schauspielers gehörte, wie er seine Poesie verstand. „Ich bitte Euch, sprecht die Rede so, wie ich sie Euch vorsagte; die Zunge muß nur darüber hinlaufen. Aber wenn Ihr sie nur so heraushalset, wie es manche von unseren Schauspielern thun, seht, so wäre es mir eben so lieb gewesen, wenn der Stadtschreier meine Verse gesagt hätte. Auch durchsägt mir mit Eurer Hand nicht so sehr die Luft, sondern macht Alles hübsch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten so zu reden in dem Wirbelwinde der Leidenschaft, müßt Ihr doch noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geschmeidige giebt.“ Hiervon geht Lessing aus.

Was meint Shakespeare mit dieser Mäßigung; welches Feuer soll durch dieselbe auf das rechte Maß gebracht werden?

Er muß die Heftigkeit der Stimme und Bewegungen meinen, wenn er mitten im Wirbelwind der Leidenschaft Mäßigung verlangt.

Erst, wenn der Schauspieler bei Aeußerungen der heftigsten Leidenschaften sowohl in Stimme wie in Bewegung Alles vermeidet, was unseren Augen oder Ohren unangenehm werden könnte, haben sie das Glatte und

Geschmeidige, welches ein Hamlet auch noch im höchsten Affekt verlangt.

Jetzt ist Lessing im Fahrwasser des „Laokoon", Schönheit der Formen und des Ausdrucks. Der darstellende Künstler weicht von anderen Künstlern ab, indem er seinen eigenen Körper in die Kunst überträgt und vor dem Publikum verkörpert, was er selbst nie gesehen hat. In Anbetracht dessen konnte Lessing also in die Frage eingehen, in welchem Verhältniß der Schauspieler zu anderen Künstlern stehe.

„Die Kunst des Schauspielers steht zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne. Als sichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Gesetz sein; doch als transitorische Malerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke imponirend macht. Sie darf sich, sie muß sich das Wilde eines Tempesta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr all das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künsten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß sie nicht allzulange darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählich vorbereiten und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß

sie ihr nie die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann."

Er war entfernt davon die dramatische Kunst mechanisch oder naturalistisch aufzufassen. Er warnt vor zu großem Realismus und weist ausdrücklich darauf hin, daß der Phantasie ein Uebriges zugetraut werden müsse. Der Idealismus, welcher den „Laokoon" durchweht, macht sich auch hier geltend. —

Wie fein er beobachtet, sehen wir in einigen Bemerkungen sowohl über Eckhofs Spiel wie über das der Madame Hensel. Eckhof hatte in einem französischen Stück eine Rolle, in welcher er am Schlusse von einem gewissen Méricourt zu sagen hatte: „Ich will ihm soviel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die sein Vaterland ist; aber sehen mag ich ihn nicht mehr!" „Wer," fragt Lessing, „hat den Mann gelehrt, mit ein paar erhobenen Fingern, hierhin und dorthin bewegt, mit einer einzigen Wendung des Kopfes uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land ist, dieses Vaterland des Méricourt? Ein gefährliches, ein böses Land! „Tot linguae, quot membra viro!" — (der Mann hat soviel Zungen als Glieder).

Madame Hensel hatte die Sara gegeben, Lessing war sehr angesprochen von der Sterbescene. „Ein Zug hat mich besonders überrascht. Es ist eine Bemerkung

an Sterbenden, daß sie mit ihren Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu zupfen anfangen. Diese Bemerkung machte Madame Hensel sich auf die glücklichste Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein Weniges erhoben ward und gleich wieder sank: das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichtes, der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne."

Gegen derartige feine Beobachtungen muß natürlich die Klage, welche in der Schröder'schen Biographie gegen Lessing erhoben und in das Gewand einer Gegenkritik gekleidet ist, verschwinden. Denn, wenn Lessing auch, wie hier anklagend verlautet, „ab und zu ging, mit Bekannten sprach oder seiner Gedankenjagd nachhing," er war der Geist dazu „aus Zügen, die sein flüchtiges Gefallen erregten, ein Bild zusammen zu setzen," das trotz alledem mehr der „Wirklichkeit, denn seiner Phantasie" angehörte. Devrient hatte vollkommen Recht mit seiner Behauptung, daß Lessing mit einem Blick mehr sah, als andere bei stundenlanger Aufmerksamkeit.

Auch seine Abneigung gegen das Beifallklatschen mögen die ruhmsüchtigen und eitlen Jünger Thaliens

dem Kritiker übel genommen haben. „Die Gallerie ist freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden,“ sagt er bei der Abhandlung über die Mäßigung, wozu die Kunst den Schauspieler verbindet, „und sie wird selten ermangeln eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwidern.“

Lessing haßte eben alle lauten Beifallsäußerungen. Interessant ist, wie er die Thatsache ansieht, welche sich bei Aufführung der Mérope des Voltaire im Jahre 1743 ereignete. Er erwähnt des Umstandes, daß Corneille seinen stets unbesetzten Platz im Theater hatte, „das Publikum sah ihn im Theater wie in seinem Hause an, und wenn der Hausherr erscheint, was ist billiger, als daß ihm die Gäste ihre Höflichkeit bezeigen?“ Aber Voltaire widerfuhr noch ganz etwas Anderes. Er wurde am Schluß der Vorstellung herausgerufen. Lessing fragt, ob ein Dichter anders aussehe als ein anderer Mensch? „Ich vermuthe,“ sagt er, die „wahre Ursache warum wir so wenig von Homer wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voll Erstaunen an dem breiten, rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirg zu denken. Man muß in einem Werke wenig Natur, aber desto mehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist. So wenig

schmeichelhaft also im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums ihn von Person kennen zu lernen sein müßte (und was hat er dabei vor dem ersten besten Murmelthier voraus, welches gesehen zu haben der Pöbel ebenso begierig ist), so wohl scheint sich doch die Eitelkeit der französischen Dichter dabei befunden zu haben." Es kann nicht geleugnet werden, daß Lessings Urtheil im Grunde etwas einseitig und ungerecht ist. Wenn schon der „Pöbel" anstößig erscheint, so will doch das Publikum auch nicht sowohl den Dichter sehen, als ihm seine Huldigung darbringen.

Er hatte einmal von der Kunst einen hohen Begriff, und ging nun gern etwas weit in seiner Abneigung dieselbe nicht als Schaustellung behandelt sehen zu mögen.

Welches Ziel er überall an die dramatische Kunst stellte, wie ideal und doch real er sie faßte, lehrt mit kurzen Worten der Vers, welchen er einst einem Schauspieler in's Album schrieb:

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eins nur!
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt."

Für die Darstellung der leichteren Komödie forderte Lessing ein rasches und lebendiges Spiel, da

Alles hier auf den Fortschritt und die rasche Entwickelung ankommt, und die Einzelnheiten oft des Verweilens nicht werth sind. — Selbst in den schwächsten und wenig klarsten Theaterstücken findet er für den Schauspieler eine dankbare Rolle, wenn nur der Dichter bei Wahl seines Vorwurfs glücklich gewesen. Ja diese Stücke sind oft sogar für den Schauspieler am werthvollsten. „Selten", bemerkt er, „wird ein Meisterstück so meisterhaft dargestellt, als es geschrieben ist; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer besser. Vielleicht weil in dem Mittelmäßigen die Schauspieler mehr von dem Ihrigen hinzuthun können, vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerksam zu sein, vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorstechenden Personen beruht, anstatt, daß in einem vollkommenen Stücke öfters eine jede Person ein Hauptakteur sein müßte und wenn sie es nicht ist, indem sie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft."

Im sechsundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten Stück behandelt Lessing die musikalische Begleitung und Ausfüllung der Akt-Pausen in Dramen und Trauerspielen durch Orchester-Musik. Er vertritt den von Kennern aufgeworfenen Wunsch, daß die Musik,

welche vor und zwischen den Stücken gespielt wird, mit dem Inhalt desselben mehr übereinstimmen möchte, als es bis dahin geschehen, weil, wie er bemerkt, das Orchester gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertrete.

Auch hier geht er wie immer bei solchen Auseinandersetzungen von einem Beispiel aus, nämlich von der Musik zu Voltaire's Semiramis von einem Komponisten Namens Agricola.

Die Anfangssymphonie dieser Musik bestand aus drei Sätzen, einem ernsten, oft wilden Largo, einem dunklen, mitleidsvoll klagenden Andante und einem beweglichen und stolzen Allegretto. Diese mehreren Sätze billigt Lessing, weil die Anfangssymphonie den allgemeinen Ton des ganzen Stückes angeben soll. Die Musik zwischen den Akten aber hatte nur je einen Satz, dessen Ausdruck auf das Vorhergehende sich bezog. Einen zweiten, der sich auf das Folgende bezöge, hatte Agricola nicht gebilligt und Lessing stimmt dem Musiker darin sehr bei. „Die Musik soll dem Dichter nichts verderben; der tragische Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraschende mehr als ein anderer; er läßt seinen Gang nicht gern im voraus verrathen, und die Musik würde ihn verrathen, wenn sie die folgende Leidenschaft angeben wollte."

Aber auch aus der Musik selbst zieht Lessing noch einen weiteren Grund gegen einen zweiten Satz zwischen den Akten. „Gesetzt, daß die Leidenschaften, welche in zwei auf einander folgenden Akten herrschen, einander ganz entgegengesetzt wären, so würden nothwendig auch die beiden Sätze von ebenso widriger Beschaffenheit sein müssen."

Nun aber entsteht die Schwierigkeit von dem einen Charakter in den anderen, von einer Stimmung in die entgegengesetzte in einer Art überzugehen, daß der Uebergang nicht zu sprunghaft wird.

„Ich begreife sehr wohl", sagt Lessing, „wie uns der Dichter aus einer Leidenschaft zu der ihr entgegenstehenden, zu ihrem völligen Widerspiele ohne unangenehme Gewaltsamkeit bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach, ohne irgendwo den geringsten Sprung zu thun. Der Musiker aber kann es nicht; in zwei besonderen von einander gänzlich abgesetzten Stücken muß der Sprung z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmische, aus dem Zärtlichen in das Grausame sehr merklich sein und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußersten in das andere, aus der Finsterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze zu haben pflegt. Jetzt zerschmelzen wir in Wehmuth und auf

einmal sollen wir rasen. Wie? warum? wider wen? Wir empfinden, ohne eine richtige Folge unserer Empfindungen wahrzunehmen. Die Poesie hingegen läßt uns den Faden unserer Empfindungen nie verlieren; hier wissen wir nicht allein, was wir empfinden sollen, sondern auch warum wir es empfinden sollen, und dieses Warum macht die plötzlichsten Uebergänge nicht nur erträglich, sondern auch angenehm."

Diese Begründung der plötzlichen Uebergänge erklärt Lessing für einen der größten Vortheile, den die Musik aus der Vereinigung mit der Poesie zieht, ja er hält denselben für den allergrößten. —

Mit dieser Abhandlung, die noch verschiedene interessante Gesichtspunkte z. B. über die für Symphonien bedingte Einheit der zum Ausdruck kommenden Leidenschaften aufweist, war Lessing wieder in seinem Lieblingsthema: aus der Kunst selbst und ihrer innersten Natur zu beweisen, für welche Zwecke sie geschickt ist und welche Ziele sie verfolgen muß. — Die Kenntnisse, welche er über musikalische Formen entwickelt, und der Scharfsinn, mit dem er sie anwendet, sind sehr bemerkenswerth; doch muß man das Ganze im Lichte persönlicher Anschauung betrachten. Seine Kritik im Betreff der Musik ist mehr abstrakter Natur. Da aber die Musik an und für sich den Charakter des Gemüth=

vollen und Seelischen sehr bedeutsam an sich trägt, da man fast den Grundsatz aufstellen könnte, das Vorherrschen des Gedankenreichthums bewirke ein Zurücktreten der gemüthvollen Erregbarkeit, so dürfte man vielleicht behaupten, der scharfe, geistreiche Denker sei selten musikalisch. Er kann sich der Musik erfreuen und sie genießen, aber er thut es in Lessings Art, er erfordert gleich ihm eine strenge gegenständliche Erklärung für die durch das Mittel der Musik erregten Seelenstimmungen. —

Bevor aber Lessing in seinen Kritiken soweit gekommen war, entstanden dem ganzen theatralischen Unternehmen Schwierigkeiten, die auf baldigen Verfall hindeuteten. Es ging eben hier, wie es noch heute leider so vielfach vorkommt: es fehlte im großen Publikum an Verständniß für das ideale Ziel, welches Lessing sich gesteckt, es fehlte an Interesse für das Beste, was er zu geben gewillt war. Da nun aber in pekuniärer Beziehung die große Masse bei derartigen Unternehmungen nicht entbehrt werden kann, so entsteht dann immer jener Kampf, in welchem für den Augenblick das ideale Ziel vor der realsten Nothwendigkeit unterliegen muß. Ein Trost bleibt zum Glücke immer, daß die Saat doch ausgestreut ist und einst Frucht bringen wird.

Neid und Unwissenheit schmiedeten Kabalen, um der geringen Popularität, welche das Unternehmen noch hatte, zu schaden. Es ging über den Horizont der Menge, deren Geschmack noch zu wenig gebildet war, man verlangte derbere Kost, und daß Ballet und dergleichen Schaustellungen als unwürdig von der Bühne verbannt waren, hatte das große Publikum von vornherein zu einem mißbilligenden Achselzucken veranlaßt.

Zu allem kam aber noch, daß die Finanzen mangelhaft verwaltet waren, es fehlte an Geld und schon im September konnte man das mit Riesenschritten herannahende Ende mit Bestimmtheit voraussagen. Im Oktober waren die Direktoren gezwungen dem Theater durch die alten Harlekinaden eine größere Anziehungskraft zu verleihen, und im November mußte es Lessing erleben, daß nach Aufführung seiner „Minna“ eine Seiltänzergesellschaft auf der Bühne erschien, um das Auditorium durch ihre Sprünge und Streiche zu belustigen!

Auch in Bezug auf die Darstellung der „Minna von Barnhelm“ hatte Lessing noch eine seltsame Erfahrung zu machen gehabt.

Die Aufführung des patriotischen Lustspiels war in der freien Reichsstadt von dem Magistrat selbst verboten, da man die Verantwortlichkeit des Unter-

nehmens nicht auf sich laden wollte. Da nun auch der preußische Resident die Genehmigung verweigerte, obgleich Lessing schriftlich darum eingekommen war, und es an mündlichen Vorstellungen nicht hatte fehlen lassen, so mußte die Erlaubniß erst von Berlin eingeholt werden. Hier aber beeilte man sich durchaus nicht und die Genehmigung traf erst nach vier Wochen ein. Die Aufnahme des Stückes war eine sehr kühle, und da der Verfasser desselben so eng mit dem Theater verknüpft war, so durfte man dies noch mehr als Gleichgültigkeit von Seiten des Publikums ansehen. Lessing nahm es mit derselben Ruhe auf, mit welcher er einige Zeit zuvor den Bericht seines Bruders von der außerordentlich freundlichen Aufnahme der „Minna" in Berlin entgegen genommen hatte. Er dankte dem Bruder, schob aber die öftere Wiederholung der „Minna," welche Karl ihm freudig gemeldet, auf Döbbelins vortreffliche Darstellung des Tellheim, und daß dieses Künstlers Repertoir nicht reichhaltig sei. „Uebrigens hat mir Jemand, der eben von Berlin kommt, versichert, das Theater sei sehr leer gewesen. Ich für meinen Theil trage durchaus kein Verlangen dieserhalb wieder in Berlin zu sein; ich wollte gern, daß auch Du nicht mehr dort wärest."

Unter solchen Umständen erscheint es ebenso natür=

lich wie gerechtfertigt, daß Lessing bei Gelegenheit der Aufführung eines Stückes von Dü Belloy eine Vergleichung zwischen der Haltung der Franzosen und der Deutschen bei gleichen Verhältnissen anstellt. Dü Belloy hatte ein Drama „die Belagerung von Calais“ geschrieben, welches in Frankreich mit großem Patriotismus aufgenommen worden war, und welches dafür in Deutschland pflichtschuldigst gelobt wurde.

„Wenn dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen,“ sagt Lessing, „den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sich als ein Volk, daß auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen. Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll nachgebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den Dü Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit: wie weit haben wir

noch hin, ehe wir zu einer solchen Eitelkeit fähig sein werden! Was Wunder auch? Unsere Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Einträglich ist, das gebe ich zu, nichts unter uns, was im geringsten mit den freien Künsten in Verbindung steht."

Im November des Jahres erschien in Hamburg eine französische Theatergesellschaft und die Nationalbühne sah sich gezwungen ihre Aufführungen einzustellen. Am 25. November 1768 war die letzte Vorstellung und im December wandte die Truppe sich nach Hannover, um den Winter über dort zu gastiren und im Frühling des nächsten Jahres zurückzukehren.

Mit der Bitte, die deutschen Schauspieler nicht zu vergessen, nahmen sie Abschied von dem Hamburgischen Publikum. Lessing blieb in Hamburg, er war durch sein Geschäft mit Bode gebunden, außerdem aber hielten ihn verschiedene Verhältnisse angenehmer wie auch verdrießlicher Natur. Er stand schon in dieser Zeit mitten in dem Streit gegen Klotz. —

Zunächst beabsichtigte er die „Dramaturgie" rasch weiter zu führen, um den rückständigen Theil nachzuholen und, indem er die Zeit bis zur Rückkehr der

Truppe damit ausfüllte, das noch vorhandene Interesse wach zu halten. —

Seine pekuniäre Lage war eine höchst beklagenswerthe. Bei den zerrütteten Finanzen des Theaters hatte er den versprochenen Gehalt nicht ausbezahlt bekommen, und das kleine Kapital, welches ihm aus dem Erlös seiner Bibliothek geblieben, war von dem Druckereigeschäft verschlungen; ja diese falsche Spekulation, um die der Dichter und Denker sich von dem kaufmännisch erfahrenen Nicolai in scherzhafter Laune verspotten lassen mußte, hatte ihn obenein in Schulden gestürzt, die ihn umsomehr drückten, als er in der fremden Stadt der Freunde und Helfer ermangelte. Zu all diesen Bedrängnissen kam noch die schmerzliche Erfahrung in Betreff des Theaters.

Aber gleichsam, als ob diese Widerwärtigkeiten und Sorgen, Enttäuschungen und gescheiterten Pläne ihn noch nicht genugsam bedrängt hatten, kamen von Kamenz Briefe voll Klagen und Bitten um Hülfe aus bedrängten Geldverhältnissen, denn dort herrschte in dieser Beziehung noch immer Mangel und Zuschußbedürftigkeit. Es ist ein Jammer, die Briefe aus dieser Zeit zu lesen, ein Jammer ihm nachzuempfinden, wie er von Sorgen bedrückt, wie von Kummer belastet war!

„Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in

was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes= und Seelenkräften befunden," schreibt er schon im December 1767 an seinen Vater: „ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben im Stande gewesen."

Da Lessing nie anders schreiben konnte, als ihm wirklich um's Herz war, so hatte er es ganz vermieden; jetzt drängte das Amtsjubiläum seines Vaters dazu. Er nimmt in liebevoller Weise sowohl hieran, wie auch an dem Schicksal der Brüder Theil. „Es scheint, als ob wir alle ein wenig spät zur Ruhe kommen sollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen."

Ueber das theatralische Unternehmen spricht er nur ganz allgemein, sollte er etwa dem alten Vater, dessen Sorge er tragen helfen mußte, mit seinen Klagen kommen, wo er gegen Niemand sich erleichterte! — „Gewisse Vorschläge lockten mich hierher nach Hamburg aber auch aus diesen ist wenig geworden, und ich habe mich endlich entschlossen, meine Versorgung und mein

Glück von mir selbst abhangen zu lassen." Das ist Alles, was darauf Bezug hat in seinen Briefen.

Er berichtet den Eltern jetzt erst von seinem Unternehmen mit Bode, das zu dieser Zeit noch mit freundlichen Aussichten tröstete, weil Lessing in unpraktischer Erfahrungslosigkeit und täuschender Hoffnung für die Zukunft des Geschäftes blind war. —

„Der Vorschuß, den dieses Etablissement erfordert, hat mich genöthiget den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen, aber ich hoffe, es soll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange ist, so hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und diese Aussicht ist mir um so viel schmeichelhafter, wenn ich mir vorstelle, daß ich meine besseren Umstände auch meine Geschwister werde können genießen lassen."

So gedenkt er liebevoll und sorglich seiner Familie; er verspricht dem Vater Zucker und Wein zu senden, sobald die Elbe wieder fahrbar ist. Leider sollte ihn die Hoffnung auf die Druckerei bald trügen. Im März des folgenden Jahres mußte er zu seinem größten Kummer dem Vater ein Darlehn (denn so kleidete der ehrwürdige Bittsteller seine Gesuche stets ein) von 100 Thalern verweigern, deren dieser dringend bedurfte.

„Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von

diesen letzteren ist es gewiß nicht meine geringste, daß ich meine Eltern in so dringender Verlegenheit wissen muß, und nicht im Stande bin, Ihnen so geschwind beizustehen als ich wünsche. Es geht mir durch die Seele, daß ich, liebster Vater, unmöglich zu Ostern mit dem Verlangten helfen kann. — — — Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch gewesen und ich kann mich kaum einem oder zwei vertrauen, deren Beistand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Auf Johannis will ich die hundert Thaler indessen ganz gewiß und baar senden."

Mit seinen Briefen an die Berliner Freunde war er von Anfang an sehr spärlich gewesen, obgleich er ihrer in unveränderter Freundschaft gedacht, aber seine massenhaften Beschäftigungen und Verpflichtungen hatten ihn zu sehr in Anspruch genommen. „Es ist doch Sünd' und Schande, daß Sie mir nicht schreiben," wirft er Nicolai vor, und spricht in demselben Briefe die Hoffnung aus, bald an Mendelssohn schreiben zu können. „Was macht unser Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillschweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm schreiben darf."

Allerdings schien der Frühling mit dem neuen Laub auch neue Hoffnung bringen zu wollen. Im Mai kehrten die „deutschen" Schauspieler nach Hamburg zurück, und damit konnte ja in der Sache wieder etwas geschehen, zumal sie den hochbegabten und tüchtigen Schröder mitbrachten. Aber nur eine ungeduldige Schaar von Gläubigern begrüßte die Kehrenden als Entbehrte und Ersehnte, das Publikum blieb gleichgültig wie zuvor, und es war vergebens den Patriotismus aufrufen zu wollen. —

Ja eine hinzukommende Uneinigkeit zwischen der Hamburgischen Geistlichkeit und den Unternehmern des Theaters trug dazu bei die Gleichgültigkeit bei einem Theile des Publikums in Abneigung zu verwandeln. Die geistige Wohlfahrt der Hamburger Bürger lag damals in den Händen des Hauptpastors Melchior Goetze. Derselbe war ein Lebemann mit genügenden Kenntnissen ausgerüstet, sonst aber beschränkt und unduldsam.

Lessing stand mit ihm auf dem besten Fuße; zufolge seiner Neigung mit Menschen verschiedenster Anschauung und Natur im Verkehr zu leben, suchte er den Pastor öfters auf, um mit dem wohlbelesenen Geistlichen theologische Fragen zu erörtern oder auch in der werthvollen und reichen Sammlung von Bibeln desselben zu blättern.

Seine Freunde, welche ein solcher Umgang Wunder nahm, spöttelten darüber und pflegten scherzweise zu sagen: daß Lessing entweder Goetze bekehre oder der Letztere den Ersteren. Goetze war ein fanatischer Feind der Bühne, machte aber in Bezug auf Lessings, Gellerts und Weiße's Theaterstücke eine Ausnahme. Als er indessen eines Tages die furchtbare Entdeckung machte, daß die Geistlichkeit Hamburgs selbst einen Komödienschreiber unter ihren Genossen zähle, da kannte seine Entrüstung keine Grenzen.

Pastor Schlosser, zur Zeit in Hamburg, hatte in seiner Jugend ein Lustspiel verfaßt, welches auch wirklich gedruckt und aufgeführt worden war. Goetze hielt nun nicht länger an sich, er brandmarkte Theater und Dramendichter von der Kanzel und trat auch in Schriften heftig dagegen auf. Seine Angriffe blieben nicht ohne Wirkung, man schrieb dagegen; und da auch er es an Entgegnungen nicht fehlen ließ, so entstand ein vollkommener Federkrieg mit Schmähschriften und Epigrammen, bis der Senat der Stadt sich veranlaßt sah, durch ein Verbot einzuschreiten und den Streit zu endigen.

Die für das Theater verhängnißschwere Folge aber war, daß während die Geistlichen für und wider stritten, ihre furchtsame Heerde es für gerathen hielt,

einen Ort zu meiden, der von den Hirten als die Schule des Satans hingestellt wurde, trotzdem deren Widersacher behaupteten, daß Moral und Sitte nicht nur auf der Bühne heimisch seien, sondern dem Volke von hier als eindringliche Lehre vorgeführt werden.

Lessing mischte sich nicht in den Streit, obwohl seine Freunde stark vermuthet hatten, daß er Theil nehmen würde. Vielleicht, daß seine jüngsten Erfahrungen in Bezug auf das Theater zu schmerzlich gewesen waren; vielleicht, daß er alles Vertrauen in ein Publikum verloren hatte, welches ihn so wenig in seiner „Dramaturgie“ verstand, sodaß er schließen mußte, es würde die Art und Weise, in der er hier eingetreten sein würde, nicht begreifen. Die damaligen Journale und Tagesschriften aber hatten einen Inhalt und Stil, welcher der oberflächlichen Klatsch- und Skandalsucht des großen Publikums Rechnung trug, ja dieser Neigung entschieden Vorschub leistete.

Lessing selbst hatte sich gefallen lassen müssen, daß Professor Klotz aus Halle, sein nachheriger Gegner in dem Streit um die „Antiquarien“, ihn in ziemlich gemeiner Weise angriff, und den Kritiker des Nationaltheaters in den Spalten seiner „deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ des übertriebenen Lobes der Schauspielerinnen wegen, „worüber Gerüchte genug

umgingen," zweideutiger Parteilichkeit beschuldigte; ja daß die Abonnenten der Zeitung hingeworfene Skizzen zu allerlei kleinen Episoden „hinter den Kulissen und mit den Damen" zu lesen bekamen.

Lessings Verhalten dem gegenüber ist wie sich erwarten läßt, ablehnend und stolz. Im fünfzigsten Stück der „Dramaturgie" spricht er sich ironisch darüber aus: „Wahrlich," sagt er, „ich bedauere meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine lustige oder rührende Romane gebracht, anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die doch wohl sein müssen, welche sich mit Komödienschreiben abgeben, anstatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig skandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders S c h a u s p i e l e r i n n e n, anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernste, trockene Kritiken über allbekannte Stücke, schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedauere sie; sie sind gewaltig angeführt! Doch im

Vertrauen, besser, daß sie es sind als ich. Und ich würde es mehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetz machen müßte. Nicht, daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten." —

Wie weit stach die „Dramaturgie" von derartigen Blättern ab! Lessing hatte gleich im zweiten Stück den ganzen sittlichen Ernst, die volle kritische Vertiefung gezeigt, mit dem er seine Aufgabe ergriff und sein Ziel verfolgte. Der erste Abend war mit einem von Cronegks Trauerspielen: „Olint und Sophronia" glücklich eröffnet worden. Das Stück gehörte zu den sogenannten christlichen Trauerspielen und Lessing hatte bei der Aufführung Gelegenheit gehabt seine Stellung dem Christenthum und der Geistlichkeit gegenüber von vorne herein anzudeuten. Unter den eingestreuten Moralen, Cronegks bester Seite, kam auch u. a. die Zeile vor:

„Der Himmel kann verzeihen, allein ein Priester nicht."

Und von Eckhoff mit Meisterschaft vorgetragen hatte dieselbe „im Parterre eine allgemeine Bewegung und dasjenige Gemurmel erregt, durch welches sich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerksamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt."

Lessing tadelte sowohl die Sentenz, welche er „ge-

färbtes Glas" und „nicht Edelsteine;" „witzige Antithesen" und „nicht gesunden Verstand" nennt, wie auch den gezollten Beifall.

„Wenn Ismenor (der betreffende Priester im Stück, dem das Wort galt) ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß alle ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, wie in den wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen die Vorrechte auch eines jeden anderen Standes gemißbraucht hätten."

„Es ist nur ein Athen gewesen," sagt er, um das Publikum für seine Haltung zu tadeln, „es wird nur ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlauteren Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen von dem Theater herabgestürmt zu werden." Man sieht, er hatte die Ansprüche so hoch und ideal gestellt, daß die, in so hohe Forderungen an Kunst und Poesie noch ganz uneingeweihte Menge nicht folgen konnte und das Unternehmen somit scheitern mußte.

Erleben wir aber nicht immer wieder auf allen Gebieten, daß die Wenigen, die was davon erkannt haben, stets viel zu früh leben; und daß in geistiger Beziehung der Säemann nie die Frucht zu sehen vermag, zu der er den Keim in die oft so dürre und starre Erde senkt! Noch einmal mußte man sich bequemen, mit Ballet, Intermezzos 2c. ein zahlreiches Publikum heranzuziehen. Die in Lessings Nachlaß gefundenen Repertoirlisten, welche ohne Zweifel das Material zu einer beabsichtigten Fortsetzung der „Dramaturgie" liefern sollten, enthalten außer Theaterstücken einen großen Theil von Notizen über Schaustellungen, Harlekinaden 2c.

Im Juni des Jahres war die Kasse des Theaters so von lärmenden Kreditoren belagert, die eine etwaige Einnahme gleich mit Beschlag belegen wollten, daß der Billetverkauf gar nicht stattfinden konnte. Doch war das Haus auch oft mehrere Tage lang verschlossen, weil die Theilnahme zu gering war. Im September schrieb Lessing an Nicolai und forderte ihn auf nach Hamburg zu kommen, um das Theater zu sehen, welches zu Ostern auffliegen werde. „Damit wäre es also auch vorbei," fügt er lakonisch hinzu. Ja er hatte das Ziel noch zu weit hinausgesteckt, schon im November erreichte das stolze Unternehmen sein Ende.

„Wenn wir uns nach Jahren einmal wiedersehen, erinnern Sie mich an unser Theater. Wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der „Dramaturgie“ nicht schreiben ließ. — Transeat cum caeteris erroribus.“ (Vorüber mit anderen Irrthümern) — So schrieb er an Ramler.

Dem Publikum gegenüber ließ er sich in der „Dramaturgie“ etwas weitläufig aus. „Wenn das Publikum fragt: „Was ist denn nun geschehen?“ und mit einem höhnischen „Nichts“ sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: „Und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte?“ Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hät ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten

Franzosen; Alles, was uns von jenseit des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön, erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksal zu seinem Antheil erhalten hat. — Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden; und soviel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird."

Aber der „süße Traum" hatte einen sehr werthvollen Erfolg und das ist die „Dramaturgie". Auch dieses Werk ist, freilich und leider, nur ein Bruchstück und durchaus kein systematisches Werk. Der zweite Theil erschien nicht mehr periodisch, sondern zu Ostern 1769 sechs Monate nach dem Schluß des Theaters, als Buch.

Diese Verzögerung war durch verschiedene Gründe

herbeigeführt worden. Lessing hatte gleich von Anfang nicht mit den Vorstellungen Schritt gehalten, zunächst mit Absicht, später, als er den Verfall und sicheren Untergang des Unternehmens voraussah, weil ihn andere Interessen beschäftigten und in den Vordergrund traten. Zudem kam indessen für das Dasein und die Fortsetzung der „Dramaturgie“ ein Hinderniß hinzu, welches aus den unglücklichen Preßverhältnissen damaliger Zeit erwuchs. Der freibeuterische Nachdruck fiel nämlich über die zuerst ausgegebenen Bogen des Werkes her, und es half Lessing nichts, sich an das Ehrgefühl des Publikums mit der Vorstellung zu wenden, daß, obgleich er ja den billigeren Nachdruck und die Begünstigung desselben von Seiten des Publikums nicht wehren könne, er doch zu bedenken geben müsse, daß die Zeitschrift unter solchen Umständen nicht fortgesetzt werden könne. Denn, wenn die für Deckung der Kosten nothwendigen Exemplare nicht verkauft wurden, so konnte das Werk nicht veröffentlicht werden. Trotzdem fuhr das Publikum fort die Blätter zu bewundern und zu lesen, aber auch das Geld zu sparen.

Im Tone bitterer Ironie, aber voll tiefen Ernstes kündigt Lessing am Schluß der „Dramaturgie“ an, daß die Blätter des Nachdrucks wegen, der sie gemeinnütziger hätte machen wollen, liegen bleiben müßten. „Ehe ich

ein Wort mehr darüber sage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, ich verliere nichts dabei, daß die Hoffnung auf Deckung eines Theiles der Kosten fehlschlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten, daß ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf oder sechs Bände „Dramaturgie" nur zwei an's Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützliches Werk eines besseren Schriftstellers eben so in's Stocken geriethe." —

— — — — — — —

All diesen Hindernissen und Lessings damit wachsender Unlust an dem Werk ist es zuzuschreiben, daß die „Dramaturgie" kein streng gegliedertes und gleichartiges Werk ist. Er schrieb in Anregung der Stücke und wie seine Gedanken ihm innerhalb des Themas: Theater und Theaterstücke, weiter trugen, und wich gelegentlich auf seinem Wege ab, um philo=

sophische Gedanken oder polemische Erörterungen zu verfolgen.

Auch die Art und Weise, wie er die verschiedenen Themata behandelt, ist ungleich. Die Sprache manchmal beredt, dann gelehrt, überspringend ohne auf den Leser oder den Geschmack des Publikums Rücksicht zu nehmen. Zufällig aufgeworfene Fragen entwickelt und erörtert er von dem nächsten Gesichtspunkte, er läßt sich durch die weitläufige Lösung nicht nöthigen auch alle damit verknüpften Punkte zu besprechen und zu erklären. „Meine Gedanken mögen mehr unverbunden oder selbst widersprechend erscheinen, aber was schadet das, wenn sie meinen Lesern Stoff zum Nachdenken geben? — Ich will nicht mehr als fermenta cognitionis (Anregung zur bessern Erkenntniß) hinwerfen." —

Für Lessings rastlose Thätigkeit war die Fortsetzung der „Dramaturgie" eine Last.

Schon im Jahre 1768 schrieb er an Nicolai: „Ich muß meine „Dramaturgie" noch fertig machen, und ich denke, man wird es am Ende merken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischer Grillen geschrieben."

Es ist bei dem Mangel an systematischem Fortschritt eine ziemlich schwierige Aufgabe, die herrschende Idee, das strenge Thema der „Dramaturgie" zu erfassen und zu bestimmen. Man könnte vielleicht die nächstliegende

Eintheilung nehmen, daß nämlich auch diese Kritik den charakteristischen Zug aller Kritiken von Lessing an sich trägt, den, einreißender und aufbauender Natur zu sein. Jedoch würde dies zu allgemein erscheinen, und wir müssen deshalb eine engere Fassung seines Zweckes nachweisen, welcher sich in dem Bestreben bestimmen ließe, für das Drama und von demselben zu schreiben, gewissermaßen eine Fortsetzung des „Laokoon", dessen weitere Bände dasselbe Thema behandelt haben würden. Betrachtet er doch das Drama als die Spitze aller Kunst und die Tragödie wieder als die Krone der dramatischen Dichtungen, da hier die tiefste Seite menschlichen Seelenlebens hervortritt. Das Drama lieferte ihm die Materialien zu den Besprechungen, an dem Drama entwickelte er seine Ansichten und erläuterte er seine Urtheile.

Er zeigte gleich von vorn herein, wie arm Deutschland zu jener Zeit an dramatischen Dichtungen, wie wenig erst auf diesem Gebiete geschehen sei. Die erste Probe seiner Kritik erregte Unzufriedenheit, und er war genöthigt ein Wort darüber fallen zu lassen. „Ich bin sehr betroffen gewesen, als man mich versichert, daß ich verschiedene von meinen Lesern durch mein unverhohlenes Urtheil unwillig gemacht habe. Wenn ihnen bescheidene Freiheit, bei der sich durchaus keine Neben-

absichten denken lassen, mißfällt, so laufe ich Gefahr, sie noch oft unwillig zu machen." Er weiß ebenso gut wie das Publikum, daß er mit seinen Freunden dem Dichter Cronegk, dessen „Olint" der Kritik zu Grunde lag, für sein Trauerspiel: „Kodrus" den Preis zuertheilt hat. „Sein „Kodrus" ward von den Verfassern der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gekrönt, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, sondern als das beste von denen, die damals um den Preis stritten. Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an's Ziel kommt, doch noch ein Hinkender." Die deutschen Theaterstücke hatten alle keine nationale Färbung, keinen originellen Klang. Die Dichter entnahmen die Vorwürfe zu ihren Stücken dem kleinlichen Leben eines engbegrenzten Kreises, welchem sie zugehörten, und die Helden der Dichtungen waren unmögliche Persönlichkeiten ohne Wahrheit und Natürlichkeit.

Was man überall an dramatischen Dichtungen besaß, waren zumeist französische Uebersetzungen.

Von den zwei und fünfzig Stücken, welche im Nationaltheater zur Aufführung kamen, waren vier und dreißig Uebersetzungen und nur achtzehn von deutschen Dichtern verfaßt. In dieser Nachahmung und Anlehnung an die Franzosen sah nun aber Lessing nicht den rechten Weg für Deutschland, um zu einer Entwickelung und

Blüthe des Drama zu kommen. Er zeichnete mit großen, sichern Zügen theoretisch in Shakespeare und den Alten das Ziel vor, nach dem das deutsche Drama streben müßte. „Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektirt, aber er borge nicht daraus."

Aber wie sollte man in Deutschland das Ziel erreichen, so lange das Leben daselbst sich in dem Zustand der Unreife befand? Ein gänzlicher Mangel an Vorbildern für Stücke aus dem Familienleben, keine Großthaten des Jahrhunderts, welche zum poetischen Schaffen anregen konnten, — unter diesen Umständen war das Drama in einen Zustand der Erstarrung gekommen. Gottsched und seine Schule hatten nichts gethan als französische Leichtfertigkeit zu übertragen, aber es war ihnen nicht zugleich gelungen, jene Anmuth und den eigenthümlichen Esprit zu erreichen, welches dem französischen Theater eine gewisse originale Anziehungskraft verlieh; an Stelle derselben war deutsche Unbeholfenheit und Steifheit getreten.

Lessing schildert den Zustand der Literatur in Deutschland sehr treffend: „Das Meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben," sagt er,

„sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Kompendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronika von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen."

„Daher kommt es denn auch," fährt er fort, „daß unsere schöne Literatur noch so wenig Werke hat, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen, ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigung denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. E. in unseren höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprichwörter,

Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört; solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt, so gut es kann, wer aber mehr, wer mit dem Verstande lachen will, der ist einmal dagewesen und kommt nicht wieder." Leider war es in Deutschland damals nicht möglich, daß ein junger Mann thun durfte, was der französische Dichter Dü Belloy that, als er aus Liebe für die dramatische Kunst seine juristische Laufbahn aufgab, zur Bühne ging, Theaterstücke schrieb und so glücklich und berühmt wurde als Jünger der Musen, wie nur Themis ihn hätte machen können!

„Wehe dem jugendlichen Genie in Deutschland," ruft Lessing, „der es wagen wollte den Schritt des Dü Belloy nachzuahmen! Verachtung und Armuth wäre sein sicheres Loos."

Während er so nachwies, daß Deutschland noch lange keine dramatische Literatur besaß, deckte er die Schäden im socialen und politischen Leben, welche der Entfaltung dieser Poesie hindernd im Wege standen, schonungslos auf; und da er erkannt, daß sein Volk eine hohe Zukunft in dieser Beziehung zu erwarten, eine Aufgabe zu erfüllen hatte, so wies er um so pflichttreuer auf das Grundübel hin, auf die Unvollkommenheiten der französischen Vorbilder, welche weit

von dem Ideal entfernt waren, obgleich die Franzosen sich einbildeten, die Urbilder alles Höchsten und Herrlichsten zu besitzen.

Mit seinem Meister und Gewährsmann Aristoteles nimmt er das Trauerspiel als Kriterion des zu Erreichenden an. Von diesem Standpunkt aus beweist er, daß die Franzosen die Regeln und Gesetze der Alten mehr mißverstanden haben, als irgend eine andere Nation.

Nicht nationales Vorurtheil läßt ihn dieses Urtheil aussprechen, von solch einer Kleinlichkeit ist er weit entfernt; nur als Gelehrter lehnt er sich gegen einen Irrthum auf, den er erkannt. „Will ich denn nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sei, ein wirklich rührendes, tragisches Werk zu machen?“ fragt er selbst. „Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor anderen Völkern erhalten habe. Die Natur hat Alles unter Alle gleich vertheilt.“

Er wollte nur zeigen, daß die Franzosen gar wohl haben könnten, was sie noch nicht hatten: die wahre Tragödie, daß sie dieselbe aber noch nicht hätten, weil sie schon lange geglaubt, sie zu besitzen, und weil sie durch ihre Eitelkeit in diesem Glauben zu sehr bestärkt würden. Die Eitelkeit ist ja immer die Todfeindin

des Fortschritts zum höchsten und wahren Ideal. Das Schlimmste jedoch war, daß die Franzosen die Irrthümer nicht anerkannten, sondern sich rühmten und prahlten, seit hundert Jahren ein Theater, ja das beste Theater von ganz Europa besessen zu haben.

Unter nichts weiter als einer sklavischen und unverstandenen Nachäfferei der antiken Tragödie verbarg das französische Drama eine vernichtende Feindschaft gegen den eigentlichsten Lebenszweck des ersteren; wogegen das englische Drama in Bezug auf Prinzip und Zweck mit dem antiken genau zusammentraf, obgleich beide dasselbe Ziel unter verschiedenen Kunstgesetzen erstrebten.

Das griechische und englische Theater weichen von einander ab, wie in der Natur die eine Art einer Gattung von einer anderen abweicht; das griechische und französische stehen sich gegenüber wie Natur und Unnatur.

Wie im „Laokoon“, so auch hier bilden die Alten die breite, feste Basis, auf welcher er sein Gebäude aufführt.

Aber während er bei dem „Laokoon“ die Regeln für die Ausübung der schönen Künste erst entdecken, durch Prüfung der Werke des Homer und ein scharfsinniges Nachdenken darüber auffinden mußte, lagen ihm hier in Aristoteles' „Poetik“ die unumstößlichen Gesetze vor,

mit denen er die Stücke der englischen, französischen und deutschen Dichter maß. —

Freilich beriefen die Franzosen sich ebenfalls auf Aristoteles und seine Anhänger, aber sie hatten ihn, wie wir sehen werden, ganz falsch verstanden.

Außerdem betrachteten sie einige gelegentliche Bemerkungen, welche sie in Betreff der äußeren Einrichtungen fanden, als das Wesentliche, schwächten das eigentliche innere Wesen der Tragödie durch zu genaue Beobachtung derselben und benahmen sich durch allerlei Beschränkungen selbst die Möglichkeit, das erhabene Ziel zu erreichen, welches der Philosoph im Auge hatte.

Lessings Achtung vor Aristoteles ist sehr groß, aber es ist nicht blinde Achtung vor der durch die Jahrhunderte fortlebenden Autorität.

„Mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte," sagt er selbst. Und am Schluß der „Dramaturgie" äußert er: „Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen; ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, mehr studirt zu haben als zwanzig, die sie ausüben. Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hineinstudiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht

verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indeß stehe ich nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie für ein ebenso unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklids nur immer sind. Ihre Grundsätze sind ebenso wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich und daher mehr der Chikane ausgesetzt als Alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie unwiderstehlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen."

Lessing setzt, wo er scheinbare Widersprüche des Aristoteles findet, das größere Mißtrauen lieber in seinen, als in des Philosophen Verstand. Er verdoppelt seine Aufmerksamkeit und überliest die fragliche Stelle so lange, bis er aus dem Zusammenhange des Systems dieselbe verstanden.

Genaueste Nachahmung der alten Muster: das war

das Losungswort der Zeit, aber nicht im rechten Verstande aufgefaßt.

Nachahmung der Alten? Wohl! Aber geistige, nicht sklavische Nachahmung! War es das Festhalten an den Regeln, welches die Zuschauer bei den Tragödien des Sophokles fesselte? Durchaus nicht! Die Dichtungen nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, erregten ihre Empfindungen und erhoben ihr Gemüth. „Es ist nicht genug, daß die Dichtung des Tragöden Wirkungen auf uns hat: sie muß auch die haben, welche ihr vermöge der Gattung zukommen."

„Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbaut, die ganze Stadt auf einen Platz geladen, wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?" So vertheidigt er die Forderung, in dem Drama das Höchste zu erstreben. „Das Publikum nimmt allerdings vorlieb," wie die Erfahrung lehrte, wie wir sie heute noch machen können, aber — dennoch „man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß."

Nun schildert Lessing, um auch in dieser Beziehung

die Hand auf die wunde Stelle zu legen, das Publikum, welches die Theater füllte.

„Es ist bekannt, wie verpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren, besonders jenes auf das Tragische. Wie gleichgiltig, wie kalt dagegen ist unser Volk für das Theater. Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kömmt, daß die Griechen von ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns von unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? — Wir gehen fast alle, fast immer aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu gaffen und begafft zu werden, in's Theater, und nur Wenige, und diese Wenigen nur sparsam aus anderer Absicht."

Lessing würde nun schon viel gethan haben, wenn er an deutschen Stücken gezeigt hätte, daß die Regeln der Alten noch unerreicht waren, es war jedoch seiner Art entsprechend, das Ansehen der französischen Tragödien zu vernichten und es sind also die drei Koryphäen der klassischen Literatur jenseits des Rheines, welche er beleuchtet. In wie fern erreichten die Meisterwerke des

Corneille, des Racine und Voltaire das griechische Ideal? Um diese Frage dreht sich der zweite und bei weitem gelehrtere Theil der „Dramaturgie." Um dieselbe zu beantworten und das Verhältniß richtig zu stellen, bedurfte es zunächst einer gründlichen Erörterung der bekannten und berühmten Erklärung des Aristoteles, im sechsten Kapitel der „Poetik", welche die französischen Uebersetzer, allen voran Corneille, und ihm nach auch Dacier verkehrt ausgelegt hatten.

Der Fehler war um so verhängnißvoller, als der französische Dichter eines so unbedingten Ansehens genoß.

Auch spätere Ausleger hatten mit dem Passus nie recht fertig werden können, immer handelte es sich um die Fassung des Mitleidens, der Furcht und des Schreckens. Man faßte Aristoteles Erklärung in der Weise, daß er behaupte, der eigentliche Zweck der Tragödie sei die Leidenschaften zu reinigen; ein Ziel, welches der Dichter erreiche, indem er durch seinen Helden und dessen Schicksal Mitleid und Schrecken errege. Dabei aber hielt man es nicht einmal für nöthig, diese beiden Empfindungen in ein und demselben Stücke zur Erscheinung zu bringen. In dem einen Trauerspiel möchte der Hauptcharakter durch das Mitleid, in einem anderen ein anderer Charakter durch den Schrecken wirken.

Man sagte ganz allgemein gehalten: Die Tragödie soll unsre Leidenschaften bessern. —

Allen einzelnen Punkten dieser Erklärung tritt nun Lessing als ebensovielen Irrthümern entgegen und es ist sein unbestrittenes und hohes Verdienst zu dem einzig richtigen Verständniß der Aristotelischen Erklärung verholfen zu haben. Allerdings ist seit seiner Zeit viel und verschiedentlich gerade über diese Stelle des Aristoteles gestritten worden, die abweichenden Meinungen beschäftigen noch heute unsere Aesthetiker und Kritiker; aber Lessings Ansichten stehen immer als diejenigen Ausgangspunkte da, welche die größte Achtung erfordern.

Zunächst lag ihm daran die fehlerhafte Uebersetzung des Wortes „φόβος“ nochmals zu beleuchten; er brauchte dazu nur seine früheren Abhandlungen zu wiederholen. Aus dem dreizehnten Kapitel der „Poetik“ übersetzte er des Aristoteles Erklärung, wonach das Mitleid Einen verlangte, der unverdient leide, und die Furcht einen Unseresgleichen.

„Die Furcht“, sagt Lessing, „nennen die neueren Ausleger „Schrecken“, und es gelingt ihnen mit Hülfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel vor der Welt zu machen.“ — Man erklärte, daß der Schrecken aus dem Gefühl der Menschlichkeit entspringe, denn jeder Mensch sei ihm unterworfen und

erschüttere sich infolge dessen bei dem widrigen Zufalle eines anderen Menschen. Der Anblick des Elendes überhaupt mache uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir dann haben, sei der Schrecken.

„Richtig," antwortete Lessing hierauf, „aber gerade deshalb denkt Aristoteles nicht an diesen Schrecken, wenn er von der Furcht redet, in die wir nur durch das Unglück Unseresgleichen versetzt werden können." „Dieser Schrecken," erklärt er, „ist nichts anderes als eine mitleidige Empfindung mit dem Unglück des Andern, und Aristoteles würde nicht Mitleid und Furcht getrennt haben, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine Modifikation, einen anderen Begriff des Mitleids verstanden hätte." Er giebt durch eine angezogene Stelle aus Mendelssohns „Philosophischen Schriften" eine Erklärung des Mitleidens, als einer aus der Liebe zu einem Gegenstande und der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzten Empfindung, welche sehr wechselvoll und vielseitig werden kann.

Wir theilen vermöge des Mitleidens alle Arten von Empfindungen des Unglücklichen, auch seinen Schrecken. Wollen wir also Schrecken von Mitleiden unterscheiden, so müssen wir alle übrigen Leidenschaften ebenso trennen. Somit spricht Aristoteles also gewiß nicht von Mitleid und Schrecken, sondern von Mitleid

und Furcht; denn die Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleiden, wogegen der Schrecken die Furcht ist, welche uns das bevorstehende Uebel eines Andern für diesen erweckt.

„Aristoteles," sagt Lessing, „will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen Kommentar über seine Dichtkunst liefern will, dem rathe ich vor allen Dingen die Werke des Philosophen von Anfang bis zu Ende zu lesen; besonders muß er die „Rhetorik" und „Ethik" studiren." Auf den Begriff, welchen sich Aristoteles von dem Mitleid gemacht, beruhte seiner Meinung nach, Alles; und diesem Begriffe nach, sagt er, müsse das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden soll, nothwendig derart sein, daß wir es für uns selbst, oder für Einen der Unsrigen zu befürchten haben. Weder der, den das Unglück so tief herabgesetzt habe, daß er weiter Nichts für sich zu fürchten sehe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit Anderen Mitleid zu haben. „Alles, was, wenn es einem Andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde, ist uns fürchterlich, und Alles, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände, finden wir mitleids=

würdig. Nicht genug, daß der Unglückliche sein Unglück nicht verdient, ob er es sich schon durch eine Schwachheit zugezogen, seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld ist nicht vermögend unser Mitleid zu erregen ohne die Möglichkeit, daß seine Leiden auch uns treffen können." Diese Möglichkeit, fährt er fort, finde sich alsdann und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen, kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildere.

Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns fühlen; und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

Soweit Aristoteles! Lessing prüft nun den Philosophen. „Wie, wenn die Erklärung, welche Aristoteles von dem Mitleiden giebt, falsch wäre? Wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns selbst auf keine Weise zu besorgen

haben?" Aristoteles hat der Frage vorgebeugt. Mitleidige Regungen ohne Furcht für uns selbst nennt er Philanthropie. Er betrachtet das Mitleid nicht nach seinen primitiven Regungen, er behandelt es nur als Affekt, nur den stärkeren Regungen dieser Art giebt er den Namen: Mitleid. Auch den Bösewicht können und mögen wir bemitleiden, denn er ist noch ein Mensch. Diese Philanthropie ist die Liebe zu dem Menschen als unserm Nebenmenschen, die wir nie ganz verlieren können, und die im Augenblick, wo wir ihn leiden sehen, sich stärker zeigt.

Was nun das zweite Mißverständniß betraf, daß man glaubte, es brauche nur entweder Furcht oder Mitleid in einem Drama erregt zu werden, so war dasselbe schon in der Erklärung der beiden Empfindungen widerlegt; Lessing thut es noch besonders durch eine Abhandlung des Bindewortes: weder — noch.

Diese trennenden Bindewörter trennen nicht immer den Begriff. „Wenn wir von einem Gemälde sagen: es hat weder Zeichnung noch Kolorit, — so wollen wir nicht damit sagen, daß es sich mit einem von beiden hätte begnügen können." —

Ehe er zur Widerlegung des dritten Irrthums schreitet, beugt er noch einem Einwurf vor, welcher sich

gegen die Meinung über den so erklärten Begriff des Mitleidens machen lassen könnte.

War es nöthig, daß Aristoteles der Furcht besonders erwähnte, wenn er annehme, daß dieselbe nothwendig mit unserm Mitleid verknüpft sei? „Wenn", antwortet Lessing, „Aristoteles uns blos hätte lehren wollen, welche Leidenschaften die Tragödie erregen könne und solle, so würde er, — der ein Wortsparer war, — sich den Zusatz ohne Zweifel erspart haben. Aber er wollte zugleich lehren, welche Leidenschaften durch die in der Tragödie erreichten gereinigt werden sollten; und in dieser Absicht mußte er der Furcht besonders gedenken." Es gibt für uns selbst nach Aristoteles' Meinung, wie Lessing es auffaßt, kein Mitleid ohne Furcht weder in noch außer dem Theater, aber dasselbe gilt nicht umgekehrt, es giebt Furcht ohne Mitleid.

Mit dem Ende der Tragödie hört unser Mitleid auf, die Furcht für uns aber bleibt zurück. Wie nun aber vorher die Furcht das Mitleid für Andere hat reinigen helfen, indem wir durch dieselbe erst die rechte Vorstellung von der Größe und Schwere des Unglücks bekommen, so reinigt sie nun durch Fortdauer sich selbst.

„Um dies anzuzeigen, fand es Aristoteles für nöthig," sagt Lessing, „ihrer insbesondere zu gedenken."

Es könnte erscheinen, als sei diese Auslegung ein wenig in das System gezwängt. Es muß als richtig angesehen werden, daß unser Mitleid zu wirksamer Empfindung sich nur dann gestaltet, wenn das Unglück, welches wir bemitleiden, uns recht klar wird, d. h. wenn wir uns lebhaft in die gleiche Lage versetzen können, aber wir sind uns nicht auch sogleich der Furcht für uns selbst dabei klar bewußt, und ohne Bewußtsein davon kann es nicht Furcht genannt werden. Somit würde diese erst durch eine weitere Klärung unserer Empfindung entstehen, sodaß also die Empfindungen doch getrennter erschienen.

Auch das Mitleid, welches z. B. das Christenthum fordert, soll eine andere Wirkung haben, eine auf reiner Selbstlosigkeit beruhende, die, werkthätiger Liebe. —

Nunmehr geht Lessing zu dem moralischen Endzweck der Handlung über. Er stimmt mit der geltenden Behauptung überein, daß die Tragödie uns bessern soll. „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie, es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht Alles bessern, wenigstens nicht Jedes so vollkommen, wie das Andere; was aber jede am vollkommensten

bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung." Könnte Lessing hier so verstanden werden, daß die Poesie lehrhaft sein solle? Gewiß nicht. In den „Abhandlungen über die Fabel" verwies er die Didaktik in dieses Gebiet, und überall in der „Dramaturgie" erklärt er sich gründlich dagegen. Er verwirft es, daß ein Drama tendenziösen Zwecken dienen solle. Aber er leitet mit dieser Anschauung eine Auffassung ein, welche sich in der Aesthetik ebenso glücklich wie ansprechend entwickelt hat, daß nämlich die Gesetze für Sittlichkeit und die Idee der Wahrheit unbedingt mit der Freude am Schönen zu verbinden seien.

Corneille hatte den Aristoteles aber nun so aufgefaßt, daß durch die Tragödie die vorgestellten Leidenschaften gereinigt werden sollten: unser Zorn, unsere Neugierde, unser Neid, unser Ehrgeiz, unser Haß und unsere Liebe, sowie es die eine oder andere Leidenschaft sei, durch die sich die bemitleidete Person ihr Unglück zugezogen. — Dieses bestreitet Lessing. „Aristoteles hat an keine andere Leidenschaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht in der Tragödie reinigen sollen, als an unser Mitleid und unsere Furcht selbst."

Er erklärt, daß dieses auch viel mehr bedeute, als

Corneille und Dacier mit ihrer Auslegung sagten. „Da diese Reinigung in nichts anderem beruht als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei der Tugend aber sich nach Aristoteles ein diesseits und jenseits, ein Extremum befindet, zwischen welchem sie immer steht, so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste in Angst setzt.“ Man sieht, Lessing legt das größte Gewicht darauf, daß durch die Tragödie die rechten Empfindungen bei uns erweckt werden. Durch die richtige Vertheilung unseres Mitleidens und der Furcht, die sich wechselseitig hemmen und fördern, entsteht dann ganz von selbst das rechte Vergnügen an der Dichtung.

Eine zweite Forderung, welche in der Erklärung des Aristoteles liegt, ist die, daß der Dichter die Charaktere

richtig wählt. Er soll weder einen Engel darstellen wollen, noch einen Teufel. Diesen Beweis führt Lessing schlagend an Weiße's Trauerspiel „Richard III." Er giebt seinem Freunde mit Freuden zu, daß seine Tragödie eines der besten Originale ist. „Die Schönheiten desselben beweisen," sagt er, „daß es nicht im geringsten über die Kräfte des Dichters gewesen sein würde, die Fehler zu vermeiden, wenn er sich nur die Kräfte hätte zutrauen wollen." —

Weiße hatte sich von vorn herein gegen eine mögliche Vermuthung verwahrt, daß er Shakespeare's gleichnamiges Trauerspiel benutzt habe. Lessing bedauert diese unterlassene Benutzung, da er es überhaupt für unmöglich hält, ein Plagium an Shakespeare zu begehen. „Was man von dem Homer gesagt: es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm ein Vers abringen, — das läßt sich auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeare's. Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat sich neben sie zu stellen. Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein." —

Nun aber kommt er zur Sache selbst. Er beginnt mit dem Helden des Stückes. Richard ist kein tragischer Charakter, denn ein solcher soll weder ein ganz tugend-

hafter Mann, noch ein Bösewicht sein, damit er Mitleid und Schrecken erregen kann.

Weiße's Richard aber ist das größte Ungeheuer, das die Bühne je getragen (auf Erden kann es kaum seines Gleichen geben) und was für ein Mitleid kann man mit dem Untergang eines solchen haben? — Wie aber steht es mit dem Schrecken?

Sollte dieser Bösewicht nicht Schrecken in vollem Maße erwecken? Wohl erweckt er Schrecken, wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unseren Begriff übersteigen; wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsätzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt.

Aber dieser Schrecken ist sowenig einer von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mildern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniß, einer rächenden Gottheit, ehe sie uns bei der gräßlichen Idee verweilen lassen wollten, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sein solle. „Er ist ein so eingefleischter Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden, daß ich

glaube, wir könnten ihn vor unseren Augen den Martern der Hölle übergeben sehen, ohne das Geringste für ihn zu empfinden, ohne im Geringsten zu fürchten, daß, wenn solche Strafen auf solche Verbrechen folgen, sie auch unserer warten."

„Und was ist endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach so vielen Missethaten, die wir mit ansehen müssen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Hand gestorben. Als der Königin dies erzählt wird, läßt sie der Dichter sagen:

Dies ist etwas!"

„Ich habe mich nie enthalten können, bei mir zu sprechen: Nein, das ist gar nichts! Richard stirbt als ein Mann auf dem Bette der Ehre. Und solch ein Tod sollte mich für den Unwillen schadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph seiner Bosheiten empfunden? Du bist wohlfeil weggekommen, denke ich; aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt als die poetische!"

Auch die anderen Figuren der Tragödie erfahren ein Urtheil. „Die Königin, Elisabeth, die Prinzen, Richards Opfer, erregen sie nicht Mitleid?" „Ja," antwortet Lessing, „aber was ist das für eine fremde, herbe Empfindung die sich in mein Mitleid für diese Personen mischt? die da macht, daß ich mir dieses

Mitleid ersparen zu können wünschte? Das wünsche ich mir bei dem tragischen Mitleid sonst nicht; ich verweile gern dabei und danke dem Dichter für eine so süße Qual." Er findet die Antwort auch hierauf bei Aristoteles. Die Opfer der scheußlichen Grausamkeit erwecken unsern ganzen Jammer um sie, aber dieser Jammer läßt uns mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken, läßt uns wider die Vorsehung murren, so daß die Verzweiflung, von Weitem nachschleicht, und dieses ist kein Mitleid. —

Daß solch ein Geschick vielleicht Thatsache ist, giebt dem Dichter keine Berechtigung, es aufzunehmen. In den Schicksalen, auch den grausamsten, ist Weisheit, da es seinen Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhang aller Dinge haben kann; bei dem Dichter, der wenige Glieder herausnimmt, erscheint es blindes Geschick. Er soll aus den wenigen Gliedern ein Ganzes runden, daß sein Werk ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ist, und er uns zeigt, wie sich bei ihm Alles zum Besten auflöse, so werde es auch in jenem geschehen. „Und diese seine edelste Bestimmung kann er so sehr vergessen, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht in seinen kleinen Zirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt!" —

„O," ruft Lessing, „verschont uns damit, Ihr, die Ihr unser Herz in Eurer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung lehren? Diese kann uns nur die kalte Vernunft lehren. Weg mit den schrecklichen Verhängnissen von der Bühne! Weg, wenn es sein könnte, aus allen Büchern mit ihnen!"

Mit diesen Anschauungen, mit diesem höchsten Ideal der dramatischen Kunst vor Augen, ging Lessing an die französischen Dramen.

Voltaire, der von dem französischen Publikum unfehlbar gehaltene Dramatiker, Voltaire, das Vorbild des guten Geschmacks, der Günstling des preußischen Königs, mußte zuerst Lessings Kritik erfahren. „Ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gerne aus," sagt er, „aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen, wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt, wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere (die erste Stufe der Weisheit ist das Falsche herauszufinden); und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire; aber auch keinen, der die zweite zu ersteigen weniger behülflich sein könnte; secundus vera cognoscere (die zweite, das Wahre zu er=

kennen.) Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchlein ein. Er suche sich nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie, und das Uebrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Skribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire. Also auch jetzt nach einer kleinen Vorbeugung nur darauf zu! Wem aber diese Methode etwa mehr muthwillig als gründlich erscheinen wollte, der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat."

Lessing eröffnet seinen Angriff mit der „Semiramis", welche schon am sechsten Abend aufgeführt und um so geeigneter zu einer Kritik war, als das Stück in der Geschichte des französischen Theaters Epoche gemacht hatte. Dieses Epochemachen hatte darin bestanden, daß Voltaire damit gegen die Unsitte gekämpft und erfolgreich gekämpft hatte, daß die Zuschauer mit auf der Bühne saßen und dem Schauspieler kaum Raum zum Handeln blieb.

Voltaire hatte stolz auf seine schon errungenen Erfolge die „Semiramis" mit einem Vorwort begleitet, worin er behauptet, daß die Griechen von den Franzosen

eine geschicktere Exposition und die große Kunst, die Auftritte unter einander so zu verbinden hätten lernen können, daß die Scene niemals leer bleibe, und keine Person ohne Ursache weder komme noch abgehe. Von ihnen, hatte er ferner gesagt, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen mit einander sprechen; wie der Dichter mit einer Menge erhabener, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von ihnen hätten sie lernen können — „O, freilich!" ruft Lessing, „was ist von den Franzosen nicht Alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen großen Einfluß hätten, daß es Schönheiten wären, welche die einfache Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht und die Welt glaubt."

In der „Semiramis," hatte Voltaire einen Geist auftreten lassen; er hatte England nicht umsonst bereist, war nicht vergebens mit Shakespeare bekannt geworden, er hatte geruht ihm einige Kunstgriffe abzulauschen. Den Geist im „Hamlet" hatte er für den Geist

des Ninus zum Muster genommen. Er hatte die Kühnheit gehabt einen Geist auf die französische Bühne zu bringen, glaubte nun aber sich dafür entschuldigen zu müssen; und hatte Gründe für die Zulässigkeit eines solchen angeführt, die Lessing mehr rhetorisch denn gründlich erschienen.

Das ganze Alterthum, hatte Voltaire gesagt, habe an Geister geglaubt und es sollte nicht vergönnt sein, sich nach dem Alterthum zu richten? „Sehr wohl," erwiedert Lessing; aber er führt aus, daß wenn die Alten das Recht dazu hatten, die Neuen es nicht aus gleichen Gründen haben. Der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber, er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, er läßt es nur nochmal vor unseren Augen geschehen; nicht der historischen Wahrheit wegen, sondern in höherer Absicht; die historische Wahrheit ist nicht sein Zweck, er will uns täuschen und durch Täuschung rühren. Trotz alledem aber hielt Lessing es für erlaubt Gespenster auf die Bühne zu bringen. „Wir glauben keine Gespenster mehr, das kann nur heißen: in dieser Sache, über die sich fast ebensoviel dafür wie dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben. In diesem Sinne, Gespenster zu

glauben kann und darf den dramatischen Dichter nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same sie zu glauben, liegt in uns Allen, und in denen am häufigsten, für die der Dichter schafft. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in aller Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was er will." So ein Dichter ist Shakespeare! Lessing vergleicht nun den Geist im „Hamlet" mit dem des Voltaire in der „Semiramis." Der Letztere kommt schlecht dabei weg, er hat nicht gut gethan sich auf Shakespeare zu berufen; er hat die von jenem so glücklich beobachteten, wundervollen Gesetze gänzlich mißverstanden. Shakespeare's Geist erscheint in der feierlichen, schauererregenden Geisterstunde, wo wir seit Kindergedenken gewohnt sind, die Geister erscheinen zu sehen und zeigt sich nur den wenigen Eingeweihten. Voltaire's Geist tritt ganz gemüthlich bei hellem Tageslichte in die zahlreiche Versammlung der Großen des Reiches. Das heißt doch den wahrhaft poetischen und tragischen Effekt, der psychologisch auf uns wirken soll, ganz außer Acht lassen und an Stelle

desselben einen ungeschickten mechanischen Zufall setzen, der uns zum Lachen reizt. —

„Wo," fragt Lessing, „hat Voltaire jemals gehört, daß Geister so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Das Gespenst, welches sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitte unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein; und Alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört sie. Voltaire's Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine; es interessirt uns nicht im geringsten. Shakespeare's Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid."

Auch auf die Religion hatte sich Voltaire, seinen Geist zu entschuldigen, berufen. Wie? hatte er gefragt, unsere Religion hätte derartige außerordentliche Fügungen der Vorsicht geheiligt und es sollte lächerlich sein, sie zu erneuern? Lessing wünscht die Religion vor allen Dingen aus dem Spiele zu lassen. Er hält dafür daß in Dingen des Geschmacks und der Kritik Gründe aus ihr genommen nicht recht tauglich seien, einen Gegner zu überzeugen, wenngleich derselbe wohl zum

Schweigen damit gebracht werden könne. Die Religion gelte als eine Art Ueberlieferung des Alterthums, sagt er, nicht mehr als andere Zeugnisse des Alterthums. In Betreff der Religion hat sich Voltaire vergriffen, indem er nämlich mit seinem Geiste blos lehren wollte, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen machen könne. Lessing sieht diese Moral, worauf Voltaire sich zu viel zu Gute thut, nicht für erbaulich an. „Denn," sagt er, „es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken." So hatte Voltaire bewiesen, daß er in Betreff dieses moralischen Zweckes zu wenig von einem Philosophen besaß und für die poetische Konzeption zu viel.

Auch über die historische Wahrheit ein Wort zu sagen, giebt Voltaire Gelegenheit; da er sich als Kritiker des Corneille in dieser Beziehung eine große Blöße gegeben hatte. „Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein sehr profunder Historikus sein will." —

Nachdem Lessing bewiesen, daß diese Anmaßung recht ungeschickt ist, geht er zu der eigentlichen Bedeu-

tung der historischen Wahrheit über, und hält mit Aristoteles dafür, daß dieselbe nicht sowohl das Ziel als nur Mittel sein soll. Von einem Dramatiker historische Wahrheit verlangen, ist abgeschmackt, denn wenn der Dichter seine Themata gewöhnlich aus der Geschichte entlehnt, so benutzt er nur gern die gegebenen Situationen. Wir kommen nicht in das Theater, um zu erfahren, was Dieser oder Jener gethan hat, sondern um zu sehen, was ein gewisser Charakter unter gewissen Verhältnissen thut. Der Zweck der Tragödie ist weit philosophischer als die Absicht einer Geschichte; erstere zu einer Lobrede auf berühmte Männer herabzustimmen, oder sie zu mißbrauchen, um dem Nationalstolz damit zu schmeicheln, hieße ihre hohe Bedeutung herabsetzen. Die Charaktere dürfen nicht angetastet werden, die sogenannten Fakta aber darf der Dichter nach Bedürfniß seines Zweckes ändern und umbilden. —

Wenige Wochen nach dieser Aufführung hatte Lessing Gelegenheit seine Kritik in Bezug auf Voltaire fortzusetzen, denn man stellte die „Zaire" dar. Voltaire hatte selbst erzählt, daß er dieses Trauerspiel geschrieben, um zu zeigen, daß er, wenn er wolle, so gut wie ein Anderer ein Stück schreiben könne, in dem die Liebe die treibende Kraft sei; aber er hatte in seiner achtzehntägigen Arbeit nur bewiesen, daß er unfähig sei,

ein wahres Gefühl wiederzugeben. Die Liebe selbst, hatte ein französischer Kritiker gesagt, habe dem Voltaire die „Zaire“ diktirt. „Richtiger,“ setzt Lessing hinzu, „hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist „Romeo und Julie“ von Shakespeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde. Voltaire versteht den Kanzleistil der Liebe, aber was weiß er von den geheimen Fäden, die da laufen. Wie kann man den alten Gelehrten mit dem Poeten voll Leidenschaft und Feuer vergleichen?“ Auch auf die Eifersucht hatte Voltaire sich nicht verstanden. Der eifersüchtige Orosman, eine Kopie des Othello, spielt gegen diesen eine sehr kahle Figur. „Cibber sagt, Voltaire habe sich des Brandes bemächtigt, der den tragischen Scheiterhaufen des Shakespeare in Gluth gesetzt. Ich hätte gesagt, eines Brandes aus diesem Scheiterhaufen, und noch dazu eines, der mehr dampft als leuchtet und wärmt.“ —

Lessing nahm auch hier die Gelegenheit wahr, sein Volk aufmerksam zu machen, daß es immer Shakespeare sei, der Alles besser verstanden habe als die Franzosen; und das Publikum damit an etwas zu erinnern, das

es vorsätzlich vergessen zu wollen schien, nämlich an die Uebersetzung von Shakespeare. „Wir haben an den Schönheiten, die Wielands Uebersetzung uns liefert, noch lange zu lernen.“

Wie Lessing „Semiramis“ und „Zaire“ benutzt hatte, um auf Voltaire's Kosten Shakespeare zu erheben, so giebt ihm die „Mérope,“ der er überhaupt die eingehendste Kritik widmet, Gelegenheit den Euripides auf Kosten des französischen Trauerspiels zu rühmen.

Er zeigt, daß der eitle Franzose nicht nur bedeutend unter dem Griechen stehe, obgleich er und die Dichter seiner Zeit sich hoch über Euripides erhaben dünken, sondern, daß Voltaire auch den Italiener Maffei nicht erreicht hat, dessen gleichnamiges Stück ihn, wie er behauptet hatte, zu seiner „Mérope“ veranlaßt habe, wogegen Lessing geradezu beweist, daß Voltaire nur eine Kopie und noch dazu eine schlechte Kopie geliefert hat, trotz aller Bemühungen des französischen Dichters, selbst auf Kosten der Wahrheit das Stück des Maffei herabzusetzen. —

Lessing zeigt aus Voltaire's eigner Dichtung, wie er den eigentlichen Sinn der Einheiten gänzlich falsch auffasse und darstelle, wie er der psychologischen Wahrheit der scheinbaren Einstimmung wegen Gewalt anthue und die wahre Natur der Regel opfere. Er verspottet

des gepriesenen französischen Dichters Anmaßung, daß er das klassische Alterthum verstehe, wie sonst Keiner, macht seine kindische Eitelkeit lächerlich, straft seine sophistische Redegewandtheit, sein ungerechtes Urtheil über andere Dramatiker, seine Treulosigkeit und seine Ungenauigkeit. —

„Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für den Herrn von Voltaire eben nicht viel," schrieb er schon bei einer früheren Gelegenheit und griff damit die moralischen Schwachheiten seines Gegners ebenso scharf heraus als dessen Sünden in Apoll. Seine Dramen gehen einen hohen Stelzgang, sie sind jeglicher unmittelbaren Gefühlsäußerung bar, und seine Charaktere sind bei allen hochtrabenden Reden und Phrasen kalt wie Eis, und doch spricht Herr von Voltaire von Leidenschaft und predigt von Regeln! —

Bei solcher scharfen Kritik versagt aber Lessing dem französischen Dichter dennoch nicht das Lob, was er ihm spenden kann. Er erkennt seine poetische Begabung, seine Fähigkeit als Kritiker, aber er wünscht ihn von dem angemaßten Diktatorstuhl als obersten Aesthetiker ein für allemal abzusetzen.

Die „Mérope" giebt Lessing auch Veranlassung über die Fabel und deren Abfassung zu sprechen, ein Thema,

dem er in der „Dramaturgie“ oft Raum gönnt, und wozu er hier besonders Gelegenheit hat, da über die betreffende Fabel der „Mérope“ und wie dieselbe sich zu den Regeln des Aristoteles verhielt, ein gelehrter Streit entstanden war. —

„Nichts,“ sagt Lessing, „empfiehlt Aristoteles dem tragischen Dichter mehr als die gute Abfassung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern gesucht als eben diese. Denn die Fabel ist es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht; Sitten, Gesinnungen und Ausdruck werden Zehnen gerathen gegen Einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich ist. Die Fabel erklärt Aristoteles durch die Nachahmung der Handlung, und eine Handlung ist Verknüpfung von Begebenheiten. Die Handlung ist das Ganze, die Begebenheiten sind die Theile dieses Ganzen; und sowie die Güte eines Ganzen auf der Güte seiner einzelnen Theile, und deren Verbindung beruht, so ist auch die tragische Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen sie besteht, jede für sich und alle zusammen, den Absichten der Tragödie mehr oder weniger entsprechen.“ Somit legt Lessing auf die Einheit des Ganzen, d. h. auf die logische Folge der einzelnen Theile das größte Gewicht und diesen Grundsatz erklärt er an der „Rodo-

gune" des großen Corneille, dem er eine sehr eingehende Kritik widmet, und bei dessen Meisterstück „Rodogune" er sehr lange verweilt. „Das Genie," sagt Lessing bei Abhandlung der geschichtlichen Thatsachen, „können nur Begebenheiten beschäftigen, die in sich gegründet sind, aus Ketten von Ursachen und Wirkungen. Der Witz, der nur auf das Aehnliche oder Unähnliche geht, wenn er sich an Werke wagt, die dem Genie aufgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen." Der Witz liefert ein Gewebe, das in der Weberei Changeant heißt, das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung. So findet der Poet zum Beispiel in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne ermordet; und da eine solche That Schrecken und Mitleid erregen kann, nimmt er sich vor, sie zu einer Tragödie zu benutzen. Was thut der wahre Poet? — Er wird Alles so ordnen, daß es psychologisch aus einander erwächst, daß wir am Ende für die Wahrheit der sich folgenden Begebenheiten nichts einzuwenden haben. Der witzige Kopf, der Versifikateur hingegen wird es darauf anlegen, die Begebenheiten zu häufen; nicht auf Wahrscheinlichkeit kommt es ihm an, sondern auf Menge des Stoffes.

Schon hier greift Lessing das Ansehen des großen

Corneille an. Corneille, der Schöpfer und das Vorbild des französischen Drama, hatte schon allzulange der Verbesserung und dem nothwendigen Aufschwung der dramatischen Dichtung im Wege gestanden; jetzt bewies Lessing, daß er trotz aller Gegentheilsversicherungen in die Reihe der Witzigen zu verweisen sei. Nominell hatte er seine Theorien auf die des Aristoteles gebaut. Lessing weist ihm nach, daß er sie alle entkräftet, verstümmelt, gedeutelt und vereitelt hat. Und warum? Zu Gunsten seiner eigenen Stücke, um diese überhaupt zu rechtfertigen.

Gerade Corneille war es gewesen, welcher das Wort „*φόβος*“ bald durch Schrecken, bald durch Furcht wiedergegeben hatte, wie es seinem Zweck eben paßte; jetzt das eine, jetzt das andere, bald in der einen Person, bald in der andern, wie es sich trifft. Er hatte den Aristotelischen Zweck gar nicht verstanden. Er liebte das Schreckliche und Crébillon, dem die Franzosen den Beinamen des „Schrecklichen“ gegeben, hatte ihn noch übertrieben, denn Corneille war ja das unantastbare Vorbild. Auch hier berief er, beriefen seine Landsleute mit ihm sich auf Aristoteles. Corneille macht uns schaudern, nicht weinen. Er erregt uns, aber wir empfinden einen krankhaften Widerwillen dabei,

und wenn er pathetisch werden will, so geräth er in einen Zustand unverständlicher Phraseologie.

Nicht den Großen hätte man ihn nennen sollen, sondern den Ungeheuren, den Gigantischen, denn nichts ist groß, was nicht wahr ist; das abstrakte Laster ist das Unnatürlichste und natürlich auch das für die Tragik Ungeeignetste, was es geben kann. Das Böse soll abstoßend sein, nicht unnatürlich, oder es verfehlt jedes Eindrucks; wir können uns nicht in die Stelle und Seele eines Ungeheuers versetzen und sind deshalb gegen sein Schicksal theilnahmlos gesinnt. Macbeth, Richard III. bleiben immer Menschen bei aller Verderbtheit, Corneille's Kleopatra macht eine Prahlerei aus ihren Verbrechen. Shakespeare's Schurken können ihre Bosheiten immer durch Zwang oder Nothwendigkeit entschuldigen. Corneille's Bösewichte finden unbedingte Freude an der Vollstreckung ihrer bösen Thaten.

„Corneille hatte," sagt Lessing, „schon alle seine Stücke geschrieben, als er sich hinsetzte über die Dichtkunst des Aristoteles zu kommentiren. Er hatte fünfzig Jahre für das Theater gearbeitet, und nach dieser Erfahrung würde er uns unstreitig treffliche Dinge über den alten, dramatischen Kodex haben sagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit seiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte." —

Aber wie war es möglich gewesen, daß von dem Jahre 1644 (Corneille's Zeit) bis zum Jahre 1767 es allein dem Hamburger Dramaturgisten aufbewahrt geblieben war, Flecken in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen?

Lessing beanspruchte, wie er durch die nachstehenden Worte bewies, die Ehre dieser Entdeckung nicht für sich allein. „Schon im vorigen Jahrhundert saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris; dem war die Zeit lang, ob er schon in Paris war, und vor langer Weile studirte er die französischen Poeten; diesem Huronen wollte die „Rodegune" gar nicht gefallen. Endlich vor einigen Jahren kam sogar ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Corneille'schen Namens (denn, weil er reich war und ein gutes Herz hatte, so nahm er sich der verlassenen Enkelin dieses großen Dichters an, sammelte Almosen für sie, schrieb zu ihrer Aussteuer einen großen, einträglichen Kommentar über die Werke ihres Großvaters u. s. w.); aber gleichwohl erklärte er die „Rodegune" für ein ungereimtes Gedicht. Bei Einem von diesen ist der Dramaturgist ohnstreitig in die Schule gegangen, wahrscheinlich bei dem Letzteren, denn es ist doch gemeiniglich ein Franzose, der den Ausländern über die Fehler eines Franzosen die Augen öffnet. Denn daß ein Deutscher, selbst ein Dichter, von

selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?"

„Ich wage hier eine Aeußerung zu thun," sagt er am Schluß der „Dramaturgie," „mag man sie doch nehmen, wofür man will. Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte." Er erklärt jedoch gleich, wie er dies verstanden wissen will: „Ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nimmt. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässiger machen und doch noch lange kein Corneille sein und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde nichts gethan haben, als was Jeder kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich."

Natürlich mußte Lessing bei seiner eingehenden Behandlung des französischen Drama auch die vielberühmten drei Einheiten, die Verbindung der Scenen, die für das Kommen und Gehen angeführten Gründe ꝛc. gründlich vornehmen, und er thut dieses mit aller ihm eigenen Gewissenhaftigkeit bei Erörterung der „Mérope." Er gesteht, daß es ihm Ueberwindung koste ein Werk des Genies aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, und daß er damit nur einem, bei einer Klasse von Kunstrichtern noch üblichen Gebrauch sich füge, und weil eben über diesen Punkt die Franzosen soviel Lärm

machten. Er beweist, daß Niemand mehr als Voltaire ein Eingeweihter in der Kunst ist diese Einheit zu umgehen, wenn es seinen Zwecken entspricht, und daß, wo er sich an Regeln hält, dies so schwer und plump ausfällt, als sei jedes Glied von ihm an einen besonderen Klotz geschmiedet.

„Ein Anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen, dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben." Lessing wußte wohl, daß Einheit der Handlung das erste Gesetz bei den Alten war, aber er hatte eingesehen, daß die Einheit der Zeit und des Ortes gleichsam nur Folgen aus jener seien, und daß sie dieselben schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätten, wenn nicht die Verbindung des Chores hinzukommen wäre. Die Handlungen der Alten erforderten eine Menge Volks zu Zuschauern und diese Menge blieb in dem Chor immer dieselbe. „Da sie sich aber weder weiter von ihren Wohnungen entfernten, noch länger aus denselben wegbleiben konnten, als man gewöhnlich der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt, so konnten sie fast nicht anders, als den Ort auf einen und denselben Platz und die Zeit auf einen und denselben Tag einzuschränken. Dieser Einschränkung unterwerfen sie sich denn auch

auf guten Glauben (bona fide), aber mit einer Biegsamkeit und einem Verstande, daß sie unter neun Malen sieben Male weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu vereinfachen, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie auf ihre wesentlichen Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich grade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangt." —

Wir sehen, daß Lessing auf Zeit und Ortseinheit sehr wenig Gewicht legte, daß er es nur als äußerlich betrachtete; das Wichtige war ihm immer die Einheit der Handlung, das „Ideal der Handlung," wie er sagt. Eine ausführliche Erklärung dieses Ideals hatte er für den „Laokoon" im Auge gehabt. In den Fragmenten zu diesem Werk giebt er kurz an, wie er dasselbe versteht, nämlich: erstens in der Verkürzung der Zeit, zweitens in der Erhöhung der Triebfedern und Ausschließung des Zufalls, und drittens in der Erregung der Leidenschaften. Die Ausschließung des Zufalls fordert Lessing überall als eine Hauptbedingung, er stützt sich auch hier auf die Alten.

Unsere Klassiker haben dieser Forderung Folge ge-

leistet. In keinem unserer Meisterwerke spielt der Zufall eine Rolle, wie z. B. in manchen der Shakespeare'schen Tragödien, wo es sogar störend berühren kann, daß der tragische Ausgang, wie in „Romeo und Julie" scheinbar durch den Zufall herbeigeführt wird. Denn wäre der Mönch nicht verhindert den Brief des Lorenz zu bestellen, so würde Romeo nicht in Verzweiflung hingeeilt sein, um an der Seite seiner Julia zu sterben. Der logische Zusammenhang motivirt den tragischen Schluß ohne Zweifel genügend; die Pest und dadurch verhinderte Bestellung ist im Grunde nur ein dem Leben abgelauschter Zug, der dem unerbittlichen Schicksal und dem Gesetz der Konsequenz in die Hand spielt. Aber wie es Menschen giebt, die kurzsichtig diese folgenschwere Macht der Verkettung übersehend, den Zufall anklagen, so giebt es auch Menschen, die in solcher Kurzsichtigkeit ebenfalls das Drama auffassen, und denen hat der Dichter damit in die Hand gespielt.

Doch gehen wir zu Lessings Abhandlung über die drei Einheiten zurück. „Die Franzosen," führt er aus, „hatten an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack, sie waren durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt, ehe sie die „griechische Simplicität" kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als

Folgen jener Einheit sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse. Daher paßten sie ihren verwickelten Handlungen die Einheiten mit einer Strenge an, als es nur immer der Gebrauch des Chores erfordern konnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Aus der Schwierigkeit, oftmals Unmöglichkeit, diese tyrannischen Regeln zu beobachten, entstand eine seltsame Art mit ihnen abzukommen. Anstatt eines einzigen Ortes führten sie einen unbestimmten Ort ein, unter dem man sich bald diesen, bald jenen einbilden könnte." Wenn nur die Entfernung nicht allzu groß, die Dekorationen nicht allzu verschieden waren. „Anstatt der Einheit des Tages schoben sie die Einheit der Dauer unter; und eine gewisse Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigstens nicht öfter als einmal, mochte sich sonst noch so Viel und Mancherlei darin ereignen, ließen sie für einen Tag gelten." Dieses verdenkt ihnen Lessing indeß durchaus nicht. „Bohre das Brett, wo es am dünnsten ist," dieses Sprichwort erkennt er vollkommen an. Aber er will es so verstanden wissen, daß einem Jeden, auch dem Nachbar, das Recht vergönnt sei. Und hierin hatten die Franzosen gefehlt: Andern haben sie stets die „dickste Kante und den

astigsten Theil" des Brettes gezeigt und gerufen: „Da bohre durch, da pflege ich durchzubohren!"

Die „Mérope" ist eine unerschöpfliche Quelle für Bemerkungen und Regeln, welche für das Drama wichtig sind. Es gehört dazu auch die sogenannte Ueberraschung. Voltaire erspart dem Zuschauer das Vergnügen, zu erfahren, daß Aegisth eben Aegisth ist, bis zum letzten Akt, wo es Mérope, seine Mutter, selbst erfährt. „Das armselige Vergnügen einer Ueberraschung!" Und was braucht der Dichter uns zu überraschen? Er überrasche seine Personen, so viel er will; wir werden unsern Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorher wissen."

Schon Diderot hatte in Lessings Sinne geurtheilt; an ihm zeigt er, daß Euripides mit seinem „offenen Plan" gegenüber dem Räthselhaften und Geheimnißvollen: diesen kleinen Kunstgriffen, entschieden den Vorzug verdiene. So überzeugt ist Lessing von der Nutzlosigkeit dieser „Kunstgriffe" für einen wahren Trauerspieldichter, daß er die Gelegenheit ergreift, um des Euripides Prologe zu rechtfertigen. Den Zuschauer durch Geheimnisse in Schach zu halten, ist ein Verdienst nur zweiten Grades und ein solcher Reiz schwindet bei der Wiederholung. „Wenn Aristoteles den Euripides den tra=

gischsten von allen Dichtern nennt, so sah er nicht blos darauf, daß die meisten seiner Stücke eine unglückliche Katastrophe haben. Denn das Kunststück wäre ihm bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden und keine von seinen Personen gesund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde sich ebenso tragisch nennen dürfen als Euripides. Aristoteles hatte mehrere Eigenschaften dabei im Sinn; und ohne Zweifel, daß die ebenberührte mit dazu gehörte."

„Der tragischste aller tragischen Dichter," fährt er fort, „wußte, daß seine Kunst einer weit höheren Vollkommenheit fähig wäre, und daß die Ergötzung einer kindischen Neugierde das Geringste sei, worauf sie Anspruch machen. Er ließ seine Zuschauer ohne Bedenken von der bevorstehenden Handlung ebensoviel wissen, als nur ein Gott davon wissen konnte, und versprach sich die Rührung, die er hervorbringen wollte, nicht sowohl von dem *was* geschehen sollte, als von der Art, *wie* es geschehen sollte." Man war soweit gegangen, den Euripides anzuklagen, daß er durch seine Prologe die erzählende Gattung mit der dramatischen vermischt habe. „Was will man," fragt Lessing, „mit der Vermischung der Gattungen überhaupt sagen? In den Lehrbüchern sondere man sie so genau wie möglich von einander; aber wenn ein Genie höherer Absichten

wegen mehrere derselben in ein und demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch und untersuche blos, ob es diese höheren Absichten erreicht hat. Was geht es mich an, ob so ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung noch ganz Drama ist? genug, daß es mehr vergnügt, mehr erbaut als alle gesetzmäßigen Geburten korrekter Racine, oder wie sie sonst heißen."

So zeigt Lessing, wie er überhaupt seine sonst so genaue Sonderung der Grenzen verstanden wissen will, und daß er weit entfernt ist, dem Genie irgend etwas vorzuschreiben.

Von Racine sagt er im Allgemeinen wenig, aber nach seinem Geschmack ist auch er nicht. Seine Trauerspiele zeigen ihm zu sehr den Einfluß des überfeinen Hoflebens, wo die Leidenschaft gegen den guten Ton verstößt; kalte Grundsätze, ein leeres Wortfechten bilden den Hauptheil seiner Stücke. Er sucht die Poesie in Sprache und Versbildung einzufangen.

Welchen Stil Lessing für das Drama am geeignetsten hält, darüber läßt er sich an einer Stelle deutlich aus. Die Charaktere, verlangt er, sollen weder eine schwulstige, noch eine gesuchte, noch eine platte Sprache führen. Zum besseren Beweis hat er einige Scenen aus einem jetzt vergessenen englischen Drama

übersetzt, das die Geschichte des Grafen Essex und sein Verhältniß zur Königin behandelt. „Ich habe mich mehr vor dem Schwülstigen gehütet als vor dem Platten. Die Mehrsten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan, denn schwülstig und tragisch halten Viele so ziemlich für einerlei.“

Auch im Stil hatten die Franzosen den Griechen nachgestrebt, aber auch hier sich ohne richtiges Verständniß nur sklavisch gebunden. Die Griechen mußten bei ihren Mono- und Dialogen Rücksicht auf den Chor nehmen. „Alle Personen sprechen und unterhalten sich auf einem öffentlichen Platze und in Gegenwart einer größeren Menge Volkes. Sie müssen also fast immer mit Zurückhaltung und Rücksicht auf ihre Würde sprechen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeschafft, die wir unsere Personen größtentheils zwischen ihren vier Wänden lassen: was könnten wir für Ursache haben, sie immer eine so geziemende, so ausgesuchte, so rhetorische Sprache führen zu lassen?“ — Lessing weiß im voraus, daß viele von denen, welche seine Uebersetzung des „Essex“ lesen, gleich den Franzosen mit einem mitleidigen Achselzucken sagen würden: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennt; daß er nicht viele Königinnen hat reden hören; Racine verstand das besser; aber Racine lebte auch bei Hofe.“ —

Er hält sich eben nicht an die Konvenienz, wo es, wie in der Tragödie „das volle Menschenleben" gilt. „Nichts ist züchtiger und anständiger als die einfache Natur. Grobheit und Wust ist ebensoweit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabenen. Der schwülstige Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste." — Die Forderung nach wahrer Natur ist überall eine der ersten, welche Lessing stellt, von diesem Standpunkte aus eiferte er gegen die schlechten Verse, denen er eine gute Prosa vorzieht.

Um Lessings scharfe Kritik gegen das französische Drama durchaus gerechtfertigt und nothwendig zu finden, muß man sich überall und stets erinnern, daß die Franzosen den Anspruch erhoben, das klassische Ideal nicht nur erreicht, sondern übertroffen zu haben, wie in vorstehenden Blättern wiederholt belegt ist. Er wußte, daß die Fehler und Irrthümer des französischen Drama in den Nationalfehlern vollständige Deckung finden und man den Grund dafür hier suchen muß. Er verkannte nicht, daß auch die Künstlichkeit der Sprache, die für sie als Richtschnur des guten Geschmacks galt, eine Meinung, worüber die Franzosen und Engländer bis zum Ueberdruß stritten, auf dem großen Unterschied der Nationalität beruhte. In England und Deutschland war das Drama ein Vergnügen,

an dem das Volk seinen bedeutenden Antheil hatte, in Frankreich gehörte es zum Hofleben und Hofton. Bei den Ersteren wendete der Dichter sich an den Volksgeschmack im Großen, bei dem Letzteren hatte er eine mit den Regeln vertraute und ausgewählte Zuhörerschaft von Gebildeten vor sich. Bei den germanischen Völkern entsprang das Drama aus seinem eigensten Leben, bei den Franzosen war es einer verpflanzten Blume vergleichbar. Die lebhaften Franzosen sind seltsamer Weise die geduldigsten und pedantischsten Zuhörer, — „la nation la plus sensée dans ses plaisirs, la plus folle dans ses affaires, —“ sagt Gautier.

Sie hatten die Natur nicht nur nicht verstanden, sondern vermieden, denn die Natur verträgt sich schlecht mit der Regel; Genie ist Natur in der höchsten Form und ihrem vollsten Ausdruck. Es mag seine Launen haben, der Regel leistet es selten strenge Folge; nur die Auswüchse und wilden Schößlinge mögen und dürfen durch die Regel beschnitten werden.

Auch die sogenannten untadelhaften Charaktere behandelt Lessing, und da dieselben in ihrer frostigen, übernatürlichen Vollkommenheit unserer Sympathie fern stehen, so mußten sie natürlich vom Aristotelischen Standpunkt aus verworfen werden. Aus ganz demselben Grunde hatte er schon im Beginn der „Drama=

turgie" die christlichen Trauerspiele als unzweckmäßig ausgeschlossen, obgleich zu befürchten ist, daß er hier Calderons Tragödien nicht genugsam in Erinnerung hatte. In den christlichen Märtyrerstücken werden Leiden ohne entsprechende Schuld geschildert, und die dadurch hervorgerufenen Empfindungen sind aus der Reihe derer, welche die vergeltende Gerechtigkeit im Drama in uns erweckt, auszuschließen, da die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung nicht klar und einleuchtend ist. „Ist ein Stück, in welchem der Christ einzig als Christ interessirt, überhaupt möglich?" fragt Lessing.

„Ist der Charakter des wahren Christen nicht ganz untheatralisch? Streiten nicht etwa die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die seine wesentlichsten Züge sind, mit dem Geschäft der Tragödie. Widerspricht nicht etwa seine Erwartung einer belohnenden Glückseligkeit nach diesem Leben der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu sehen wünschen?" —

Auch in Betreff der Grenze, welche der Dichter innezuhalten hat, wenn er seine Personen und Charaktere aus der Geschichte nimmt, finden wir interessante Bemerkungen. Die Charaktere müssen dem Dichter

heiliger sein, als die Fakta, denn nicht in den Faktis besteht das Lehrreiche, sondern in der Erkenntniß, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen. Aber doch will Lessing eine Abweichung von dem gegebenen Charakter noch eher verzeihen als einen, der gegen die innere Wahrscheinlichkeit verstößt. Jener Fehler kann mit dem Genie bestehen, dieser niemals. „Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus.“ —

„Ein Charakter, der in sich widerspruchsvoll ist, der morgen vergißt, was er heute versprochen, ist kein Charakter. In der Geschichte kann man solch einen gelten lassen, hier kann man dergleichen Widersprüche für Verstellung halten, weil wir in der Geschichte doch selten das Innerste des Herzens kennen lernen; aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wissen sollten, ob seine Gesinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetraut hätten, übereinstimmen oder nicht. Ohne Verstellung fällt der Charakter weg, bei der Verstellung die Würde desselben.“ —

Es ist interessant, durch alle fortlaufenden Stücke zu beobachten, wie Lessing mit seinem Werke wächst, und wie die ganze Klarheit erst allmählig über ihn kommt. Anfänglich behandelt er die französischen Stücke noch mit Respekt und Rücksichtnahme, würdigt sie einer ernsthaften Erörterung, und sieht sie überall noch im Lichte der üblichen Anschauung an. Dann, wenn er nach und nach die ihnen innewohnende hohle Nichtigkeit und Anmaßung erkannte, macht er sie erst mehr vorsichtig und verdeckt, darauf aber ganz offen lächerlich, sodaß zuletzt die wässerige Rhetorik der französischen Tragödie gegenüber der Aristotelischen Forderungen klar am Tage liegt. Er folgt nicht der leichten, literarischen Methode: Thatsachen anzunehmen, um so seine Ansichten zu bewahrheiten; er führt den klaren, wissenschaftlichen Beweis. Nachdem er dargethan, daß die erhabenen Gefühle der wahren Tragödie dem Charakter der leichtfertigen Franzosen nicht entsprechen, gesteht er ihnen, was die Komödie betrifft, die Palme zu und zwar aus demselben Grunde, der sie an der Erreichung des Ideals der Tragödie hindert.

Die wahre Komödie soll ein Bild der Gesellschaft sein; wo aber könnte man wohl ein Volk finden, bei dem geeigneter Stoff zu komischen Dichtungen sich so reichlich vorfände, als unter diesem gesellschaftlichsten Volke

Europa's, diesem Volke, das wie keines leicht, graziös und schmiegsam, die günstigsten Bedingungen für ein reges, weitgehendes und austauschendes Gesellschaftsleben besitzt?

In seiner frühesten dichterischen Periode hatte sich Lessing, wie wir wissen, schon mit der Komödie beschäftigt, er war in Leipzig mit Uebersetzungen des Marivaux, des Diderot ꝛc. thätig gewesen. Der Erstere, als einer der fruchtbarsten Komödiendichter der damaligen Zeit, lieferte natürlich sein Scherflein auch für das Hamburger Repertoir; Lessing hatte also Gelegenheit seinen alten Bekannten nochmal wieder vorzunehmen. Er sagt, daß Marivaux allerdings keine fruchtbare Phantasie in Betreff der Verwickelungen habe, so daß seine Stücke sich trotz mannigfaltiger Charaktere sehr ähnlich seien. „Seine Pläne sind nur von einem sehr geringen Umfang; aber als ein wahrer Kallipides seiner Kunst weiß er den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben."

Lessing hatte dabei Gelegenheit einem alten Freunde des deutschen Publikums ein Wort der Vertheidigung zu widmen. Dieser Freund war „Harlekin", von der Neuberin sub auspiciis Sr. Magnifizenz des Herrn Professors Gottsched seines bunten Jäckchens entkleidet

und seines Namens beraubt, aber nie ganz vertrieben. Denn verbannen hatte er sich nicht lassen, als Hans und Peter war er immer wieder erschienen, so auch in Marivaux' „Falschen Vertraulichkeiten." Lessing macht den Vorschlag, ihn jetzt, wo Gottsched und die Neuberin todt seien, trotzdem er ein ausländisches Geschöpf wäre, seine eigentliche Jacke wieder anzuziehen und ihn zu dem zu machen, was er sei: zu dem Vertreter einer ganzen Gattung. „Warum," fragt Lessing, „wollen wir ekler sein, in unserm Vergnügen wählerischer und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender sein, als die Römer und Griechen waren? War ihr Parasit etwas anderes als der Harlekin? Hatte er nicht auch seine eigene besondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem anderen vorkam. Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit ein Satyr eingeflochten werden mußte?"

Die Aufführung des „Zerstreuten" von Regnard gab ihm Veranlassung, diesen Dichter gegen eine absprechende Kritik zu vertheidigen, die ihn auf der Seite der Moralität angegriffen. Ein Zerstreuter, hatte man gesagt, sollte kein Vorwurf für die Komödie sein. „Warum nicht?" fragt Lessing. Er kann nicht der Meinung zustimmen, daß Zerstreutsein eine Krankheit, ein Unglück sei; er hält diese Unzulänglichkeit für eine üble

Angewohnheit. Sind wir nicht Meister unserer Aufmerksamkeit? haben wir es nicht in unserer Gewalt, sie anzustrengen, sie abzuziehen, wie wir wollen? Er will einen Zerstreuten gerade so gut auslachen lassen als jeden mit einer andern verbesserlichen Untugend Behafteten. Gesetzt aber, die Zerstreutheit wäre unheilbar: „wo steht es denn geschrieben, daß wir in der Komödie nur über moralische Fehler, nur über verbesserliche Untugenden lachen sollen? Jede Ungereimtheit, jeder Kontrast von Mangel und Realität ist lächerlich. Aber Lachen und Verlachen ist sehr weit auseinander. Wir können über einen Menschen lachen, bei Gelegenheit seiner lachen, ohne ihn im Geringsten zu verlachen." Dieser allerdings bekannte Unterschied ist nach Lessings Meinung durchaus nicht bekannt genug, so daß Rousseau gerade, weil er ihn nicht genau erwog, seine Ausstellung gegen Molière's „Misanthrop" hatte machen können. Derselbe hatte Molière beschuldigt, daß er den Misanthropen zum Gegenstand des Lachens gemacht habe, trotzdem derselbe der ehrliche Mann des Stückes sei. Dadurch, hatte Rousseau getadelt, habe Molière sich als einen Feind der Tugend bewiesen, indem er den Tugendhaften verächtlich mache. „Nicht doch," entgegnet Lessing, „der Misanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt, wer er ist, und das Lachen, welches aus den Situationen entspringt,

in die ihn der Dichter setzt, benimmt ihm von unserer Hochachtung nicht das Geringste." Diese Bemerkung wendet er auch auf den Zerstreuten an, dessen übrige Eigenschaften ihn so schätzenswerth, wie gerecht und billig ist, erscheinen lassen, ja die ihn gerade in Verbindung mit der Zerstreutheit zu der Figur machen, über die wir lachen können. „Man gebe," sagt er, „diese Zerstreutheit einem boshaften, nichtswürdigen Manne und sehe, ob sie noch lächerlich sein wird. Widrig, ekel, häßlich wird sie sein, nicht lächerlich." — Die Komödie erhebt den Geist ebenso ideal als die Tragödie, in dem ihr eigenthümlichen Gebiet; die Komödie will durch Lachen bessern, aber nicht durch Verlachen; nicht diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger blos und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer, allgemeiner Nutzen in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken, es unter aller Bemäntelung der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmeren oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Molière nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebessert habe; eingeräumt, daß das Lachen diese Thoren gar nicht bessern

könne: desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie. Ihr ist genug, wenn sie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Gesunden in ihrer Gesundheit zu befestigen. Ein Präservativ ist auch eine schätzbare Arznei, und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres als das Lächerliche." — Ueber Molière spricht Lessing nur bei Gelegenheit von dessen „Frauenschule" und auch da nur wenige Worte. Aber aus denselben läßt sich doch entlehnen, daß er diesen genialen Komödiendichter außerordentlich hochschätzt. Voltaire hatte zwar ein Lob über die „Frauenschule" gefällt, aber eines, in dem ein versüßter Tadel steckte; er hatte von dem Stücke als einer ganz neuen Gattung gesprochen, „worin zwar Alles nur Erzählung, aber so günstige Erzählung sei, daß Alles Handlung zu sein scheine." Lessing beweist die Richtigkeit dieses Urtheils und zwar so, daß der Satz des Voltaire zuletzt ganz umgekehrt dastehen sollte; so daß es dann hieße: Alles sei Handlung darin, obgleich Alles nur Erzählung zu sein scheine. —

Lessing stellt Molière irgendwo mit Shakespeare zusammen, und das will nach allem, wie er über diesen geurtheilt, viel bedeuten. — Auch die geringeren Lustspiele eines Quinault, Detouches rc. behandelt er lobend und achtungsvoll.

Voltaire erfährt, wenn auch im gemäßigten Grade ein Lob für seine Lustspiele; doch nimmt er demselben gegenüber die ernsthafte Komödie in Schutz. „Als Voltaire diese Gattung verdammte, waren," sagt Lessing, „noch kein ‚Hausvater,' keine ‚Cenie' geschrieben; und Vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen." —

Weniger günstig urtheilt er über die englischen Komödien. „Die englische Manier in Bezug auf die reichere und verwickelte Handlung zerstreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der sich auf einmal übersehen läßt. Sowie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen, so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wycherly würden uns ohne diesen Aushau des allzu wollüstigen Wuchses unausstehlich sein." Es erscheint sehr befremdlich, daß Lessing Shakespeare als Lustspieldichter gänzlich unerwähnt läßt. —

Gegen die gemischte Komödie ist er viel nachsichtiger als er in seiner Jugend war. Er will ihr den spöttischen Beinamen der „weinerlichen" nicht beigegeben sehen und sagt: „wenn ‚weinerlich' heißt, was uns die Thränen

nahe bringt, wobei wir nicht übel Lust hätten zu weinen, so sind verschiedene Stücke von dieser Gattung etwas mehr als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; der gemeine Praß französischer Trauerspiele verdient, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen sie es ungefähr soweit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter seine Kunst besser verstanden hätte.“ Lessing macht also einen Unterschied zwischen weinerlich, und wirklich zu Thränen bringen und traut der gemischten Komödie, die nicht zu der großen Masse der französischen Stücke gehört, die volle Kraft wirklicher Rührung zu.

Es war von den Neueren, Engländern und Franzosen, unter diesen besonders Diderot, viel darüber gestritten worden: ob die Komödie besondere Charaktere schildern solle, oder allgemein typische. Lessing beruft sich auf die Regeln des Aristoteles und die Beispiele des Aristophanes. Das wahre Drama ging seiner Ansicht nach selten mehr auf das Allgemeine, denn auf das Einzelne. „Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzelnen Sokrates, sondern alle Sophisten, d. i. die Lehrer, welche sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen: der gefährliche Sophist überhaupt war sein Gegenstand. Daher

eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten, sodaß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen und sich der Vergleichung preisgeben konnte. Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffend, für nichts als muthwillige Verleumdungen erklärt und sie durchaus für das nicht erkennen will, was sie doch wirklich sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen." Die Charaktere der Tragödie müssen ebenso allgemein sein, erklärt Lessing am Schlusse seiner Auseinandersetzung Diderots Ansicht gegenüber, als die Komödie; „Diderots Unterschied ist falsch, oder er muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas Anderes verstehen, als Aristoteles darunter verstand."

Von Diderot und der großen Bewunderung, welche er für die Dichtungen und das Genie derselben gehabt, hatte er sich überall im Verlauf der Dramaturgie mehr und mehr frei gemacht. Er erkennt nach wie vor an, was er ihm schuldet, aber er kann nicht umhin zu bemerken, daß Diderot Gefahr laufe, Natur mit Realismus zu verwechseln, und daß er in seiner Kritik gegen Racine's abgeschmackte Schicklichkeitsregel die Würde des Stils gänzlich verletze. Lessing kannte die Alten besser als Diderot. Nebenbei hatte er auch einen feineren Geschmack

und während er das Hergebrachte, Konventionelle ebenso gründlich verwarf als Diderot, behielt doch seine Kritik immer eine konservative Färbung, denn er wußte, daß die Kunst in ihrer eigensten Natur einen Zug des Unnatürlichen beibehalten muß, da sie immer ein Kunst-Produkt bleibt. Ueber den „Natürlichen Sohn" schrieb er viel weniger angesprochen, der Charakter erschien ihm als poetischer Vorwurf unzweifelhaft eben so antastbar, wie der Aristotelischen Forderung nicht zu entsprechen. Der „Familienvater" blieb ihm nach wie vor werth.

Die zur Aufführung gekommenen deutschen Stücke behandelt er mit all der Achtung und Kritik, die sich erwarten läßt. Zunächst hatte er Schlegel für sein Lustspiel: „die stumme Schöne" ein Lob zu zollen; er wiederholte dasselbe für „den Müßiggänger," das „beste deutsche Lustspiel" desselben. An dieser Komödie hatte er noch außerdem die erfreuliche Erfahrung zu machen, daß sie dem richtigsten deutschen Beurtheiler in die Hände gefallen war, eine Thatsache, die ihm in Rücksicht auf seinen bekannten Wunsch, den Geschmack seiner Zeitgenossen zu heben, gewiß einen höchst angenehmen Eindruck gemacht hatte. Allerdings muß bemerkt werden, daß dieser richtigste Beurtheiler sein Freund Moses war. Die Wahl der Komödien, welche zur Aufführung kommen konnten, war eine sehr beschränkte. Es finden sich nur noch

zwei in der „Dramaturgie“ erwähnt, welche Lessing mit interessanten Bemerkungen versehen hat. — Das eine ist von Hippel aus Danzig, das andere von Gellert. Den Letzteren nennt er unter allen komischen Schriftstellern Deutschlands denjenigen, dessen Stücke das meiste Ursprünglich-Deutsche haben. „Familiengemälde“ betitelt er sie, in denen Jedermann sogleich zu Hause sei, auch findet er darin den Beweis, daß, trotzdem Deutschland noch keine Komödie besaß, die eine Grundbedingung dazu: die Originalnarren — nicht mangele, daß aber leider die Augen ein wenig selten seien, die solche in ihrem wahren Lichte sehen.

„Unsere Thorheiten sind bemerkbarer als bemerkt, im gewöhnlichen Leben sehen wir über viele aus Gutmüthigkeit hinweg, und in der Nachahmung haben sich unsere Virtuosen an eine allzuflache Manier gewöhnt. Sie machen sie ähnlich, aber nicht hervorspringend. Sie treffen, aber da sie ihren Gegenstand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, so mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir sehen nur immer eine Seite, an der wir uns bald satt gesehen, und deren allzuschneidende Außenlinie uns gleich an die Täuschung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren sind in der ganzen Welt platt und frostig und ekel; wenn sie belustigen sollen, muß

ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß sie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der schmutzigen Nachlässigkeit auf das Theater bringen, in der sie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müssen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umstände verrathen, aus der sich ein Jeder gerne herausarbeiten will. Er muß sie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verstand leihen; er muß das Armselige ihrer Thorheiten bemänteln können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben damit glänzen zu wollen."

Die Anschauung enthält so werthvolle Winke für den Dichter der Komödie, daß sie als Kanon aufgestellt werden sollte. Wenn unsere heutigen Komödiendichter ihre Stoffe in diesem Lichte anschauen wollten, so würden wir sicher bald Lustspiele besitzen, in denen die Komik auf der logischen Charakterentwickelung beruhte und nicht, wie zumeist bei uns in der leidigen und gefällig bequemen Verwechselung, die von vornherein die Lösung der Verwickelung in genau zu berechnende Aussicht stellt und, des Dichters Phantasie in Anspruch nehmend, Witz und Feinheit der Dialoge beschränken muß. Die Narren werden bei uns fast stehend immer durch denselben Zufall düpirt, bis der vierte oder fünfte Akt endlich die Lösung erlaubt.

Hippel erfährt eine kurze, aber sehr feine Beur=

theilung. Lessing rühmt die drolligen Einfälle desselben, aber er beklagt, daß ein Jeder, sobald er die Titel der betreffenden Stücke höre, alle diese Einfälle voraussehe. National darf er die Dichtungen nennen, aber dieses Nationale starrt gefahrdrohend wie eine Klippe aus einem sonst gute Fahrt verheißenden See, und heißt provinzial.

Es ist dieses Provinziale nach Lessing das Extremum, in welches die deutschen Dichter verfallen, wenn sie wahre deutsche Sitten schildern wollen. „Ich fürchte, daß Jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte.“ —

Die deutsche Neigung zu partikulärer Absonderung, welche den Stämmen von Alters her eigen gewesen, hat eben auch auf diesem Gebiet ihr hemmendes Gewicht angehängt, aber es ist tröstlich zu wünschen, zu hoffen, daß die politische Einigung, indem sie die Grenzen verwischt, auch nach dieser Seite hin wohlthätig wirken wird. Wenn sich dann unsere Dichter unter Lessings Zucht stellen, kann uns eine Komödie in seinem Sinn erblühen.

Idealismus in den Grenzen des Natürlichen war Lessings Losungswort. Von diesem Standpunkt aus behandelt er auch das spanische Drama, ein bis dahin

unbekanntes Gebiet für seine Zeitgenossen, in dem er jedoch durch die reiche Bibliothek eines Hamburger Kaufmanns heimisch geworden war. Er machte auf den vermischten Charakter, die eigenthümliche Schönheit, die volle Originalität und die reiche Fülle derselben aufmerksam, welche Eigenschaften mit dem Grotesken, Romantischen und Abenteuerlichen immer verbunden waren. Es war in der That der griechische Grundsatz: daß das Halbe größer ist als das Ganze, auf das spanische Drama anwendbar. Lope de Vega hatte diesen Zwitterton, diese vermischte Gattung ebenfalls eingesehen und in seinem Lehrgedichte über die Kunst, „neue Komödien zu machen“, darüber geklagt. Er suchte der Regellosigkeit Grenzen zu setzen, und da seine Landsleute die klassische Regelmäßigkeit ganz verwarfen, so gedachte er andere Regeln einzuführen; Regeln, die er dem Nationalgeschmack entlehnte. So schuf er die Verbindung des Ernsthaften mit dem Lächerlichen. Er meinte, daß die Abwechselung gefalle, was sich auch dagegen sagen lasse; die Natur selbst lehre uns die Mannigfaltigkeit, von der sie einen Theil ihrer Schönheit entlehne.

Hierauf kommt es Lessing besonders an. Er untersucht Lope's Behauptung und kommt zu der Folgerung, daß die komische Tragödie die Natur allerdings getreu nachahme, und insofern auf dem rechten Standpunkt stehe,

daß sie aber nur die eine Hälfte getreu wiedergäbe, die andere Hälfte dagegen gänzlich vernachlässige; sie ahme, sagte er, die Erscheinungen nach, ohne im Geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten. „In der Natur ist Alles mit Allem verbunden; Alles durchkreuzt sich; Alles wechselt mit Allem; Alles verändert sich, Eines in das Andere. Aber in dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genuß desselben Antheil nehmen zu lassen, müßten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat. Dies Vergnügen üben wir in jedem Augenblick des Lebens, ohne dies Vergnügen würden wir ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein. Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raum nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab und gewährt uns daher den Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.“—

Er verweist mit glücklichem Griff darauf, daß, wenn wir im Leben Zeuge von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange quer einläuft, wir der drohenden Zerstreuung möglichst auszuweichen suchen. „Wir abstrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wiederzufinden, was wir aus der Natur wegwünschten."

Er erhob auch hier die Forderung, daß die logische Konsequenz zum Maßstab des Ideals gemacht werden müsse. Indessen übersah sein klarer Blick nicht, die dabei zu beachtende Einschränkung von vornherein hinzustellen. „Nur, wenn ebendieselbe Begebenheit in ihrem Fortgang alle Schattirungen des Interesses annimmt und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der anderen entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des Einen oder Anderen unmöglich gefällt, nur dann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen."

Diese Worte schloß Lessing auch gewissermaßen zur Rechtfertigung Shakespeare's an, und um die modern-romantische Poesie mit der klassischen Idee des Schönen

zu versöhnen: sein durchgehendes Streben in Abfassung der „Dramaturgie." Indessen auch die beiden Naturen, welche in Lessing stets im Streit waren, lassen sich aus den Blättern herauslesen. Auf der einen Seite hält er sich an den Text des Aristoteles, bringt Auseinandersetzungen, leitet Regeln ab, stellt Grundsätze hin; auf der andern läßt er dem Genie vollkommen freies Spiel und fordert für die Werke der Dichter keinen anderen Richter als das unter dem Eindruck sich äußernde Gefühl des Hörers. Daneben macht sich vor Allem ein das Ganze beherrschendes Streben nach Aussöhnung und Verschmelzung der Gegensätze bemerkbar.

Das Werk war bestimmt den deutschen Geist von der sklavischen Anhänglichkeit an die Regeln dem Wortverstand nach, frei zu machen, aber Lessing war darin von einem Theil der jugendlich-aufstrebenden Vertreter damaliger Literatur mißverstanden worden. Sie legten seinen Angriff gegen die Franzosen als ein Gutheißen regellosester Hingabe an das Kraftgenialische aus und erlaubten sich Freiheiten, die nie in Lessings Sinn waren. Die Deutschen verfielen, als sie aufhörten die Franzosen zu kopiren, in einen entgegengesetzten Irrthum, geriethen in einen Zustand vollkommener Verwirrung und Verwilderung. Lessing suchte nach der goldenen Mitte; er trat für Natur und Wahrheit

in die Schranken, er hatte, wenn er den Regelzwang bekämpfte, doch nur die unverständige und falsche Anwendung derselben im Sinne. Ihm war Natur und Kunst eins, durch jene wollte er diese dem Ideal zuführen, die Schönheit herausarbeiten und wiederum in der Kunst Natur zur Wahrheit leiten.

Es ist bekannt, wie die Sturm- und Drangperiode sein hohes Streben trübte; daß die Dichter, welche dieser Zeit und Strömung angehörten, ihn so auffaßten, als habe er die konventionellen Gesetze über den Haufen geworfen, weil sie gegen Natur und Wahrheit stritten. Auf den Blättern der deutschen Literaturgeschichte stehen die wilden Auswüchse dieses Mißverstandes verzeichnet, die Geschichte der seitherigen Dichtkunst lehrt aber, daß die wilde Kraft eine Leben und Gedeihen in sich tragende war: der „Götz" von Göthe öffnete dem Publikum die Augen, daß sie erstaunten Blickes auf dieses Neue schauten, welches unverkennbar erwachsen war aus dem reichen Samen, den Lessing ausgestreut; und wenn auch noch mancher zu kraftvolle Trieb sich unschön angesetzt hatte, es bedurfte nur einer kleinen Nachhülfe, um auch diese zu beseitigen.

Aber soweit war Lessing noch nicht am Schluß der „Dramaturgie". Einsam stand er da, verletzt von dem ihn umbrausenden Ruf nach schrankenlosester Freiheit.

Eine warnende Mahnung giebt er noch am Schluß, und dann zieht er sich auch hier stolz zurück. Ideal, wie er in der Kunst war, blieb er es doch immer in durchaus realistischem Geist. Seine klare Einsicht lehnte sich gegen jene rücksichtslose Regellosigkeit auf. Es sei unmöglich, sagten diese Schwärmer, das Genie einzuschränken. Von Kritik wollten sie nichts wissen. Nicht jeder Kritiker sei ein Genie, aber jedes Genie ein geborener Kritiker.

„Kurz," sagt Lessing, „wir waren auf dem Punkte, alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern zu verlangen, daß Jeder die Kunst auf's neue für sich erfinden solle." „Ich wäre eitel genug," fährt er fort, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmackes zu hemmen." — Gehemmt hat er die Gährung allerdings nicht, aber den rechten Keim hat er hineingesenkt, der nach Klärung aller Elemente zu schöner Blüthe ausgewachsen ist.

Ein kühler Denker, wie er war, traf er fast immer das Rechte, streifte den Kern allemal. Wenn er sich auch selbst das Genie eines Dichters abspricht, er konnte nie im Unklaren sein, welch' einen bedeutenden Einfluß er auf dem Gebiet der Kunst und Poesie ausübte. Jedenfalls

aber dürfen wir Göthe's Urtheil, daß seine Dichtungen ein beredtes Zeugniß für seine poetische Begabung ablegten, Lessings Urtheil über sich selbst entgegenstellen.

Der Einfluß eines Werkes wie die „Dramaturgie" läßt sich nicht unmittelbar nachweisen. Umwälzungen so bedeutender Art greifen zu tief ein. Gedanken von so ungeheurer Tragweite sind zu originell und neu, um sofort am rechten Platze zu stehen. Das Alte läßt sich nicht gleich, nicht leicht und spurlos verdrängen, so daß nun an der geebneten Baustelle das neue Gebäude aufgeführt werden könnte. Es werden Kompromisse geschlossen, das Neue, allzu überwältigend Scheinende stiehlt sich erst nach und nach ein. Als unscheinbare Keime dringen die Ideen ein, durch Generationen hindurch erst finden sie endlich Raum in den Köpfen der Menge. Heute aber, wo wir hinunterblicken können auf die Zeit der Entwickelung, heute, wo wir die ganze Tragweite voll ermessen können, haben wir das Resultat von dem Einfluß, dem Segen dieses großen und genialen Werkes der Kritik so ganz verkörpert, daß wir an den Urheber zumeist nicht mehr denken, wie sein Verdienst es doch erforderte. Das aber ist gerade die stärkste Seite des Einflusses.

Dreizehntes Kapitel.

In Hamburg.

II. Die Antiquarischen Briefe.

„Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben finden zu wissen, sobald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten."

Lessing: Anti-Goetze IX.

So trafen zu dieser Zeit die bittersten Erfahrungen zusammen, welche Lessing in Hamburg zu machen hatte: der hoffnungslose Untergang des Nationaltheaters und das Schicksal seiner „Dramaturgie," welche jener Klasse von Industrierittern anheimgefallen war, von denen schon Luther das Urtheil fällt, daß sie eine Brut seien, gefährlicher denn Straßenräuber. Die Entmuthigung und Unlust, welche er darüber empfinden mußte, liegt am Schluß der „Dramaturgie" offen auf der Hand. Er hatte sich in diesen letzten Stücken wieder ganz in Aristoteles und die Poetik vertieft, so daß seine Vorliebe für die klassischen Studien bedeutsam erwacht war, und er dieselben also wieder mit vollem Eifer verfolgte, ohne Rücksicht

auf eine mögliche Theilnahme oder Nichttheilnahme des Publikums zu nehmen. Er dachte an eine Vollendung des „Laokoon", aber ein literarisches Ereigniß gab seiner Beschäftigung eine mehr polemische, denn didaktische Richtung.

Zu Ostern des Jahres 1768 führten ihn nämlich seine Verlagsgeschäfte nach Leipzig, woselbst die alljährliche, große Messe um diese Zeit Statt fand. Es ist der bekannte Besuch, auf welchen Goethe in „Wahrheit und Dichtung" anspielt, wenn er sagt: „Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir, ich weiß nicht was im Kopfe hatten, es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß zu ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßenden und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir auf's Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." —

Während Lessing also in dem Centrum des Buchhandels lebte, wurde er auf einige Angriffe gegen seinen „Laokoon" aufmerksam, welche kurz vorher in der Zeitung des Halleschen Professors Klotz veröffentlicht

waren. Dieser Klotz war ein junger Mann mit vielseitigem Talent, im Besitz einer großen Begabung: schriftstellerische Arbeiten mit Leichtigkeit zu entwerfen; er besaß ein einnehmendes Wesen und war von einem unbegrenzten Ehrgeiz beseelt. Abgestoßen von dem trockenen Ton langweiliger Pedanterie, den die Vertreter deutscher Gelehrsamkeit einschlugen, hatte er den keineswegs anzutastenden Vorsatz gefaßt, das Publikum für ästhetische Fragen und Abhandlungen durch eine anmuthige Behandlung zu gewinnen und ihm ein Gebiet zu erschließen, welches die Gelehrten bis dahin eigentlich nur für sich beanspruchten. Friedrich der Große hatte dem jugendlichen Professor, zufolge der ihm eigenen Voreingenommenheit gegen deutsche Kleinmeister, von denen Klotz eine rühmliche Ausnahme zu machen schien, eine Stelle in Halle gegeben, wo er sich in Verhältnissen so günstiger Art befand, wie wenige Gelehrte in Deutschland; in reichem, äußerem Wohlstand, wodurch er im Stande war, andere aufstrebende Schriftsteller zu unterstützen. Macht man sich dazu noch die richtige Vorstellung von einer starken Dosis persönlicher Eitelkeit, die ihm geworden, von seiner brennenden Sehnsucht nach Bekanntmachung seines Namens, die ihn zur Thätigkeit spornte und verleitet hatte, sich an die Spitze einer literarischen Koterie zu stellen, so wird man leicht schließen können,

daß eine unangenehme Berührung mit anderen berühmten Männern nicht ausbleiben konnte. Es ist eine beliebte Taktik sich an schon bekannte Größen anzulehnen, sei es in anerkennender, sei es in absprechender Erwähnung; in der Regel verbinden sich beide Arten zu dann noch geschickter sein sollendem Kunstgriff.

Klotz hatte sich zunächst begnügt, ästhetische Themata volksthümlich und allgemein verständlich zu beleuchten; bald aber begann er, gereizt durch den steigenden Ruhm so vieler seiner Zeitgenossen, sich an die gelehrtesten Männer zu wagen und sie hie und da zu bekritteln. Er behauptete, daß in Berlin eine literarische Klique bestehe, deren Tendenz darauf hinausgehe, aufstrebende Geister zu unterdrücken.

Schon im Mai 1766 hatte Klotz Lessing einen Brief voll ausgesuchtester Höflichkeit geschrieben und um die Erlaubniß gebeten, in der einen seiner beiden Zeitschriften bescheiden sagen zu dürfen, in welchen kleinen Punkten er mit Lessing in Bezug auf den „Laokoon" nicht einer Meinung sei. Natürlich ging Lessing mit Vergnügen darauf ein und erwiederte überall die liebenswürdigen Zeilen mit Zuvorkommenheit und Achtung. Es war sogar von beiden Seiten eine Zusammenkunft geplant, welchen Plan jedoch Lessing schon in Leipzig, wo er über Klotz allerlei hörte, aufgab.

Im Oktober desselben Jahres sandte Klotz Lessing seine Schrift gegen den „Laokoon" von einem Brief begleitet, dessen übertriebene Höflichkeit zu dem allzu kühnen Tadel paßte, den seine Ausstellungen enthielten. Klotz und seine Anhänger hatten aber schon zuvor die von Ersterem aufgestellten Fehler durch allerlei pikante Zeitungsartikel unter das Publikum gebracht. Auch in der „Altonaer Zeitung" bekamen die Abonnenten einen „unverzeihlichen Fehler" des Hamburger Kritikers aufgeführt, und hier mußte in Anbetracht aller Verhältnisse der Hieb am sichersten treffen. Lessing hielt nun nicht mehr an sich; der „unverzeihliche Fehler" reizte ihn über alle Maßen. Schon zu lange hatte er zu dem unverschämten Treiben des Halleschen Kunstrichters den Kopf geschüttelt, hatte getadelt und gerügt, daß derselbe seine Berliner Freunde ungestraft bewerfe. Er wußte, daß eine ganze Reihe von deutschen Gelehrten sehnlichst wünschte, ein Berufener möge dem kecken Angreifer einmal entgegen treten; aber er wußte auch, daß keiner von den „Pedanten" das Zeug dazu hatte.

In der nothwendigen Stimmung, wenn man Gereiztheit dafür halten will, befand er sich, denn durch all die bittren Erfahrungen war er unfraglich in einen Zustand nervöser Erregtheit gekommen; so daß der geringste Anstoß von außen genügte, der in ihm angesammelten

Entrüstung Luft zu machen. Er vergaß, daß er Klotz' schon zuvor als eines Gelehrten mit feinem und richtigem Geschmack gedacht hatte; er bedachte nicht die wirklich anerkennenswerthen und begründeten philologischen und antiquarischen Einwendungen, welche Klotz gemacht, wie z. B. die Bemerkungen über das höchste von den Griechen erreichte Pathos, die Gegensätze in dem griechischen und römischen Nationalcharakter und so weiter. Die Bosheit des Mannes, seine kindische Empfindlichkeit für Lob und Tadel waren Lessing abstoßend, der ein wahrer Don Quixote in dem Bereich der gelehrten Welt war. Nur wahre Gelehrsamkeit galt ihm etwas, alle Hohlheit und Oberflächlichkeit war ihm verpönt. Er wollte nicht einmal die Thatsache anerkennen, daß solche Leute gelegentlich mehr dazu beitragen, dergleichen Gegenstände populär zu machen, als die Gelehrten von Fach. Wir müssen immer festhalten, daß Lessing in dieser Beziehung eine sehr rühmliche Ausnahme machte; er verband die Gründlichkeit des Gelehrten mit feinem Geschmack und klassischem Stil, eine in Deutschland so seltene Vereinigung, daß nur diese Thatsache Klotz' Popularität erklärt, da derselben Lessing darin einigermaßen nahe kam. Daneben aber verachtete Lessing den Kliquengeist, welchem Klotz huldigte, ja seine Entrüstung stieg bis zum äußersten, als er fand, daß Klotz soweit

ging die elendsten Gerüchte gegen seine Widersacher im Umlauf zu setzen. Lessings antiquarische Interessen waren durch die klassischen Studien bedeutend angeregt worden, der Gegner, dessen er sich bei seinen Streitschriften so gern bediente, brauchte nicht erst gesucht zu werden, die gehörige Quantität von Bitterkeit fehlte nicht, und der Erfolg war ein zweites „Vademecum.“ „Ich muß sehen, ob ich noch ein Literaturbriefchen zurecht machen kann,“ schrieb er an Nicolai, demselben meldend, daß er diese aufrührerische Koterie bekämpfen und kein Mitleid zeigen wolle. Der Mann konnte ihm unmöglich für ein Orakel gelten, obgleich derselbe diesen Anspruch augenscheinlich mit besonderem Nachdruck erhob. Lessing aber war überzeugt, daß wohl kein armselig unwissenderes Professorlein je versucht habe den kritischen Dreifuß zu besteigen. „Sein Büchelchen über ‚die geschnittenen Steine‘ ist die elendste und frechste Kompilation von Winkelmann und Lippert, den er noch dazu oft mißverstanden hat, und was er selbst hinzugefügt, ist das Erbärmlichste, was man sich denken kann.“ —

Gerade in diesem Aufsatz, den Klotz’ Freunde so sehr priesen, hatte derselbe seine ersten Angriffe gegen Lessing gemacht. „Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen von ‚geschnittenen Steinen‘ dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Besseren zu belehren.

Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden oder aus Neckerei nicht verstehen wollen."

Lessing erwiederte den Artikel in der „Altonaer Zeitung" in dem Hamburger Blatt. Er nannte diese Antwort gegen Nicolai seine „Kriegserklärung gegen Klotz", und er fühlte sich um so mehr berufen diesen Krieg aufzunehmen, als Winkelmann, der einzige, welcher zu einem solchen gerüstet gewesen sein würde, nicht mehr lebte. Er erklärt seine Meinung über den Korpsgeist, welcher damals unter den deutschen Professoren herrschte und unter allen Umständen aufrecht erhalten werden sollte, deutlich genug mit den Worten, in denen er ausspricht, wie er dazu gekommen gegen Klotz zu schreiben. „Ich hatte lange gewartet, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der Philister machen wolle. Endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. — Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte stets verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine oder doch so wenige auf meiner Seite zu sein öffentlich

bezeugen, so fürchte ich, er hat mich mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in kurzem wieder überschrieen." —

Nachdem der Krieg einmal eröffnet war, folgten sich die Angriffe mit erstaunlicher Geschwindigkeit, die um so mehr auffallen muß, wenn man die gründliche Gelehrsamkeit in Erwägung zieht, mit welcher die Briefe geschrieben sind, und durch welche Lessing beweist, wie vertraut er mit dem Thema war.

Seine Briefe an Nicolai besagen, daß er nicht einmal die nothwendigsten Bücher zur Hand hatte, deren er sich zum Nachschlagen hätte bedienen können. In der kurzen Zeit eines Monats schrieb er die ersten fünfundzwanzig seiner „Antiquarischen Briefe." Um Michaelis desselben Jahres (1768) erschien der erste Theil als Buch.

Zu gleicher Zeit schrieb er auch noch einen Aufsatz: „Ueber die Ahnenbilder der Alten Römer," der ebenfalls gegen Klotz gerichtet war. Nicolai lehnte den Verlag desselben ab, und es blieb ein Bruchstück, welches erst unter Lessings Nachlaß veröffentlicht wurde. Leider ist es nur in sehr unvollkommener Form erhalten und bricht an der interessantesten Stelle ab.

Er trat damit einer Anmaßung von Klotz entgegen, der zufolge dieser behauptete, daß er die Entdeckung

gemacht habe, diese Ahnenbilder seien Werke der enkaustischen Malerei gewesen. Er wies ihm nicht nur nach, daß diese Anschauung ein Plagium von Christ war, er bewies auch auf das schlagendste sowohl aus den Klassikern, wie aus inneren Gründen, daß die alten, in den Vorsälen aufbewahrten Ahnenbilder nichts seien, als gemalte Wachsmasken. —

Mendelssohn mißbilligte diese Streitschrift, denn er hielt sie seines Freundes für unwürdig. Dagegen vertheidigte sich Lessing, daß es nöthig wäre, diesem Stümper ein für allemal das Handwerk zu legen.

Dabei ist es jedoch seine Absicht durchaus nicht, sich in antiquarische Studien zu vergraben. Die Archäologie allein ist ihm nur ein armseliges Studium; er schätzt dasselbe gerade soviel als es werth ist, als ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens angenehm zu verkürzen. Auch Nicolai tadelte ihn, daß sein Betragen und Verfahren gegen Klotz der allergewöhnlichsten und nothwendigsten Höflichkeit ermangele. Klotz selbst hatte sich über „persönliche Beleidigungen, Zudringlichkeiten und einen oft mehr als satirischen Stil beklagt, der an den Verfasser des ‚Vademecum für Herrn Lange‘ zu denken zwinge.“

Schon im Vorwort zum ersten Theil erwiedert Lessing darauf mit den Worten des Cicero an den

lauwarmen Atticus: Vide, quam sim antiquorum hominum! (Siehe, wie ich noch ganz zu den Männern der alten Zeit gehöre, wie unmodern ich bin, wie wenig geneigt zur neumodischen Höflichkeit!). Er führt an, daß die Alten das Ding, welches wir Höflichkeit nennen, nicht kannten. „Ihre Urbanität war von ihr ebenso=weit als von der Grobheit entfernt. Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe, er mag sich von ihr ebenso weit als von der Grobheit entfernen."

Gegen alle drei Anklagen des Geheimraths und Professors Klotz vertheidigt sich Lessing am Schluß der Briefe. „Persönliche Beleidigungen!" ruft er, „durch welches Wort habe ich mir merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne?" Er legte dar, wie weit und in welcher Art der Kunstrichter in seinen Kritiken vorzugehen habe. Sobald der Kunstrichter ver=rathe, daß er von seinem Autor mehr wisse, als ihm die Schriften desselben sagen können, sobald er sich aus dieser näheren Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bediene, werde der Tadel persönliche Beleidigung. Er höre dann auf Kunstrichter zu sein; er werde — das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden könne — ein Klatscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Auf die Beschuldigung der Zudringlichkeit antwortet er, daß er sich allerdings vorzuwerfen habe, Klotz im „Laokoon“ ein uneingeschränktes Lob zuertheilt zu haben, durch welches er sich dessen Annäherung zugezogen.

Der Ton erinnerte an das ‚Vademecum‘?! „Nun denn?“ fragt er, „was kann ich dafür, daß sein Buch ebenso kindische Schnitzer hat als der Lange’sche Horaz?“

Man hatte aufgeworfen, daß es besser gewesen, ein wenig säuberlicher mit Herrn Klotz umzugehen. Die Höflichkeit sei eine so artige Sache. —

„Gewiß!“ erwiedert Lessing, „denn sie ist eine so kleine. Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein. Hingegen zum Besten der Mehrern freimüthig sein, ist Pflicht, sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.“

„Wenn ich,“ fährt er fort und giebt damit die bekannte und berühmte Ansicht ab, wie er eine Kritik gehandhabt wissen will, — „wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelind und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch

gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalemacher.“ —

In seinen Streitschriften ist Lessing mit einem Weisen zu vergleichen, welcher eine Zeit lang geduldig auf die verwirrte Scene vor sich blickt, bis er dann die Herrschaft über sich verlierend, plötzlich dreinfährt und Gutes wie Schlimmes mit einander über den Haufen wirft. Immer werden die „Antiquarischen Briefe“ gleich dem „Vademecum“ gelesen werden, wegen der darin enthaltenen fein gezielten und sicher treffenden Angriffe, wegen der ihnen innewohnenden direkten Einwirkung, der geistvollen, großartigen und wechselnden Lebendigkeit, mit der selbst rein gelehrte Fragen behandelt werden, so daß der Leser oft vermittelst einer unerwartet humoristischen Wendung über die schwierigsten Stellen fortgetragen wird. Abschweifungen finden sich nur selten in den Aufsätzen. Nie hielt sich Lessing genauer an das ihm vorliegende Thema. Er geht seinem Widersacher Schritt für Schritt nach; wenn dieser abzuweichen sucht, so folgt er ihm in das Gebiet dieser Abweichungen. Er steht sicher auf seinem viel vortheilhafteren Boden, und dieser Sicherheit giebt er vollen Ausdruck durch einen Ton, der wohl das Bewußtsein seines Rechtes deutlich wiederspiegelt, aber nie anmaßend wird. Der eigenthümliche Reiz seines sprachgewandten

Stils herrscht gerade in diesen Briefen besonders vor, die gleich einer leichten Unterhaltung sich ganz natürlich aus sich selbst entwickeln. Man merkt ihnen die Arbeit des Schriftstellers gar nicht an; der Leser wird Zeuge eines Gesprächs, das sich in Frage und Antwort vor ihm abwickelt. Was kümmern den Leser die einfältigen Irrthümer, in welche der längst vergessene Hallesche Professor Klotz verfallen? und doch treibt ihn die interessante Behandlungsweise derselben vorwärts, daß er mit Interesse bis zu Ende liest.

Klotz war bei seiner Streitschrift gegen Lessing bei einer Stelle aus dem „Laokoon" stehen geblieben, wo nämlich Lessing behauptet hatte, daß die Alten die Vorwürfe zu ihren Gemälden nicht aus ihren Dichtern gezogen haben. „Wie," hatte er geschrieben, „hat es einem unserer besten Kunstrichter einfallen können zu sagen, daß man sogar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu sein scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu malen." Er wies erwiedernd auf die bei Herkulanum und auch an anderen Orten gefundenen Gemälde hin und begriff gar nicht, daß nur er *selbst* es war, der den Text des „Laokoon" falsch verstanden, da Lessing allein des Grafen Caylus' Vorschlag, ein Epos, ja des

Homer Epen in Bildern zu malen, getadelt hatte. Nie hatte er geleugnet, daß die Alten jene von ihren Dichtern gewählten Themata nicht auch in das Bereich ihrer Kunst gezogen; aber seine Ansicht war, daß die betreffenden Künstler und Dichter sich stets innerhalb der Grenzen ihrer Kunst gehalten haben, und der Eine dem Anderen Linie für Linie und Zug für Zug gefolgt sei.

Die ersten acht Briefe, welche diese Berichtigung und Gegenberichtigung behandeln, erregten ein bedeutendes Aufsehen. In den folgenden fünf Briefen spricht Lessing über die Perspektive, und es widerfuhr ihm, daß die kompetentsten Richter und feinsten Kenner seine Abhandlung mit der achtungsvollsten Anerkennung als ein wahres Meisterwerk besprachen und priesen. Die übrigen Briefe widmet er der Steinschneidekunst und dem Buche des Klotz: „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihre Abdrücke.“ Es ist ihm ein Leichtes darzulegen, daß Klotz ein nur ganz oberflächliches und alltägliches Wissen besitze.

Er prüft die von Klotz angeführten Autoren, es sind entweder Gelehrte zweiten Ranges, oder er hat ihre Meinung falsch verstanden, sie entweder ungenau oder nach einem schon gemachten Auszug citirt. Was Klotz an eigenen Anschauungen und Urtheilen vorbringt, ist

nicht das geringste werth, und es kann nicht Wunder nehmen, „da der Herr Professor so wenig versteht."

Die ästhetischen Interessen, welche im „Laokoon" stets bestimmend und tonangebend sind, kommen hier nur immer in zweiter Linie; das rein Archäologische nimmt entschieden die erste Stelle ein. Lessing zeigt sich von der gelehrtesten Seite; technische, optische, etymologische, literarische und wissenschaftliche Beweisgründe, Kommentare zu klassischen Schriftstellern, das sind die Waffen, welche er gegen Klotz führt und mit denen er dessen schwächste Seite, Mangel an Gründlichkeit empfindlich trifft. Klotz hatte niemals gedacht, daß sein Buch einer so gründlichen Lesung würde unterworfen werden. Er versuchte zunächst Lessing zu versöhnen, dann, als er einsah, daß hier alle Annäherungsversuche verlorene Mühe waren, weigerte er jede Antwort und gab vor, daß die Streitigkeiten der Gelehrten für das große Publikum ganz ohne Interesse seien. Zuletzt verfiel er auf die Rolle des großmüthigen Feindes, aber auch dieser Schachzug half ihm nichts, denn Lessing riß ihm die Maske ab und zeigte dem Publikum das darunter versteckte wahre Antlitz: dasjenige eines Heuchlers. Denn, während er Lessing gegenüber sich den Schein des bescheidenen und höflichen Mannes gab, hatte er seine Satelliten veranlaßt, seinen Widersacher in allen öffent-

lichen Blättern auf das schamloseste anzugreifen, hatte versucht Nicolai gegen denselben aufzubringen; hatte, was Lessing zumeist und am empfindlichsten berührte, einige von diesen Schmähschriften in dem Pfarrhaus zu Kamenz einreichen lassen, und damit dem lieben, alten Vater Kummer und Sorge verursacht, die diesen um so schwerer trafen, als er gebeugt durch allerlei Mißgeschick und angegriffen an seiner Gesundheit, nicht mehr viel Kraft zum Tragen besaß. —

Der zweite Band der „Antiquarischen Briefe," welcher sich wegen nothwendig gewordener Holzschnitte von Intaglios um ein Jahr verzögerte, zeigt einen noch bittreren Ton, und verräth, daß ihm der Gegenstand seiner Kleinlichkeit wegen sehr wenig sympathisch war.

Nicolai, der Verleger auch dieses Werkes, mußte ihm auf den Erfolg des ersten Bandes melden, daß der Absatz des zweiten entschieden abfällig werde.

Mit dem einundfünfzigsten Briefe bricht Lessing die archäologischen Abhandlungen ab, um in den letzten sieben Briefen Geschichte und Entwickelung der ganzen Streitschrift zu geben, weil Klotz und seine Anhänger in ihrer Taktlosigkeit und Schmähsucht Gerüchte in Umlauf gesetzt hatten, die er nicht unbeantwortet lassen konnte. „Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben,

daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen, daß sie nicht antiquarischen Inhalts sind," schreibt er in den Entwürfen und Fortsetzungen der Briefe. „So waren sie wenigstens antiquarischen Tones! Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Es ist wahr, das Studium der Alterthümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht; aber sie betreffen doch Männer — einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgiebt." —

Nicht Hitze, nicht Uebereilung hat Lessing auf den Ton gestimmt, in welchem man ihn mit Klotz hört, er schreibt alle Briefe und also auch diese mit kühler Ueberlegung. Selbst harte und bittre Worte, die er anwendet, selbst die schärfste Satire handhabt er absichtlich und in Hinblick auf seinen Zweck. Bis dahin hatte er sich nur mit Klotz dem Autor abgegeben, aber nun zwang ihn dieser auch den Herrn Geheimrath und Professor sowie den Menschen zu beleuchten. Der eine hatte seinen persönlichen Charakter angegriffen, der andere sich dem „Magister Lessing, dem Theaterrecensenten ohne Titel und Orden" gegenüber seiner Würden und seines Ranges gerühmt.

Er hatte ausgesprengt, daß Lessing das alleinige und eigentliche Haupt jener Berliner Dichterschule sei, die in den Journalen, welche Nicolai besorgte, den

unerträglichsten Despotismus übe. Dem gegenüber erklärte Lessing, daß er mit Nicolai's „Allgemeiner Bibliothek" nichts zu thun habe und daß, obgleich das Journal schon bis auf den neunten Band angewachsen sei, er noch die Feder dazu ansetzen solle. Klotz und seine Klique hatten eine Schule entdeckt, wo keine existirte, ein Zusammenwirken gewittert, wo nur persönlichstes und isolirtes Streben vertreten war; eine Vision, die sie dem Publikum als Faktum hinstellten, obgleich Klotz kein reines Bewußtsein dabei hatte.

„Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten", schreibt Lessing im fünfundfünfzigsten Briefe. „Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Hügel, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu Niemandem und helfe Niemandem und lasse mir von Niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als grade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken

können dazwischen hinschwärmen; aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke darunter durchjagen wollen, noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben; auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt." — Klotz warf Lessing mit einer Erbse und ward von ihm mit einem Steinhaufen überschüttet, sagte ein Zeitgenosse. Alle, Göthe nicht ausgenommen, tadelten die Heftigkeit und Schärfe, mit der Lessing seinen Widersacher angriff. Derselbe verdiente ohne Zweifel eine Zurechtweisung, doch war im Grunde weder die Sache an sich, noch der Gegner eine solch erschöpfende Auseinandersetzung, eine solche entschiedene Abfertigung werth. Freilich hat auch Göthe es an einer anderen Stelle ausgesprochen, daß wer das Recht auf seiner Seite habe, derbe auftreten müsse, und daß bescheidenes Recht gar nichts heißen wolle.

Klotz schwieg auf Lessings energische Antwort, aber er sprengte überall aus, daß er Materialien zu einer Entgegnung sammle. Dieselbe ist indessen nie erschienen.

Vielleicht mochte auch Lessing einen Begriff davon haben, daß er recht heftig gewesen, aber noch in späteren Jahren rechtfertigte er sein Verhalten in der

Sache. Wenn die Wagschaale auf der Seite des Unrechts zu tief sinke, sagte er, so müßte man sich mit seinem ganzen Gewicht dagegen auflegen, um das Gleichgewicht, wenn möglich, wieder herzustellen.

Seine Reizbarkeit, seine Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen wuchs von Tag zu Tag. Schon im September 1768 trug er sich mit allerlei Plänen, um von Hamburg fort zu kommen, Absichten, welche er gegen seine gewöhnliche Art, ohne Rückhalt mittheilte, vielleicht um sich damit eine moralische Verpflichtung aufzuerlegen sie zu halten. Seinem Bruder Karl theilte er mit, daß er das kommende Frühjahr über Livorno nach Rom zu gehen gedenke; zu diesem Zweck seine Bücher und Habseligkeiten zu verkaufen beabsichtige und, da der Katalog schon gedruckt sei, die Auktion für Januar festgesetzt habe.

Auch Nicolai theilt er den Plan mit. „Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Wegs nach Rom. Sie lachen, aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht . . . . Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur soviel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebensoviel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Thaler leben: aber in

Rom für 300 Thaler. Soviel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen, als in Deutschland."

Was sollte Lessing auch in Hamburg gehalten haben? Das Geschäft mit Bode war gleichfalls aufgelöst; und wenn diese Angelegenheit auch in liebenswürdiger Weise berichtigt war, da beide Interessenten gleich kostspielige Phantasien in Betreff auf das Buchhändlergeschäft gehabt und sich so gegenseitig nichts vorzuwerfen hatten, so war es doch eine niederdrückende Enttäuschung. Wie unpraktisch die Leitung des Geschäftes gewesen, zeigt die Notiz, daß sie z. B. ihr Papier direkt aus Italien bezogen. Daneben waren sie mit dem Druck viel zu großartig und freigebig gewesen. Sie wechselten mit verschiedenartigen Typen und Tinten, brachten zierlich feine Vignetten, Endzeilen und Leisten ꝛc.; Verzierungen und Verschönerungen, gegen die das Publikum durchaus gleichgültig blieb, durch welche der Preis ihrer Bücher aber sehr vertheuert wurde. Es lag nicht in Lessings Natur Geschäfte zu machen und Nicolai's Warnung, daß auch dieses gelernt werden müsse, hatte leider nichts gefruchtet. Derselbe hatte nur tauben Ohren gepredigt,

da Lessing glaubte, daß er durch seine gründlichen und bedeutenden literarischen Kenntnisse bald ersetzen könne, was ihm an geschäftlicher Gewandtheit fehle. Vielleicht auch hätten seine Vorzüge hingereicht, wenn sie mit der für Geschäfte nöthigen Sicherheit, Pünktlichkeit und Fertigkeit verbunden gewesen wären. Aber hierauf war nicht die geringste Rechnung zu machen.

So klagte Lessing z. B. über den Nachdruck seiner „Dramaturgie", und daß die Ausgabe, welche Unbefugte gemacht, von dem Publikum gekauft werde, Nicolai aber sagte ihm mehr als einmal, daß er das Publikum nicht so sehr darüber tadeln dürfe, da der Markt mit der nachgedruckten Ausgabe besser versehen sei, als mit dem Original. — Sein mißlungenes Geschäft veranlaßte ihn über einen Plan nachzudenken, demzufolge Autoren und Verleger einander nicht entfremdet werden, sondern die Ersteren in den Stand gesetzt würden, die Arbeiten ihres Fleißes ebenso profitabel zu machen als jede andere Waare.

Er kleidete seine Anschauungen darüber in ein Pamphlet: „Leben und Leben lassen" und vertrat damit einen Plan, über den schon Leibniz gedacht hatte, nämlich den: auf Subskription zu veröffentlichen. Natürlich sollte der betreffende Verleger das Geschäft in der Hand haben, aber sein Verdienst nur in Kommissions-

gebühren bestehen und der Nettobetrag dem Autor zu gute kommen.

Er trug sich in dieser für seine Zukunft so unsicheren Zeit wieder einmal mit allerlei Plänen; nicht allein Hamburg, ganz Deutschland war ihm verhaßt; er hatte zu bittere Erfahrungen gemacht. „Sie sind krank gewesen, liebster Freund," schreibt er im November an Ramler. „Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man da sieht, muß einem die Galle in's Geblüt jagen. Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen und ein paar tausend Meilen in die Welt hineinschwimmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder, als wir ausgefahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft. Ich denke nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Ort in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens) einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin."

Die Nachricht, daß Lessing nach Rom zu gehen beabsichtige, verbreitete sich und wurde mit verschiedenen Vermuthungen und Annahmen erweitert in den Blättern veröffentlicht. Der Eine wollte wissen, daß er Katholik werden wolle, ein Anderer behauptete, daß er in der

Hauptstadt der allein seligmachenden Kirche den Protestanten zu spielen gedenke, wie er einst in Sachsen den Preußen gespielt. Wieder ein Anderer verbreitete: Lessing werde päpstlicher Bibliothekar und durchkreuzte damit die Nachricht, daß er im Begriffe stehe eine Professur der Archäologie einzunehmen. — Lessing fühlte sich höchst erzürnt durch solche verbreitete Muthmaßungen, besonders als sogar einige seiner Bekannten denselben Glauben beimaßen. Er klagt, daß es doch nur im Spott gesagt werde, wiederholt versichert er, daß er nur des Studiums wegen hingehe und nicht, wie hämische Narren aussprengten, um zu lehren. Winkelmanns Freund Muzel Stosch bot auf das Gerücht hin Lessing an, ihn bei dem Kardinal Albani einzuführen, wobei er fallen ließ, daß er die durch Winkelmanns jähen und gewaltsamen Tod erledigte Stelle bekommen möchte.

Er lehnte das Anerbieten höflich ab. „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom, als die ich rein zufälliger Weise selbst mache," schrieb er an Nicolai. „Wenn Winkelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre, so glaube ich, wären seine ‚Monumente' auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, blos weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht und von Seiten

der Gelehrsamkeit ist auch mehr darin, als Winkelmann mit Gewalt hineingepreßt hat. Was ich zu sehen und wie ich auch zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle." —

Der Frühling von 1769 fand Lessing jedoch noch in Hamburg. Er war mit dem zweiten Band der „Antiquarischen Briefe" beschäftigt, plante einen dritten und schrieb Notizen dazu. Die billigere Reise über Livorno gab er auf; er beabsichtigte nun im Mai über Land zu gehen, Göttingen, Kassel und Nürnberg zu besuchen und in einer von diesen Städten in freier, kurzer Muse seinen „Laokoon" zu vollenden. Es redeten und stritten so viele Narren in geschäftiger Wichtigkeit darüber, daß der Wunsch immer lebhafter in ihm wurde, allen jenen seiner Gedankenwelt nachforschenden Kritikanten zu zeigen, welches Ziel er bei diesem Werk im Auge gehabt; er skizzirte den weiteren Verlauf desselben in einem Briefe an Nicolai.

Während der ganzen Zeit hatte Lessing mit einer gewissen Hoffnung nach Wien geschaut, woselbst ein geistiges Aufstreben sich bemerkbar machte. Es wurde dem Hamburger Dramaturgisten von dorther eine Stelle an der Wiener Bühne angeboten. Eine Aussicht auf 3000 Gulden mit der Verpflichtung zwei Stücke jährlich zu schreiben war allerdings nicht so übel, aber dennoch

lehnte Lessing ab, weil er gerade nach den Hamburger Erfahrungen nicht wieder mit dem Theater in Verbindung treten mochte.

Indeß verzögerte er seine Abreise nach Italien noch um Wochen; denn es mangelte trotz aller Anstrengungen, Geld flüssig zu machen an den nöthigen Mitteln, und Wien behielt er immer im Auge. Kaiser Joseph hielt den Vertretern der Literatur und Kunst hochgehende und schöne Pläne zur Belebung des geistigen Strebens vor und stellte eine ganz neue Kunstblüthe in Aussicht. Klopstock stand mit dem für alles Schöne und den Fortschritt so begeisterten Fürsten in direkter Verbindung, er malte mit farbenreichem Stift ein Bild der glänzendsten Zukunft, auf dem seine hochgehende Phantasie den Künstlern und Dichtern seiner Zeit einen ihren schönsten Hoffnungen entsprechenden Platz anwies. Lessing theilte Klopstocks Hoffnungen und hörte nicht auf die weisen Vorstellungen Nicolai's, der ihn vor dem österreichischen Despotismus warnte, und ihn stolz darauf hin wies, daß er in Berlin eine viel realere Freiheit finden würde. Wie konnte Lessing Redefreiheit an einem Orte erwarten, wo Mendelssohns „Phädon" konfiscirt worden war. Der ganze hochfliegende Plan in Wien war, wie sich die Berliner ausdrückten, nur ein Finanzprojekt, ein geschäftlicher Schachzug. — Man hoffte, daß die

berühmten Schriftsteller ihre Werke in Oesterreich veröffentlichen und somit Geld in's Land bringen würden. Was konnte man anders von Plänen erwarten, welche Kaunitz gebilligt hatte, Pläne, welche in einem Lande ausgedacht waren, wo man den Nachdruck aus denselben geschäftlichen Grundsätzen begünstigte, demzufolge die Einfuhr von Häringen verboten war, damit nämlich das Geld im Lande bleibe.

Lessing wollte allerdings von alledem nichts hören. „Wien mag sein, wie es will," schrieb er an Nicolai, „der deutschen Literatur verspreche ich dort immer noch mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der ‚Phädon' in Wien konfiscirt ist, so muß es blos geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden könne, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe."

„Sonst sagen sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann bald zu bedienen schämen. . . . . "

„Lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt

sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist."

Nicolai hatte übrigens Recht und auch Lessing blieb nicht lange im Unklaren über den falschen Liberalismus Josephs des Zweiten, dessen unruhiger Geist sich in phantastischer Weise mit den Projekten herumgetragen hatte. Der Reiseplan nach dem gelobten Land der Kunst trat wieder in den Vordergrund; aber die Ausführung blieb schwierig wie bisher. Wenn er auch Alles, was er besaß, zu Gelde machte, so reichte es lange nicht, die bescheidensten Ansprüche zu befriedigen.

Er sagte, daß ihm sei, wie einem Menschen, welcher in einen Sumpf gerathen; je größere Anstrengungen er mache, herauszukommen, desto tiefer versinke er darin. Er arbeitete und schaffte immer angestrengter, immer eifriger und doch schien er keinen Schritt vorwärts zu kommen; er machte Pläne über Pläne, aber keiner entsprach seinen Hoffnungen, seinen Erwartungen; und zu alledem die immer steigenden Forderungen von Kamenz. Er war fast vierzig Jahre alt, die Täuschungen und Sorgen hatten seine im Ganzen eiserne Gesundheit doch schon angegriffen und noch immer war er der „alte Vogel auf dem Dache." —

„Wenn die bösen vierzig kommen, dann ist es aus

mit dem Manne.“ Eine gewisse Angegriffenheit, eine ungewohnte Reizbarkeit bedrückten ihn. „Ich muß annehmen, daß die unglücklichen vierzig Jahre an Allem Schuld sind. Und wenn dem so ist, danke ich für die anderen vierzig, welche ich noch vielleicht vor mir habe.“ —

Man braucht die Verhältnisse nur obenhin zu kennen, um zu begreifen, daß ein weniger starkes Herz, ein weniger selbstständiger Mann in Lessings Lage ganz anders geklagt haben würde. Mittellos, ohne alle Aussicht, enttäuscht in seinem edelsten Streben, seinem besten Schaffen; verkannt, allein gelassen, angegriffen, zurückgestoßen; einsehend, daß er in jener Zeit ein Prediger in der Wüste war: so stand er da ohne Stellung, ohne Amt, ohne Weib und Familie. Und doch fühlte er den lebhaftesten Drang, hatte er die Sehnsucht nach beiden Idealen! Das Leben der Seinen in Kamenz zeigte seinen auch dahin eilenden Blicken kein erfreuliches, sonniges Heimwesen, wo er hätte ausruhen und sich stärken können. „Ich bin in diesem Augenblick so arm, als gewiß keiner von unserer Familie ist. Denn der ärmste ist doch wenigstens nicht schuldig; und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren.“ So schrieb er im Juli 1769 und noch im Januar 1770 wiederholte er, daß er noch nicht sehe, wie

er mit Ehren wegkommen wolle. Selbst die seinen Eltern versprochene Unterstützung konnte er nicht leisten, und es schnitt ihm tief ins Herz. Nur eine neu auftauchende Hoffnung auf Anstellung in Wolfenbüttel tröstete ihn, und im Geist half er schon wieder mit ganzer Liebe und wirksamstem Können.

„Es ist mein fester Vorsatz, alles, was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte," schrieb er seinem Bruder Karl. „Ich will gewiß auch dich sodann nicht vergessen und vielleicht erlauben es die Umstände, dich wieder bei mir zu haben."

Es war ihm zu gönnen, daß ein Lichtblitz, ein Sonnenstrahl in sein Leben fiel.

„Die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk;" in den Worten liegt ein ganzes Gewicht von Lebensnoth.

In diesem Zustand der Unentschiedenheit nahm er seinen „Schlaftrunk" wieder vor und gedachte das Bruchstück zu vervollständigen; eine unbedeutende Unterbrechung hinderte ihn daran; er gab die Idee auf, denn er war des Theaters überdrüssig.

Sein größeres Interesse lag jetzt auf der Seite der antiquarischen Studien, aber auch des Streites mit Klotz war er müde. Es lag ihm daran ein Werk zu schreiben, bei welchem er sich auf demselben Gebiete mit

größerer Ruhe und freundlicherem Verweilen bewegte. Das Resultat war der kleine anziehende Aufsatz: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ Der Zweck dieser Arbeit liegt in dem Beweis, daß die Alten den Tod nie, wie damals allgemein, selbst von Winkelmann irrthümlich angenommen wurde, als ein „Gerippe“, sondern als einen „die Fackel senkenden Genius“ dargestellt haben. Lessing hatte das Thema schon im „Laokoon“ berührt, und Klotz ihn, auf zwei Figuren verweisend, die er auf alten Gemmen sowie Urnen fand und die den Tod in der Form eines Gerippes darstellten, zu widerlegen versucht. Die von Klotz gemachte Ausstellung beantwortete Lessing in dem Aufsatz. Im Vorwort sagt er, daß es ihm unlieb sein würde, wenn das Publikum die Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte, da diese so verächtlich sei, daß nur die Art, wie er sie genutzt habe, ihn entschuldigen könne, daß er sie überhaupt habe nutzen wollen. Er erklärt, daß es ihm gleich sei, was Klotz von dem Tumultuarischen, welches er der Arbeit bald anmerken werde, sagen möge. „Wann er nur die Sache nicht darunter leiden läßt.“ —

Zunächst führt er die Stelle an, in welcher Klotz ihn angreift, und knüpft direkt daran, wie es nur seine Absicht gewesen zu behaupten, daß die alten Artisten

überhaupt kein Skelett vorgestellt, sondern nur, daß sie den Tod nicht als Skelett vorgestellt.

„Hier ist ein geschnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen: alle sind unzweifelhaft antik, und alle stellen ein Skelett vor. Aber stellen denn diese Skelette den Tod vor? — Warum sollte ein Skelett nicht auch blos ein Skelett vorstellen können? Warum nicht auch etwas Anderes?" — Lessing will Klotz gern noch mehrere Skelette zur Verfügung stellen. Wildpret, das er eigentlich selbst nicht hege, das nur so von ungefähr in sein Gehege gekommen, und womit er sehr freigebig sei.

Das Studium des Alterthums dünkt ihn ein elendes, wenn derjenige der Gelehrteste darin sei, welcher die verschiedenen Steine, Figuren 2c. am fertigsten und vollständigsten an den Fingern herzuzählen wisse. „Aber," sagt er, „mich dünkt, daß es eine würdige Seite hat, dieses Studium. Ein Anderes ist der Alterthumskrämer, ein Anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: ‚So war das!' weiß dieser schon, ob es so sein können."

Lessing theilt seinen Aufsatz in zwei Theile und

zwar erstens: „daß die alten Artisten den Tod, die Gottheit des Todes wirklich unter einem ganz anderen Bilde vorstellten, als unter dem Bilde des Skeletts."

Und zweitens: „daß die alten Artisten, wenn sie ein Skelett vorstellten, unter diesem Skelett ganz etwas Anderes meinten als den Tod, als die Gottheit des Todes." —

„Die Alten," beweist Lessing, „stellten den Tod unter homerischer Idee, als den Zwillingsbruder des Schlafes vor und Beide, Schlaf und Tod mit der Aehnlichkeit unter sich, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten."

Er entnahm dieses einer Stelle aus dem Pausanias, woselbst die Schilderung eines Kunstwerkes zu finden. „In dem Tempel der Juno zu Elis ruhten auf einer Kiste von Ebenholz Beide Schlaf und Tod als Knaben, in den Armen der Nacht. Nur war der Eine weiß, der Andere schwarz. Jener schlief, dieser schien zu schlafen; Beide mit übereinandergeschlagenen Füßen." Man hatte bis dahin derartige Figuren nie genau genug betrachtet, kleine Statuen mit Flügeln waren ohne Weiteres in die Kategorie der Amoretten verwiesen, und Klotz war am oberflächlichsten dabei verfahren. — Lessing zeigt, daß viele von den als Amoretten angesehenen Figuren in der That Darstellung des Todes waren, den die Alten sich als einen geflügelten

Genius mit der umgekehrten Fackel in der Hand vorgestellt hatten. Mit Gründen, die aus der feinsten Beobachtung und dem eingehendsten Studium hervorgegangen, beweist er an der Hand verschiedener alter Statuen und Figuren, daß dieselben den Tod neben seinem Zwillingsbruder Schlaf darstellen. Ein Gott konnte nie neben einem Todten stehen, da dieser sich nicht durch den Anblick eines solchen verunreinigen durfte. Die Auslegung so vieler Monumente zerfiel also damit in nichts.

Wenn somit die Ansicht richtig war, daß die Alten den Tod als Genius bildeten, so mußten sie nothwendig mit einem Skelett etwas ganz Anderes meinen, als die Gottheit des Todes. Mit diesem Satz ist Lessing beim zweiten Theil seines Aufsatzes und führt den Beweis, was sie damit bedeuteten. Daß sie Skelette gebildet, hat er nie geleugnet.

Warum aber sollten die Alten, denen die Schönheit über Alles ging, eine so schreckliche Figur wählen, um so etwas Ruhiges und Schönes darzustellen, wie den Zustand oder auch den personifizirten Begriff des Todes. „Todt sein hat nichts Schreckliches; und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Todtsein ist, kann auch der Tod nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt in dieser Verfassung, nach Dieses oder Jenes Willen mit Schimpf und Marter sterben,

kann schrecklich werden und wird schrecklich. Der Tod ist ebenso wenig schrecklich als das Sterben, denn der Tod ist das erwünschte Ende des Schreckens. Dies ist die Idee, welche in der griechischen Gottheit Κῆρ (Kere) verkörpert wurde, eine Gottheit, welche die Nothwendigkeit, die öfters traurig werden kann, einen frühzeitigen, gewaltsamen, schmählichen, ungelegenen Tod bedeutete, und von dem Θάνατος (Thanatos), die Bedeutung des natürlichen Todes, ganz verschieden. Bei dieser Verschiedenheit der beiden Gottheiten hätte man vermuthen dürfen, daß jene Skelette die Gottheit Κῆρ darstellten, aber es konnte dennoch nicht so sein. Wie hätten sie zu dieser Vorstellung etwas wählen können, was (wie das Gerippe) erst später auf den Tod folgt? Das Gerippe wäre so unschicklich dazu gewesen, als möglich. Lessing kann die Behauptung mit einem sehr triftigen Beweis stützen.

„Pausanias hat uns zum Glück die Gestalt aufbehalten, unter welcher die Κῆρ vorgestellt wurde. Sie erschien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reißenden Thiere."

Was aber sind die Skelette?

„Ohne Umschweif, diese Gerippe sind Larvae, unter denen abgeschiedene Seelen böser Menschen verstanden werden." Die Alten glaubten an ein unendliches Ge=

schlecht erschaffener Geister, die Dämones hießen. Zu diesen rechneten sie auch die abgeschiedenen Seelen der Menschen, die sie unter den allgemeinen Namen Lemures begriffen. Diese wieder theilten sich in abgeschiedene Seelen guter und böser Menschen. Die guten wurden ruhige, selige Hausgötter ihrer Nachkommenschaft und hießen Lares. Die bösen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unstät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leerer, den Ruchlosen ein verderblicher Schrecken, und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeschiedene Seele von der ersten oder zweiten Art sei, galt das Wort Manes. — Larven aber hießen auch jene Gerippe, die bei den Gastmählern der Römer erschienen, um zu eilfertigerem Genuß aufzufordern, nicht, weil der Tod Alle fordert, sondern, weil sie sagten: so müßt ihr Alle werden.

Daß die Gegenwart den Tod als Gerippe darstellt, läßt Lessing durchaus nicht vermuthen, daß auch die Alten es gethan. Spence hatte behauptet, daß die Bilder, welche die Alten sich von dem Tode gemacht, nothwendig schrecklich und gräßlich hätten sein müssen, weil dieselben weit finsterere und traurigere Begriffe von seiner Beschaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen könnten. „Gleichwohl", entgegnet Lessing, „ist es gewiß, daß diejenige Religion,

welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte."

Viel eher nimmt er an, daß unsre Religion das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrängt hätte. „Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wolle; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne; so sehe ich nicht ein, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben und sich in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes; und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die nicht verstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Der Aufsatz hatte einen doppelten Erfolg; Klotz

zog sich schweigend vor solch einem Gegner zurück, die Künstler aber studirten die Schrift mit Nutzen, und Lessing gebührt die Ehre, auch hier in originellster Weise und zum Besten der Kunstschönheit anregend gewirkt zu haben. —

Inzwischen hatte er nun auch seine Bibliothek veräußert, aber die Aussichten blieben gleich trübe; Rom war ein holder, unausführbarer Traum. Da erschien, wie ein rettender Genius Johann Arnold Ebert, ein geborener Hamburger, Mitglied des literarischen Zirkels, welchen der Herzog Karl von Braunschweig und sein Nachfolger, der geistreiche Erbprinz Wilhelm Ferdinand, der später so unglückliche Feldherr des französisch-deutschen Feldzuges, an ihrem Hofe versammelten.

Ebert hatte dem Erbprinzen gegenüber von Lessing gesprochen, hatte demselben einige der „Antiquarischen Briefe" sowie Auszüge aus Privatbriefen vorgelesen, und der Prinz war ebenso sehr von der Stilgewandtheit entzückt, wie von dem geistvollen Inhalt der Schriften angesprochen.

Sein feiner Sinn erkannte den Werth des Mannes. Als Ebert dann vermuthlich nicht ohne Hintergedanken erwähnte, daß Lessing nach Italien zu gehen gedenke, gab der Prinz den Wunsch zu erkennen, den Dichter zu sehen, und gebot Ebert, Lessing zu bitten, auf seiner Reise

Braunschweig zu berühren. Dieser kam dem Wink natürlich nach und erhielt zur Antwort, daß Lessing es in jeder Weise für seine Pflicht halte den Wünschen des hohen Herrn nachzukommen. Er schloß ein Exemplar seines neuesten Aufsatzes: „Wie die Alten den Tod gebildet" bei und bat Ebert, dem Prinzen die kleine Schrift, im Falle er es für anwendbar halte, zu überreichen; er fügte aber gleich hinzu, daß er sie nicht ausdrücklich in seinem Namen überreicht wünsche, da eine solche Ehre ihm für eine Polemik gegen Klotz zu groß erscheine. Lessing erfuhr ferner, daß der Prinz während eines Besuches in Berlin Moses Mendelssohn aufgesucht hatte. „Ich weiß nichts in der Welt, was dem Prinzen so ganz meine Hochachtung und Bewunderung gesichert haben könnte, als der Umstand, daß er in Berlin meinen besten und ältesten Freund aufgesucht hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie Gefallen an einander gefunden haben. Was wollte ich nicht darum geben, wenn es dem Prinzen möglich wäre, ihn von dort fortzuziehen, wo er, das weiß ich, ganz gegen seine Neigung weilt."

Lessing wünschte seinen Besuch nach Braunschweig so lange hinauszuschieben, bis er alle seine Geschäfte und Obliegenheiten in Hamburg abgewickelt hatte, so daß er nicht dahin zurückzukehren brauchte. Es wurde ihm diesmal nicht so leicht, wie gewöhnlich, sich loszu-

reißen. Er wurzelte, wie er sagte, so fest, daß er sich sachte und nach und nach losmachen mußte, da sonst ein Stück von ihm hängen bleiben, und er den Schmerz nicht mit gewohnter Tapferkeit würde tragen können.

In den ersten Tagen des Monats December traf er in Braunschweig ein und machte bei Hofe den günstigsten Eindruck. Er besaß sonst die Eigenthümlichkeit, sich Fremden gegenüber nie in seiner offenen und ganzen Natur zu zeigen, aber hier bereitete ihm Ebert den Weg. Man bot ihm die Stelle des Herzoglichen Bibliothekars in Wolfenbüttel mit einem Gehalt von 600 Thalern an, und er ging sofort darauf ein. Doch bedingte er sich gleich aus, daß sein Reiseplan nach Italien nicht dadurch aufgehoben, sondern nur so lange aufgeschoben werden dürfe, bis er sich in seine neue Arbeit eingelebt habe. Seinem ersten Entschluß zuwider kehrte er nach Hamburg zurück, einmal, weil er tief in Schulden steckte, und gar nicht einsah, wie er sich mit Ehren herauswickeln sollte, dann aber auch weil ihn zartere Bande fesselten und sein Herz seine Entschlüsse leitete.

Lessing hatte wie überall so auch in Hamburg ganz ungezwungen in den verschiedensten Gesellschaftsklassen verkehrt. Er hatte einen sehr gemischten Bekanntenkreis, Juden, Christen, Kaufleute, Schauspieler und Journalisten; nur die geldstolzen Patrizier waren

nie nach seinem Geschmack gewesen; doch führte er sich auch hier ein, da er keine Seite des dortigen Lebens unerforscht lassen mochte. Er pflegte zu sagen, daß er die ganze reine Schönheit seiner Muttersprache nie gründlich gekannt, ehe er nach Hamburg gekommen und den plattdeutschen Dialekt kennen gelernt habe. Auch das Leben in dem republikanischen Freistaat entsprach seinen Anschauungen und seiner Neigung zur Freiheit und Unabhängigkeit, und wären nur die äußeren Verhältnisse ein wenig günstiger gewesen, so würde er gerade in Hamburg sich wohler gefühlt haben, als irgendwo.

Unter den Familien, bei denen er am häufigsten verkehrte, befand sich diejenige des Doktors Johann Reimarus. Derselbe war Arzt, ein Mann in Lessings Alter. Er lebte mit seiner Schwester Elise, einer geistvollen und liebenswürdigen Dame zusammen. Sie wurde Lessing eine treue Freundin und blieb es bis an's Ende. —

Das Haus des Doktors Reimarus war der allgemeine Sammelplatz der schöngeistigen Gesellschaft Hamburgs. Schon der Vater Hermann Samuel Reimarus hatte seinem Hause diesen Charakter gegeben, und der Sohn hatte nach des Vaters Tode in dessen Sinne fortgelebt. Samuel Reimarus, Hamburgs berühmtester Gelehrter der damaligen Zeit, dessen theologische Schriften Lessing später als „Wolfenbütteler Fragmente eines Un=

genannten" veröffentlichte, war leider, kurze Zeit vor dessen Ankunft in Hamburg gestorben.

Die größte Anziehungskraft übte jedoch die Familie des Seidenfabrikanten König auf Lessing aus. Dieser angesehene und würdige Mann, seine gescheidte und originelle Frau, das freundliche Familienleben mit den Kindern, deren besonderer und erklärter Liebling Lessing war, alles zog ihn immer inniger an. Er spricht von König, Gleim gegenüber, als seinem besonderen Freund, und daß auch König ihn so ansah, beweist der Umstand, daß er im Jahre 1769, als er eine Reise nach Italien machte, Lessing für den Fall, daß ihm selber ein Unfall zustoßen sollte, seine Familie und die Sorge für dieselbe anvertraute.

In der That starb er auf dieser Reise, in Venedig ereilte ihn ein plötzlicher Tod. Seine Geschäfte standen schlecht und alle Angelegenheiten waren in einem Zustand größter Verwirrung. Lessing stand der zurückgebliebenen Wittwe als treuer Freund und Rathgeber bei, obwohl die tüchtige Frau mit dem weiten und klaren Ueberblick, dem männlich energischen Handeln wohl im Stande gewesen wäre, die Sache selbstständig weiter zu führen. Der nach des Verstorbenen Willen entstehende genaue Verkehr erweckte in Beider Herzen wärmere Gefühle und Amor stellte sich bald neben Merkur, um von der

eingenommenen Stelle nicht mehr zu weichen. Zwar wollte Eva König nichts von Lessings Bitten und Erklärungen hören; ihre erste Pflicht war, die Geschäfte aus Verwickelungen herauszuarbeiten, durch welche ihrer Kinder Eigenthum gefährdet schien. Aber sie fühlte ebensowohl als Lessing, daß sie zu einander gehörten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Lessings Unentschlossenheit und sein ewiges Zögern Hamburg zu verlassen, sein plötzlich lebhafter Wunsch eine gesicherte Lebensstellung zu finden, dem Einflusse dieses Gefühls entsprang. —

Außer Stande sich loszureißen, verschob er die Abreise von Tag zu Tag. Ebert schrieb in warnendem Ton, daß der Erbprinz anfange ungeduldig zu werden; Lessing erfand einen Vorwand nach dem anderen und bat Ebert, sein Andenken in Braunschweig frisch zu erhalten. An ein Kommen seinerseits war nicht zu denken. Zuletzt setzte er doch einen Tag zur Ankunft fest, aber als derselbe herankam, war er noch in Hamburg. Ebert sah voraus, daß ein solches Verfahren üble Folgen haben könne und werde; er kannte den Fürsten und wußte, daß ein derartiges Wartenlassen nicht nach seinem Geschmack war. Vergebens trieb er an, Lessing entwickelte eine großartige Virtuosität in Ausreden, er erfand zu wirklichen Hindernissen ebenso viel eingebildete. Jetzt

waren die Winterwege des Schnees wegen nicht passir=bar, dann fehlten ihm noch einige nothwendige Bücher. Wieder wünschte er Herder auf dessen Durchreise zu sehen und zu sprechen. — Der Urlaub, welchen der Herzog ihm bewilligte, verstrich, und Lessing kam nicht. — Ebert spielte sogar an, daß er eine Stelle und da=mit Pflichten habe. „Gott weiß," schrieb er darauf, „wie ich mich sehne vors erste in Ruhe zu kommen, da ich doch einmal in Ruhe kommen soll! Das Sperlings=Leben auf dem Dach ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange." —

Scherzend bemerkte Ebert, daß Lessings Zögern Hamburg zu verlassen und zu seiner amtlichen Verlobten, der Bibliothek in Wolfenbüttel zu kommen, den Anschein gewinne, als hielte ihn eine mehr reale Nebenbuhlerin in der Elbstadt zurück; aber, fügt er gleich ernsthaft hinzu: „gegen einen solchen Vorwurf sind Sie zu sicher." — Er ahnte also nicht, daß er sich nicht in seiner ersten Voraussetzung, sondern in seiner Ueber=zeugung irrte. Als Lessing endlich Hamburg verließ, sich gewaltsam losriß, blutete ihm das Herz. Er reiste direkt und ohne Aufenthalt nach Braunschweig, wo er im April 1770 anlangte.

Vierzehntes Kapitel.

Wolfenbüttel.

(1770—1772. 41—43. Lebensjahr.)

„Emilia Galotti."

„Unabhängig von dem Schmuck
Prunkender Erscheinung —
Unabhängig von dem Druck
Hergebrachter Meinung."

Alles, was während des achtzehnten Jahrhunderts zur Hebung und Förderung der Literatur geschah, ging von dem kleinen Herzogthum Braunschweig aus. Der zu Lessings Zeit regierende Fürst, Herzog Karl, verlegte den Sitz der Regierung von Wolfenbüttel nach Braunschweig und beeinflußt von dem durch seine Stellung als Erzieher des Prinzen und Oberkonsistorialrath bekannten Jerusalem gründete er das Kollegium Karolinum zu Braunschweig. Um die Anstalt mit den nöthigen und entsprechend besten Lehrkräften zu versehen, wurden Männer, wie Gärtner, Zacharia, Ebert, Eschenburg und Schmidt herangezogen, und es geschah Alles, um die Literatur zu heben und zu pflegen. — Prinz Ferdinand,

sein ältester Sohn, hatte die sorgfältigste Erziehung genossen; zunächst von Jerusalem geleitet und unterrichtet, verkehrte er später in Rom täglich mit Winkelmann. Er stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in brieflichem Austausch, Voltaire, d'Alembert, Marmontel und Mendelssohn zählten zu seinen Korrespondenten. Gleich seinem Oheim Friedrich dem Großen befleißigte auch er sich als ein Jünger des Apoll und der Musen Poesie und Musik zu pflegen. Durch seine Heirath mit der Prinzessin Augusta von Wales erwachte am braunschweigischen Hofe sogar ein lebhaftes Interesse für englische Sprache und Literatur. Auch die Herzogin Amalie von Weimar, Goethe's feinsinnige Freundin und Beschützerin, war aus diesem Hause. Es war daher keine gewöhnliche Auszeichnung, wenn der Erbprinz Lessing in seine Nähe zog und ihn später durch Ebert wissen ließ, daß er seine Erwartungen nicht nur gerechtfertigt, sondern übertroffen habe. Der alte Herzog, welcher eigentlich nur dem Namen nach regierte, gab bereitwillig seine Einwilligung zu des Sohnes Wunsch: Lessing die Stelle des herzoglichen Bibliothekars in Wolfenbüttel zu übertragen.

Gleich in den ersten Tagen des Monats Mai 1770 erfolgte die formelle Einführung, und Lessing war nun also zum ersten Mal in seinem Leben, fest gebunden,

eingefügt in die Reihe staatlicher Beamten. Sein Gehalt betrug 600 Thaler, außerdem hatte er freie Wohnung und freie Heizung. Die Stellung war, wenn man die damaligen deutschen Verhältnisse nimmt, nicht schlecht; und Lessing hätte auch sehr gut davon leben können, wenn er nicht mit einer so erdrückenden Schuldenlast angefangen hätte. Die für ihn bestimmte Wohnung lag in dem alten verfallenen Schlosse, der Bibliothek gerade gegenüber.

Die Stelle, welche Lessing erhielt, war eigentlich gar nicht leer gewesen; der Prinz hatte sie erst für seinen Schützling geschaffen. Aus einem Briefe an den Vater sehen wir, daß Lessing mit größter Auszeichnung empfangen wurde; nicht nur der regierende Herzog, das ganze Haus erzeigte ihm die achtungsvollste Freundlichkeit und das liebenswürdigste Zuvorkommen. Aber so neu ihm die Fürstengunst war, er ließ sich keine Stunde davon fesseln.

„Ich bin der Mensch nicht," schreibt er, „der sich zu ihnen drängen sollte: vielmehr suche ich mich von Allem, was Hof heißt, soviel wie möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken. Die Stelle selbst ist so, als ob sie von je her für mich gemacht wäre: und ich habe es um soviel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle anderen

Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trockenen, das ist aus meinen Schulden, sein werde. Das allerbeste aber dabei ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt sein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth habe verkaufen müssen, nun sehr wohl vergessen. Ich wünschte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern sind. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine anderen, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen: oder eigentlich folgt schon eines aus dem anderen."

Nicht ganz so zufrieden erscheint er nach seinen Briefen an die Freunde. Für einen Mann, der so lange unabhängig dagestanden, hatte die feste Stellung doch etwas drückendes.

Schon sehr kurze Zeit nach seinem Eintritt in Wolfenbüttel, als er in Braunschweig auf Besuch

gewesen war, schrieb er an Ebert eine halbe Entschuldigung, daß er ohne Lebewohl abgereist: „Ist es der Mühe werth Lebewohl zu sagen, wenn man stirbt oder von Braunschweig nach Wolfenbüttel reist? Denken Sie dieser beiden Bemerkungen wegen nicht, daß ich mich als todt ansehe. Allerdings kann man nicht ruhiger und stiller leben, als ich in diesen letzten Tagen, und Euch Hofleuten, die Ihr alle Tage Feste und Gastgelage habt, müßte es mehr wie Tod, denn wie Leben vorkommen. Sagen Sie also immerhin mit dem französischen Lakeien: ‚Vive la vie!‘, ich sage, ‚Vive la mort!‘, wenn ich auch sonst mit einem Franzosen nichts gemein haben mag.“

Wolfenbüttel, damals in fünfstündiger Fahrt von Braunschweig zu erreichen, war eine öde Stadt, ist es selbst noch heute, wo doch die Harzbahn die alte Welfenresidenz mit der Welt verbindet, wieviel öder mußte es damals sein! Die einstigen Herrlichkeiten, die breiten Straßen, die palastartigen für den Hof bestimmten Gebäude gewährten einen so traurigen und verlassenen Anblick, wie ihn kaum ein anderer Ort bot. Es gab keine Geselligkeit dort. Die Gebildeten und Besseren waren dem Hofe gefolgt, und Lessing mußte bald das rege Leben der großen Hansastadt mit ihrem ausgebreiteten Handel und einem verschieden=

artigen, wechselvollen Treiben, wie es der überseeische Verkehr mit sich bringt, vermissen. Es fehlten ihm die befreundeten Familien, bei denen er ein regelmäßiger und willkommener Gast gewesen war, es fehlte ihm vor allem das eine Haus, das der Freundin seines Herzens.

Einer der ersten Briefe, die er von Wolfenbüttel aus schrieb, war an Frau Eva König gerichtet, und bei seiner bekannten Nachlässigkeit im Schreiben war dieses von großer Bedeutung. Er entschuldigt sich auch diesmal, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß die Klagen der Freunde nicht das Schlimmste für ihn seien. „Weit schlimmer wäre es, wenn sich kein Mensch darum bekümmerte, ob ich schriebe oder nicht schriebe.“ „Sie aber“, fährt er fort, „Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, was ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten. Ich bin den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir alles hier wieder so recht gefällt, als es mir gefallen sollte. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur, wenn man sich erinnert, daß man anderswo recht oft vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist. Was macht Malchen, und was macht mein Pathe? Es ist

jetzt so weitläufig und öde um mich, daß ich zu mancher Stunde gern wieviel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben. Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren: und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Eines davon wäre auch dieses: reisen Sie noch diesen Sommer? Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreiseten, und ich unglücklicher Weise nicht hier wäre." Eva läßt ihn nicht ebenso lange auf Antwort warten; sie erzählt ihm, daß sie mit ihrem Bruder nach Pyrmont gehe, sie bittet, daß auch er dahin kommen möge, da der Aufenthalt seiner Gesundheit ohne Zweifel nützlich sein werde. Leider liege ja sein verwünschtes Schloß in Wolfenbüttel so sehr aus dem Wege, daß sie es auf der Reise von Hamburg nach Pyrmont nicht berühren könne. Wenn ihr Glaube stark genug wäre, Berge zu versetzen, sie wolle es bald an eine andere Stelle rücken.

Lessing konnte die Einladung nach Pyrmont nicht annehmen, aber er hatte die Freude seine Freundin und deren Bruder im Juni in Wolfenbüttel zu sehen und ihnen Gastfreundschaft zu erweisen. Im August dankte Frau König ihm im Namen Ihres Bruders für die erwiesenen Höflichkeiten. Ihren eigenen Dank, schreibt

sie, würde sie selbst bringen, da sie auf der Rückreise Wolfenbüttel wieder passiren werde. Sie mußte nämlich sehr bald in Geschäftsangelegenheiten nach Wien reisen, woselbst ihr Mann eine große Seidenfaktorei besessen hatte, und wo es Verwickelungen zu lösen gab, die sich immer mehr häuften. Sie kam dies mal allein nach Wolfenbüttel, doch scheint es nicht zu einer entscheidenden und endgültigen Aussprache gekommen zu sein, obgleich sie sich ohne Zweifel vollkommen verstanden.

Sie schreibt ihm wiederholt von der Reise, dankt für alle seine Güte und Liebenswürdigkeit und erzählt die Abenteuer, welche sie erlebt, mit ebenso viel Laune wie Geschick. Daß der Postillon betrunken war, daß die Lichter ausgingen, und sie in einem elenden und verlassenen Orte im Thüringer Walde, meilenweit von aller menschlichen Hülfe entfernt stecken blieben. Daß sie nur durch den Beistand menschenfreundlicher Köhler weiter kam, dann wiederum hoch im Gebirg Gefahr lief umzuwerfen. Oft muß sie Tage lang auf einer Station warten, obgleich sie doch die Mittel zu einer Extrapost aufwendete; auf sechsunddreißig Stunden haben sie nur zwei neue Achsen und zwei Deichseln am Reisewagen zerbrochen, zwei Pferde vor demselben verloren, drei Gewässer überschritten, bei denen jedesmal das Wasser in den Wagen drang, sodaß der nächste Tag dazu

verwendet werden mußte, Kleidung und Gepäck der Reisenden zu trocknen.

Lessing freut sich natürlich, daß sie alle Widerwärtigkeiten mit soviel Humor erträgt.

„Das Lächerliche ist oft das einzige Vergnügen, das man sich auf der Reise machen kann," schreibt er ihr. „Nehmen Sie es ja überall mit, denn das Lachen erhält gesund."

Es folgte jetzt ein sehr lebhafter Briefwechsel zwischen den beiden Freunden, der uns, da die Briefe alle aufbewahrt geblieben sind, ein recht anschauliches Bild sowohl von dem Verhältniß giebt, wie derselbe einen scharfen Einblick in Lessings Charakter gewährt. Er stand im Grunde in einem auffallenden Gegensatz zu der allgemeinen Sinnesrichtung seiner Zeitgenossen, die zu sentimentaler Subjektivität neigten. Er sprach selten von sich, seltener von seinen Empfindungen. Keine sentimentale, oder eine schwärmerische Hingabe verrathende Phrasen füllen diese Liebesbriefe, nicht die damals so üblichen langgewundenen Ergüsse zarter Herzen sind in den Blättern verzeichnet. Desto mehr finden wir Austausch der Meinungen über Politik und Literatur. Die Bühne lieferte Stoffe und Themata; sie erzählt von der Wiener Bühne und berichtet die vom Haus empfangenen Nachrichten über die Hamburger

Freunde, die auch die seinen sind. Er spricht von seinen Arbeiten, seinen Zukunftsplänen, und sie geht mit rascher Fassung und herzinniger Theilnahme bis ins kleinste darauf ein. Sehr oft finden sich Notizen, ja ganze Seiten voll Nachrichten über Lotterieloose, die er allein oder mit Eva König zusammenspielte, denn, wenn er auch in Wolfenbüttel den Pharaotisch aufgeben mußte, seine alte Leidenschaft hatte er nicht überwunden. Er spielte meistens immer in der Lotterie, und Eva, die dem großen Manne die kleine Schwäche gern nachsah, die ihn in liebenswürdiger Weise dazu ermunterte, war ihm beim Looskauf gern gefällig. Dabei bekundet sich in jedem Brief die herzliche Sorge, welche sie gegenseitig für einander tragen. Sie schreibt es seinen guten Wünschen zu, wenn, und daß sie trotz allen Widerwärtigkeiten und Gefahren ohne ernste Unfälle die Reise zurückgelegt, er schickt ihr Recepte und Medicinen, denn sie ist immer leidend, und ein thatkräftiger Mann wie Lessing kann nicht nur mit Worten trösten. Ist er fröhlich, geht sie munter auf seine Scherze ein, ist er verstimmt, zeigt sie ihm die besten Seiten des Lebens und der Zukunft. Es gewährt ein anmuthiges Interesse diese beiden Menschen in ihrem edlen und reinen Verhältniß zu einander kennen, schätzen und liebhaben zu lernen, ihnen in ihr eigenstes und

innerstes Privatleben zu folgen, und sie lebendig vor sich zu sehen in der leidenschaftslosen tief innerlichen Freundschaft, in der sie sich von Tag zu Tag näher kamen.

Inzwischen erschöpften sich seine Freunde in allerlei Muthmaßungen, welcher Art das nächste Literaturwerk sein würde, welches Lessing veröffentlichen werde. Sie riethen auf Alles, nur nicht auf das Rechte. Lessing hielt sich, wenngleich sein Amt ihm keine Dienstpflichten auferlegte, dennoch für gebunden nicht nur ein Titular-Bibliothekar zu sein. Seine erste Arbeit war, daß er sich mit dem Inhalt der Bibliotheka Augusta bekannt machte; dieselbe war nach seinem Urtheil eine der wenigen Büchersammlungen, welche mit Einsicht und Verständniß angelegt wie vermehrt, nicht durch günstigen Zufall zusammen getragen war. Auch Leibniz hatte einst den Posten eines Bibliothekars in Wolfenbüttel inne gehabt und die reichen Sammlungen ebenso sehr geschätzt und gepriesen. Sie enthielt z. B. mehr als sechstausend Manuskript-Fascikel und diesen widmete Lessing zunächst seine besondere Aufmerksamkeit. Der glückliche Zufall kam ihm dabei zu Hülfe. Schon in den ersten Wochen seiner Anwesenheit entdeckte er unter diesen Manuskripten ein Werk von hoher theologischer Bedeutung und Wichtigkeit. Es ist, wie er seinem Vater,

— der Theilnahme desselben versichert, — in wahrem Entzücken schreibt, keine geringere Entdeckung als ein Werk des gelehrten Berengarius von Tours, ein Werk, dessen Existenz bis jetzt nicht nur unerwiesen gewesen, sondern auch von den Katholiken entschieden geleugnet war. Berengarius war Archidiakonus von Angers. Er lebte im elften Jahrhundert, jener Zeit, in welcher ein neu erwachender Geist sich zuerst versuchte, das Bestehende anzutasten, der Zeit eines neuen geistigen Lebens in der Kirche. Als Kanonikus von Tours und Direktor der Kathedralschule übte Berengarius einen bedeutenden Einfluß aus, den er zur Ausbreitung erleuchteter Ideen verwendete. Er stand in der Mitte zwischen einem spekulativen und positiven Glauben. Er leugnete die Lehre von der Transsubstantiation, oder wirklichen Verwandlung der Hostie in den Leib, und des Weines in das Blut Christi beim heiligen Abendmahl. Lafranc, der spätere Bischof von Canterbury, zu jener Zeit das Haupt des Klosters von St. Stephan zu Caen klagte ihn der Ketzerei und Autoritätsverachtung an. Auf diese Anschuldigungen hatte Berengarius geantwortet. Er ward als Ketzer angegeben, vor ein Gericht in Vercelli geladen, verurtheilt, seiner Güter beraubt und nebst seinen Anhängern mit Gefängniß und Tod bedroht, im Fall sie nicht widerrufen würden. Dreimal fand

Berengarius sich in einen solchen Widerruf, dann aber nahm er doch seine erste Behauptung wieder auf. Er zog sich von weltlichen Geschäften und dem öffentlichen Leben zurück und verbrachte seine übrigen Lebenstage in stiller, werkthätiger Frömmigkeit. Es folgten ihm eine Menge seiner Anhänger; von den Katholiken wurden sie als die gefährlichsten Ketzer bezeichnet. Alle Schriften des Berengarius, welche sie erreichen konnten, wurden vernichtet. Die Schrift, welche Lessing in die Hände fiel, war eine Kopie des Aufsatzes, in welchem Berengarius den Lafranc widerlegt hatte. Das war ein Fund für Lessing! War es nicht wieder eine Gelegenheit zu einer „Rettung", denn wie war das Andenken dieses Edlen beschmutzt worden!

„Ihr, stolz auf Siege, die ihr nie errungen,
Verdammt den Edlen, der von Uebermacht bezwungen,
Zurück wich? — Sprecht von Berengar dem Feigling nicht; —
Vergleicht erst seine Zeit, dann stellt ihn in das rechte Licht."*)

Selbst Luther hatte gebilligt, daß der Papst diesen Mann exkommunicirt hatte, während der Aufsatz doch klar bewies, daß Berengarius in Bezug auf die Abendmahlslehre mit dem großen Reformator bis auf die Wortform übereinstimmte und nur noch schärfer behauptete, daß diese Lehre die einzig richtige Auffassung

*) Coleridge: „Zeilen, angeführt bei den letzten Worten des Berengarius, ob. Anno Dom. 1088."

der Originalschriften sei. Es war also ein überaus werthvolles Dokument, ein schätzbarer Beitrag zu den Vindiciae Lutherianae (Zeugnisse für Luther) der deutschen Geistlichkeit. Selbst Mosheim, ein neuerer Theologe, hatte entweder absichtlich oder unbedachter Weise versäumt, dem Berengarius Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sodaß derselbe von allen Parteien als ein Ketzer gebrandmarkt war.

„Was," sprach Lessing, „ist ein Ketzer? Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollte. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen. Ja in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden könne; noch größer als der Name Zauberer, Magier, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter." Mosheim hatte Berengar in den Verdacht gestellt, daß er seine Meinung mit Fleiß dunkel und zweideutig vorgetragen, damit sie nicht allzu gräulich scheinen möge. „Das sei fern!" ruft Lessing. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern, wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren, sie klar und

rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihrer Kraft und Nützlichkeit zu lehren, und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Weil Berengarius schwach war, muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, ihr Liebhaber ist er nie gewesen."

Lessing behauptete sogar, daß die sogenannte Bekehrung des Berengar auf unerheblichen Zeugnissen beruhe, und er sehr daran zweifle. Ein Mann, wie Berengarius, der sein ganzes Leben in den Dienst der Wahrheit gestellt, ihr nachgeforscht von seiner Jugend an, der in seinem reiferen Alter gegen alle Gefahren aufrecht hielt, was er für richtig erkannt, solch ein Mann unterwirft sich der Autorität nicht wie ein Kind, verfällt nicht in den Aberglauben einer weniger erleuchteten Zeit zurück; die Ansicht mußte Lessing daher ebenso falsch erscheinen als die Bemerkung, daß er seinen Anklägern nicht geantwortet habe.

„Wer ihn das überreden könne," sagt Lessing, „müßte ihn zugleich veranlassen, aller Forschung nach Wahrheit zu entsagen."

„Wozu," fragt er, „alle fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauernder Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind? Nein, Nein," ruft er erregt, „einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer nicht mit uns. Wer daher in Bestreitung aller Vorurtheile niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen, und diejenigen, bei denen sie in einem späteren Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welche sie jene begraben wollten, noch seichter, noch flacher, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todtenbette wahr sein,

mit welchen man jeden kleinmüthigen Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrt; und so sterben sie Alle, die ebenso aufrichtig, ebenso ernstlich lehren als er."

Eva König theilt er brieflich mit, daß sie in Wien in dem nächsten Katalog über verbotene Bücher auch seinen Berengarius finden werde. —

Er schreibt an Eva König, daß sie sich nicht denken könne, in was für einen Geruch der Heiligkeit er durch seine Schrift bei den lutherischen Geistlichen gekommen sei, und sie möge sich bereiten, ihn für nichts weniger als einen Pfeiler der Kirche erklären zu hören. Ob aber dieses ihm passen werde, und ob er nicht doch bald diesen guten Namen verlieren werde, fügt er hinzu, werde die Zeit lehren.

Sein alter Vater erlebte leider nicht die Veröffentlichung dieses Aufsatzes. Im August des Jahres hatte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht. Für Lessing war der Tod seines Vaters ein harter Schlag und brachte eine Fluth von Sorgen über ihn. Er stellte sich sofort an des Vaters Stelle, übernahm es für die Familie zu sorgen und versprach der Mutter, daß er alle Schulden bezahlen wolle, nur möge sie Geduld haben und ihm Zeit lassen.

„Es ist unsere Schuldigkeit," schreibt er an seine

Mutter, „daß die Schulden, in welche ein so guter Vater durch seine Kinder gerathen ist, auch von seinen Kindern bezahlt werden.“

Und in demselben Briefe: „Beruhigen Sie Sich also immer, meine liebste Mutter über diesen Punkt! Die beste Ehre, die wir unserm verstorbenen Vater erzeigen können, ist, daß wir Sie um so viel mehr lieben, und so sehr als möglich ist, unterstützen.“

Sein Bruder Karl hatte sich in unzufriedener fast geringschätziger Weise gegen ihn über den Berengarius ausgelassen. „Ich habe es, weiß Gott, nie nöthiger gehabt um Geld zu schreiben,“ erwiedert er ihm, „als jetzt: und diese Nothwendigkeit hat natürlicher Weise sogar Einfluß auf die Materie, von der ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert; was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich sage dir dieses, damit du dich nicht wunderst, wenn ich deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweiten Theil zum Berengarius schreibe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“

Im Oktober kam Mendelssohn nach Wolfenbüttel, um ihn zu besuchen. Er beglückwünschte ihn zu seinem

Fund, fügte aber hinzu, daß er ihn nicht beneide. Lessing faßte diese Bemerkung so auf, daß Mendelssohn dergleichen Arbeiten gering schätze. Denn Moses pflegte ihn öfter, wenn er ein anderes Thema vornahm, zu fragen: Kann dies dazu dienen, die Menschen zu bessern oder die Wissenschaft zu vermehren? Wird die Denkkraft dadurch gestärkt, der Weg zum Glück dadurch geebneter werden? Jedes Werk muß aber doch ein Ziel haben.

Einen zweiten Berengarius verfaßte Lessing nicht, aber einmal wieder bei dem Ehrenamt der Rettung angelangt, schrieb er einen Aufsatz zu Gunsten eines lutherischen Geistlichen Namens Adam Neusern. Derselbe gehörte zu den Märtyrern des sechszehnten Jahrhunderts, er zweifelte an dem Dreieinigkeitsglauben, mußte aus Deutschland flüchten und fand zuletzt eine Zufluchtsstätte in dem Lande der Muhamedaner, deren Glauben er den Geschichtsberichten nach annahm. Lessing fand unter den Handschriften einen Brief, den der unglückliche Mann an einen Freund in Deutschland geschrieben, und indem er nun diesen veröffentlichte, suchte er die Ehre des Vielverkannten zu retten. Zunächst bezweifelt er die Thatsache, daß Neusern wirklich zur türkischen Religion übergetreten sei, und dann unterließ er natürlich nicht, auf die grausame Behandlung hinzuweisen, die ihm von Seiten seiner Verfolger zu Theil geworden. Selbst wenn

er Reue gezeigt, wer hätte ihm dafür gestanden, daß er nicht doch geköpft wäre. „Welch ein Glück,“ ruft Lessing „daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wieder kommen könnten!“ —

Neben diesen theologischen Aufsätzen, verschiedenen Plänen und anderen Arbeiten, die er des Erwerbs wegen vornahm und vornehmen mußte, und welche ihn im Sommer 1770 beschäftigten, bereitete er eine neue Ausgabe seiner Schriften vor. Die Arbeit entsprach seiner Neigung durchaus nicht, und er that es auch nur, um seinem Freunde und Verleger Voß zu gefallen, welcher dem hassenswerthen Piratentreiben dadurch zuvorkommen wollte. Lessing entschuldigt sich im Vorwort des Schrittes wegen: Er habe den größeren Theil seiner Dichtungen und Schriften längst überholt, längst absprechend beurtheilt und glaube, daß sie bei dem Publikum vergessen seien. — Er fand die Arbeit größer als er vermuthet hatte, gegen seinen Bruder erwähnt er, daß es ihm viel mehr Mühe koste als der Plunder werth sei. Ramler übernahm die Durchsicht der kleinen Gedichte, und Lessing bittet ihn alles zu streichen, was gar

zu mittelmäßig sei, „und wo sich eines durch eine geschwinde Verbesserung noch ein wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Sie doch ja die Freundschaft ihm diese Verbesserung zu geben!" — Seine Epigramme sah er selbst nach, auch schrieb er einige neue hinzu.

Als ein Zeichen poetischer Schaffenslust betrachtete er es allerdings nicht.

„Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willibald!
Das macht, wie ich an Mehrerem fühle,
Das macht, ich werde alt."

In diesem Sinngedicht spricht er die Bedeutung seiner Beschäftigung aus. —

Er schrieb eine Abhandlung über diese Dichtungsform und nach seiner Gewohnheit begann er damit frühere Erklärungen kritisch zu beleuchten. Scaliger hatte jedes kleine Gedicht ein Epigramm genannt; Boileau hatte behauptet, es sei ein guter Einfall mit ein paar Reimen verziert, Batteux erklärte das Epigramm in der Weise, daß er einen interessanten, glücklich und in wenigen Worten zum Ausdruck gebrachten Gedanken so benannte. Lessing meinte, alle diese Auslegungen für falsch erklären zu müssen. Wenn eine davon richtig wäre, sagt er, so müßte man annehmen, daß jede Aufschrift, die kurz genug sei, um auf einem Monumente angebracht werden zu können, ein Epigramm zu nennen sei.

Und doch dürfte diese Erklärung schwerlich genügen. Ebenfalls, meint er, könne der Inhalt allein keine genügende Erklärung abgeben, da die Verschiedenheit der Materien, welche in Epigrammen abgehandelt werden, zu sehr von einander abweichen, um sie alle für Aufschriften geeignet zu halten. Der Grund für die Benennung mußte daher nach Lessings Ansicht in der Form liegen. Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht erst das Ganze, von welchem der Eindruck entsteht, den wir gewöhnlich der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet, und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande, welche unsere Neugierde befriedigt. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei dem Epigramm, welches daher ebenfalls aus zwei Theilen besteht: nämlich erstens unsere Neugierde erregen und zweitens dieselbe befriedigen muß. Nachdem er so den Kern des Sinngedichts mit epigrammatischer Kürze herausgeschält hat, kritisirt er die hauptsächlichsten Epigrammatiker und stellt Martial noch gerade so hoch, wie er ihn in seiner früheren Jugend geschätzt hatte, und jetzt kann sein gereifteres Verständniß eine genauere und begründete Erklärung abgeben, warum er dem gewandten Kenner diesen Vorzug zugesteht.

Martial allein bildete sich einen scharfen und klaren Begriff über die eigentliche Natur dieser so schwer zu erklärenden, anmuthigen Dichtungsart, und hielt sich streng an die erkannte Regel.

Eines der letzten Sinngedichte Lessings aus dieser Periode zeigt in trauriger Deutlichkeit die Stimmung, von welcher er damals zumeist beherrscht war. Ein Bekannter gab ihm sein Stammbuch, auf dessen Blättern die Namen der bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren. Er schrieb auf ein leeres Blatt:

„Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.“

Fortgesetzt war Lessing beschäftigt die Schätze der ihm anvertrauten herzoglichen Bibliothek zu erforschen und kennen zu lernen. Er durchblätterte und las mit unermüdlichem Fleiß archäologische, theologische und poetische Werke; er fand für sein ausgedehntes Wissen hier reiche Nahrung. Dadurch aber machte er die Bibliothek auch anderen Gelehrten zugänglich und für ihre Zwecke nutzbringend, ihnen Rath und Hülfe gewährend, wenn sie sich an ihn wendeten. Auch die reichen Quellen der älteren deutschen Literatur erschloß er; er veröffentlichte einige beachtenswerthe Dichtungen des Andreas Scultetor, eines Zeitgenossen von M. Opitz,

des Hauptes der ersten schlesischen Schule, sowie werthvolle Dichtungen der alten Minnesänger.

Aber die Einsamkeit und Verlassenheit des Wolfenbütteler Lebens drückten sehr auf sein Gemüth. Er fühlte das Bedürfniß hin und wieder einen Ausflug nach Braunschweig zu machen, um Menschen zu sehen und mit seines Gleichen in Berührung zu kommen. Er, der stets einen so regen Verkehr, ein so austauschendes Leben mit den Freunden geführt, der so lange Jahre mitten in den volkreichsten Städten gewohnt, im vollen Leben gestanden hatte, er sollte nun Tag aus Tag ein in dem alten verfallenen Schlosse sitzen zwischen den staubigen Folianten, aus denen ihm die vergilbten und wurmzerstochenen Blätter einer stummen Vergangenheit entgegenschauten.

Eva König neckte ihn mit seinen häufigen Besuchen und seinen Braunschweiger Zerstreuungen. Er erwiederte ihr, daß er in Braunschweig fast ebenso einsam lebe als in Wolfenbüttel, das einzige Vergnügen bestehe auch dort in einem Glase Punsch bei Zachariä. Ein Glas Wein zu trinken erlaubte ihm seine Armuth nicht, ein fröhliches Leben zu führen reichten seine Mittel nicht aus. Sie tadelt ihn, daß er das Leben so ernst und trübe nehme, sie meint, er werde ein rechter Hypochonder. Sie treibt ihn nun an, oft, recht oft aus seinem

traurigen Wolfenbüttel heraus nach Braunschweig zu gehen. Auch sie ist oft melancholisch, denn ihre Geschäfte gehen gar nicht nach Wunsch und das Leben legt seine rauhe Hand auf sie.

Und nun ist die Reihe zu trösten an ihm. „Ich kann nicht schließen, ohne noch ein wenig wegen Ihrer fortdauernden Schwermuth zu zanken. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die Schwermuth für eine sehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man sie nicht los werden will.“

Mit Frau Königs Befinden wurde es allerdings in Wien schlimmer, und die Nachricht setzte Lessing in eine fieberhafte Besorgniß und Aengstlichkeit. Für ihn ist sie jedoch immer heiter und sorglos, hält allen guten Muth aufrecht und macht sich besser als sie ist. Er will natürlich nicht hinter ihr zurückbleiben, er will immer das Beste hoffen und sich nicht im voraus martern. „Auf diesem Fuße,“ heißt es in einem Briefe aus diesen Wochen, „will ich Ihnen schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man das Zweite sein, und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen also nichts; ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein; wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern

sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langeweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist; aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr als in unserer Ueberredung?" —

Im April des Jahres 1771 besuchte Eva ihren Freund auf der Heimreise wieder in Wolfenbüttel. Daß sich die beiden Menschen, welche soviel von einander hielten, auf Eva's Herreise wiedersehen wollten und mußten, war längst beschlossene Sache. —

Lessing hatte so häufig in seinen Briefen scherzend gesagt, daß, wenn die Göttin des Glücksrades ihnen hold sei und dem Loose, das beide einmal wieder zusammen spielten, ein Gewinn zufalle, er ihr entgegenkommen wolle. Das große Loos ließ leider immer auf sich warten. „So geht es, wenn man zu viel begehrt," schreibt Eva, „ein Quaterne wollte ich nicht haben, nun kriegen wir gar nichts. O Glück! wie blind bist du, daß du zwei so braven Menschen nicht holder bist. Geduld! es schämt sich wohl einmal."

Aber es geschah nicht. „Mit dem Entgegenkommen," antwortet Lessing ihr, „wird es immer mißlicher. Ich soll durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich es recht überlege,

so ist diese Art reich zu werden auch weder Ihrer noch meiner würdig."

Durch das Wiedersehen und Beisammensein, so kurz es war, kamen sie sich doch näher, die Form der Anrede in den Briefen zeigt von jetzt an einen höheren Grad von Vertraulichkeit. Wenn Lessing bis dahin: „Meine liebe Madam" geschrieben hatte, so redete er jetzt „seine liebste Freundin" an; und Eva König nannte ihren „lieben Herrn Lessing" nunmehr „ihren lieben Freund." Ja wie vertraut sie schon waren, beweist Lessings Bitte, daß die Freundin ihm nur gar nicht mehr schreiben möge, wenn sie ihm nicht mitzutheilen vermöge, daß ihrem gegenseitigen Glück nichts mehr im Wege stehe. — Eva faßte die Bitte in dem Sinne einer Notabene-Bemerkung auf, und es konnte sogar zu einem vorübergehenden Mißverständniß führen, welches aber nur dazu diente das Verhältniß inniger zu machen und fester zu knüpfen. Im Sommer des Jahres 1771 war Lessing krank, „allen Ernstes seit sechs Wochen so krank, als nur immer ein Mensch sein kann, der nicht im Bette und nicht auf den Tod liegt." Er konnte nicht das geringste schreiben; seine schriftlichen Arbeiten beschäftigten und befriedigten ihn nicht; die sitzende Lebensweise war ein Ruin für seine Gesundheit. Seine Briefe aus dieser Zeit sind ein getreuer Reflex seiner Gemüthsstimmung.

Im Juli berichtet er seinem Bruder, daß er allerdings nicht mehr krank sei, daß er aber, wenn er die Wahrheit sagen solle, sich auch nicht gesund nennen könne. „Unter allen Elenden ist,“ schreibt er, „glaube ich der Elendste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist. Doch was hilft alles Klagen?“ — „Der Bücherstaub fällt mehr und mehr auf meine Nerven,“ äußert er gegen Gleim, „bald werden sie gewisser feiner Schwingungen gar nicht mehr fähig sein. Aber,“ fährt er fort, „ich will, weil ich selbst stumpf geworden, nicht ungerecht werden gegen diejenigen, die es nicht sind und keinen Sinn deshalb verachten, weil ich ihn unglücklicherweise selbst verloren habe.“ Er weist auf die literarischen Arbeiten hin, die ihn gerade beschäftigen und gesteht nicht ohne einen Seufzer, daß er leider soweit herunter gekommen, an Dingen Lust und Nahrung zu finden, die ein gesunder Magen für sehr saftlos und unverdaulich verwerfen müsse.

Mendelssohn hatte ihm Fergusons „Moral-Philosophie“ zugeschickt. Er dankt dem Freunde herzlich für eine Lektüre, wie sie ihm gerade in Wolfenbüttel gefehlt habe. „Hier habe ich größtentheils nur Bücher, die über kurz oder lang den Verstand, sowie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende

nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruch wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem." Nicht einmal mit „theologischem Unsinn" konnte er sich in dieser Zeit abgeben, seine Sorge war nur um Geld zu schreiben. Und doch war er körperlich wie geistig nicht im Stande zum Arbeiten. Oft konnte er den ganzen Tag nur zwei oder drei Zeilen fertig bringen und auch dieses kostete ihn die größte Anstrengung. Sein Arzt rieth ihm Pyrmonter Brunnen zu trinken, und durch eine Luftveränderung seine geschwächten Nerven zu stärken. Darauf hin faßt er den Plan nach Hamburg zu gehen, und die Aussicht hält ihn aufrecht, daß er nicht alle Hoffnung und Geduld verliert.

Noch immer war die neue Auflage seiner Werke nicht erschienen, im August sandte er endlich die Schlußbogen des ersten Bandes.

„Morgen gehe ich nach Hamburg, und wenn ich dort in anderer Gesellschaft und anderer Luft meine gute Laune wieder gefunden habe, so soll das erste, was ich vornehme, ein Brief an Ramler sein." Denn bis dahin hatte er diesem noch nicht für die Durchsicht seiner

Werke gedankt, weil er — wie er später in seinem Entschuldigungsschreiben sagte, in Bezug auf alles, was Schriftstellerei betraf, an einer wahrhaften Wasserscheu gelitten habe.

Während dieses Besuches in Hamburg logirte Lessing in Eva Königs Hause und sie feierten im Kreise vertrauter Freunde ihre Verlobung. Von Heirath war noch nicht die Rede, bevor Frau Königs Geschäfte nicht gänzlich abgewickelt und die Verhältnisse zu Gunsten ihrer Kinder geordnet waren. Sie hielt dafür, daß sie solches ihren Kindern schuldig sei, und Lessing ehrte und verstand ihren hochsinnigen Entschluß, ja er half ihr, wo er konnte, um aus dem väterlichen Vermögen soviel nur irgend möglich für die Kinder zu retten. Aber auch diesmal fiel in ihr so glückliches Zusammenleben ein dunkler Schatten; Eva König erlebte den Schmerz, ihre gute Mutter zu verlieren. Lessing war auf einige Tage nach Berlin gegangen, die Trauerbotschaft erreichte ihn dort. — „Das Herz blutet mir," schreibt er seiner Eva, „wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden; — aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Lauf der Dinge so gemäß. — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der

Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Trost gereichen könnte! Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues, von Tage zu Tage wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin."

Bei Gelegenheit dieses Besuches versuchte Lessing ein nachgelassenes Werk des Professors Samuel Hermann Reimarus, eine „Vertheidigungsschrift der rationellen Gottesverehrung" zu veröffentlichen. Der Mann hatte die Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen bekleidet. Er war rühmlichst bekannt, sowohl wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit wie auch der wahrhaften Frömmigkeit, welche er besaß. Sein Werk: „Hauptwahrheiten der christlichen Religion" stand in dem größten Ansehen. Er war der erste gewesen, welcher in Deutschland seine Stimme für Einführung des Franklin'schen Blitzableiters erhoben hatte; er zuerst hatte den großen Nutzen der Obstbaumveredlung erkannt. Derselbe Mann

aber hatte insgeheim ein irrgläubiges Werk geschrieben, in welchem er alle kirchlichen Dogmen kritisch beleuchtete und sie verwarf, wenn sie nicht mit der Vernunft vereinbar waren. Seine Tochter Elise hatte Lessing eine Einsicht in das Lieblingswerk ihres Vaters gestattet, denn ihrer Sorge hatte der Verstorbene die heiligste Arbeit seines Lebens anvertraut, ihr seinen Wunsch, daß es nicht veröffentlicht werden solle, ehe die Zeit dazu gekommen sei, als Vermächtniß hinterlassen.

Lessing besaß das Manuskript leihweise, hatte schon von Wolfenbüttel aus seinem Freunde Mendelssohn davon geschrieben und mit ihm verhandelt, ob es sich veröffentlichen lassen könnte. In seiner leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit und bei seinem Mißtrauen in die Räthlichkeit derartiger geheimer Lehrthätigkeit suchte und strebte er natürlich, das Werk zum Gemeingut zu machen.

Nicolai sowohl wie Mendelssohn riethen ihm Beide ab, das Hornißnest der Theologie aufzustören, aber Lessing ließ sich nicht leicht von einem Vorhaben abbringen, das er sich einmal gestellt hatte. Er konnte sich nie zu der Anschauung bekennen, daß die Wahrheit in irgend einer Gestalt der Sache der Wahrheit schaden oder dieselbe beeinträchtigen könne. Er hielt die Gedanken des Menschengeistes für eine allgemeine Errungenschaft und wollte dieselben daher der Welt nicht

entzogen sehen. Voß war bereit das Werk zu verlegen, vorausgesetzt, daß die theologische Censur nicht dagegen auftreten würde. Als aber diese Maßnahme erfolgte, mußte der Plan vorläufig aufgegeben werden. Lessing verlor jedoch seine Absicht nicht aus den Augen.

Nach seiner Rückkehr von Berlin nach Hamburg verlebte er noch einige ruhige und glückliche Wochen im Hause seiner Braut. Während dieser Zeit wurde er Freimaurer. Lange hatte er den Wunsch gehabt, diese Genossenschaft, welche so wunderbar mit dem Nimbus des Geheimnisses umgeben ist, kennen zu lernen, und als man es ihm deßhalb nahe legte der Brüderschaft beizutreten, ging er mit Freuden darauf ein. In kürzester Zeit machte er die drei blauen Grade der Johannisloge durch und wurde Meister. Als nach seiner Aufnahme der Logenmeister ihn fragte, ob er ihm nicht die Wahrheit gesagt habe, daß nichts bei ihnen gegen Moral, Gesetz oder Religion verstoße, erwiederte er lebhaft: „Nein, gewiß nicht, ich wollte, daß ich derartiges gefunden hätte, es wäre doch wenigstens etwas.“ Ende Oktober kehrte er nach Braunschweig zurück, gestärkt und erfrischt an Leib und Seele. „Ich bleibe bis morgen hier in Braunschweig,“ schreibt er an Eva König; „und alsdann willkommen mein liebes, einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon, wer sein

wird. Lassen Sie mich ja von Ihnen alles — wichtiges und unwichtiges — wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen, lassen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig sind. Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte!" Und einige Tage darauf schrieb er ihr wieder von Wolfenbüttel: „Ich würde unendlich vergnügter sein, wenn meine Einsamkeit durch den Umgang der einzigen Person belebt würde, nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzt habe. Aber schon die Hoffnung, daß mir dieses Glück noch aufgehoben, macht mich vergnügt; und soll man darum mißvergnügt sein, weil man nicht so vergnügt ist, als man zu sein wünschet?" Er erzählt darauf allerlei Neuigkeiten, um aber bald zu fragen: „doch was gehen uns fremde Angelegenheiten an? Sie können es mir nie oft genug schreiben, daß Sie mich lieben, und sich von meiner Liebe überzeugt halten. Ich umarme Sie tausendmal und empfinde in Gedanken alle diese Umarmungen erwidert." Es ist ein doppelter Genuß den Briefwechsel dieser beiden edlen, warmherzigen und doch so gehaltenen Menschen zu lesen. Die treueste Liebe, das herzlichste Verstehen, inniges, liebevolles Eingehen des Einen auf die Interessen des Anderen, unverhohlenes Aussprechen, kurz Verhältnisse und Charaktere

treten in vollster Deutlichkeit hervor. Und wie gut passen diese Menschen zu einander! Bei Beiden der klare, ruhig überlegende Kopf, der dem Herzen nie die Herrschaft läßt, dasselbe aber auch nie sklavisch unterjocht. So kommt es, daß ihre Briefe nicht den leisesten Anklang an die Sentimentalität jener Zeit aufweisen, daß sie aber auch ebenso frei sind von unnatürlicher Zurückhaltung. Witz und Laune stehen Beiden schlagfertig zu Gebot, selbst eine derbe Aeußerung verfehlt an der rechten Stelle nicht des gewünschten Eindrucks. —

Eva König hatte lange gekämpft, ehe sie dem Freunde die Stelle des Geliebten einräumte, aber nachdem sie es gethan, bereute sie keine Sache, die sie mit Ueberlegung und von ganzem Herzen gethan. Der Ausgang sei auch, welcher er wolle. — Und doch kam einmal ein Augenblick, wo sie schreiben konnte:

„Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurück denken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen mich so fest entschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen.“ —

Und was vermochte sie zu dieser reuevollen Klage? Nur die große und uneigennützige Liebe zu ihrem Lessing, der ihre Angelegenheiten so ganz zu den seinigen

gemacht hatte, daß sie fürchtete, er leide zu sehr darunter, dem sie zu der eigenen Sorge noch die für sie und ihre Kinder damit aufgeladen zu haben wähnte. — Aber diese gegenseitige Sorge, dieses zusammen getragene Leid war der Kitt, welcher sie fest verband; die Prüfungen, welche ihre Liebe zu bestehen hatte, waren das Feuer, welches dieselbe zu edelster Reinheit läuterte! —

Zur Zeit, wo wir Lessing vorhin in seine Einsiedelei begleiteten, befand er sich auf einer sonnigen Höhe der Stimmung, und er benutzte dieselbe, um wieder einmal einen Ausflug in das ideale Schönheitsbereich der dramatischen Dichtung zu machen. Um dem Wunsche seines Verlegers nachzukommen, nahm er seinen Leipziger Plan wieder auf, die Geschichte der ‚Virginia' in anderem Stil zu behandeln.

Das Motiv zur „Emilia Galotti" ist der römischen Geschichte entlehnt, die Ausführung aber ist so unabhängig wie nur möglich. Die brutale Figur des Appius Claudius ist in den jugendlich sentimentalen Wüstling Hettore Gonzago verwandelt, dessen kleines Fürstenthum von Guastalla die Zügellosigkeit des Hofes von Versailles widerspiegelt. Nach französischem Vorbilde lebt an seinem Hofe seine Maîtresse en titre, die Gräfin Orsina, deren er jedoch bei Eröffnung der Scene schon überdrüssig ist. Er hat nämlich kurze Zeit zuvor bei

seinem Kanzler Grimaldi die schöne Emilia Galotti, die Tochter eines seiner verdienstvollsten Offiziere gesehen und ist so betroffen von dem Liebreiz, dem Geist und Witz des jungen Mädchens, daß er ganz in der Leidenschaft für sie und dem Wunsche sie zu besitzen aufgeht. Die Galottis, welche bis dahin ruhig auf ihrem Landsitz gelebt, haben das Hofleben stets gemieden, doch ist es der Mutter zuletzt gelungen, des Vaters Widerstreben zu überwinden, so daß sie in der letzten Zeit in die Stadt hat ziehen dürfen, um der Tochter Erziehung zu vervollständigen. Somit ist es denn auch gekommen, daß sie dem Prinzen begegnet. Die Hindernisse, welche den Wünschen des Letzteren entgegenstehen, Hindernisse, die einem Fürsten nicht unüberwindbar erscheinen können, dienen nur dazu seine Leidenschaft zu vergrößern. Haltlos und von seinem schrankenlosen Begehren hin und hergeschleudert, steht er da, eine leichte Beute seines Kammerherrn und Vertrauten Marinelli.

Eine Bittschrift, welche ihm vorgelegt wird, gewährt er, ohne weiter darüber nachzudenken, nur weil die Bittstellerin Emilia heißt. Einem Maler, welcher ihm ein Bild der Emilia Galotti zeigt, das er kopirt, befiehlt er, sich von dem Schatzmeister „soviel auszahlen zu lassen, als er will."

So erkennen wir den leidenschaftlichen Schwärmer.

Einen Brief der Orsina legt er ungelesen bei Seite. „So gut als gelesen!“ ruft er gleichgültig. „Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!“ Einen einzigen kurzen Augenblick wünscht er, daß Emilia der Orsina Platz machen möchte, — aber es ist nur ein kurzes Schwanken. „Doch nein! nein, nein! Behaglicher, oder nicht behaglicher: ich bin so besser!“ — Der Kammerherr Marinelli kommt, ein Hofmann vom Wirbel bis zur Zehe, eine jener Kreaturen, wie sie das vorige Jahrhundert als Charakteristikum aufzuweisen hatte. Er ist ein Intrigant, ein Elender, der vor dem Schlechtesten nicht zurückweicht, erfinderisch in Plänen, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Sein Egoismus reicht dabei nicht weiter, als der eines geborenen Sklaven. Seines Herrn Wunsch genügt ihm; nicht einmal keine Andeutung, daß es ihn kitzle, den Herrn in der Art des kriechenden Schmeichlers zu beherrschen. Sein Handeln, sein Charakter wird erschöpfend beurtheilt in den Schlußworten des Prinzen: „er ist ein Teufel.“ Er meldet dem Prinzen von der Gräfin Orsina, erzählt nebenbei als Stadtgespräch, daß der Graf Appiani sich an demselben Tage mit Emilia Galotti vermählen werde und fügt hinzu, daß der junge Ehemann mit ihr nach seinen Gütern in Piemont zu gehen beabsichtige,

um dort in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit mit seiner jungen Gemahlin zu leben.

Diese Nachricht bringt den Prinzen an den Rand der Verzweiflung. Vielleicht hätte er in Folge seines unschlüssigen und schwankenden Charakters ohne diesen für einen Fürsten so verhängnißvollen Freund alle Hoffnung aufgegeben, hätte keine Schritte gethan, da er keinen Weg einzuschlagen wußte. Aber Marinelli, nie um einen Schleichweg verlegen, hat ein Mittel zur Hand den Grafen Appiani zu entfernen. Eine Sendung, in das Gewand fürstlicher Gunst und diplomatischer Ehre gekleidet, ist leicht gefunden, der Prinz muß wegen seiner bevorstehenden Vermählung einen Gesandten nach Massa schicken, und Appiani soll die Botschaft übernehmen. Marinelli selbst wird der Ueberbringer dieser ins hellste Licht gestellten Auszeichnung. Für den Fall, daß der Plan fehlschlägt, — und die Entwickelung lehrt, daß es so ist, — hat Marinelli noch einen zweiten, einen unfehlbaren, weil die Grausamkeit nicht vor blutigen Folgen zurückschreckt.

Die Heirath der Emilia mit dem Grafen soll auf dem Gut des alten Galotti in Sabionetta gefeiert werden; die Braut, der Bräutigam und die Mutter wollen den Nachmittag dahinfahren, von dem Vater erwartet und empfangen. Der Weg führt an des Prinzen Sommer=

schloß zu Dosalo vorüber, wie leicht kann ihnen nicht da in dem Lande der Banditti ein Unfall zustoßen!

Und der Prinz? Er giebt Alles zu! Nur den einen Schlag abwenden, nur Emilia besitzen! In dieser leidenschaftlichen Begierde geht sein ganzes Denken unter, und die Leidenschaft ist um so maßloser, je momentaner und sinnlicher sie ist. — Während Marinelli fort ist, dem Appiani die Botschaft zu bringen, beschließt der Fürst selbst einen Schritt zu thun und nicht Alles auf Marinelli beruhen zu lassen. Er erinnert sich, daß Emilia in dieser Stunde die Messe bei den Dominikanern zu besuchen pflegt, es ist freilich heute ihr Hochzeitstag, aber es ist doch den Versuch werth. — Ehe er fortgeht, kommt einer von seinen Räthen, ihm die laufenden Geschäfte zu unterbreiten. „Etwas zu unterschreiben?" fragt der Prinz fieberhaft ungeduldig, diese Störung abzuthun.

„Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben," — antwortet der Minister.

„Recht gern. — Nur her! geschwind! — Ich bin eilig!" so redet er sich selbst überstürzend.

O dies: Recht gern! es geht dem Camillo Rota durch die Seele! —

Inzwischen hat Appiani die für ihn bestimmte Ehre ausgeschlagen, und die Familie begiebt sich nach

Sabionetta. Vor der prinzlichen Villa werden sie angegriffen, der Graf wird erschossen, Emilia von Dienern, welche verkleidet als Retter erscheinen, aus dem Getümmel in das Schloß getragen. Die Gräfin wird mit Absicht zurückgehalten. Als sie zuletzt im Schloß ankommt und Marinelli ihr sagt, daß der Prinz „mit der zärtlichsten Sorgfalt um ihre Tochter beschäftigt sei," — erwacht plötzlich ihr Argwohn. Nun erst wird ihr die Tragweite der verhängnißvollen Annäherung des Prinzen klar. Sie ist eine schwache Natur, sie hat es verabscheut die Konseqnenzen zu ziehen, ist dem Anblick der Gefahr ausgewichen und hat dieselbe damit für nicht bestehend angesehen. Jetzt freilich erscheint ihr die Begegnung des Prinzen in der Kirche, sein leidenschaftliches Liebesgeflüster, sein Dringen in ihre Tochter ganz anders als vor wenigen Stunden, da Emilia es ihr athemlos berichtete. Appiani ist eben vor ihren Augen verschieden, den Namen des Marinelli auf den Lippen — gesprochen mit einem Tone, den sie da nicht gleich verstanden, den sie aber noch hört, den sie begreift, als Marinelli ihr erklärt, daß sie auf Dosalo, der Villa des Prinzen sich befindet. Also Verrath war es dort, Verrath hier! Wie soll sie, ein schwaches Weib ihre Tochter aus der Gewalt dieser Schurken befreien. Sie hört Emilia's Stimme im Nebenzimmer, wohin der

Prinz sie geführt, sie dringt gewaltsam zu ihr und Emilia stürzt ohnmächtig von all der Erregung, von dem Kampf in der Mutter Arme. — Da langt auch Odoardo an, durch einen Diener von Sabionetta herbeigerufen. Er ist von Allem nur erst halb und obenhin unterrichtet. Er fordert Frau und Tochter zu sehen, er kennt den Ruf dieses Sommerhauses nur zu wohl. Der Zufall läßt ihn im Vorzimmer die Gräfin Orsina treffen. Eine mißverstandene Anordnung des Prinzen hat sie nach Dosalo kommen lassen, die im Hofleben Gewandte überschaut alsbald die ganze Lage. Leidenschaftlich wie sie ist, setzt sie Alles an Alles, will entweder Alles oder Nichts. Heftig bis zu den äußersten Konsequenzen in ihrer Liebe wie in ihrem Haß, nicht ohne eine Regung edlen Mitleids für ihre Nebenbuhlerin — so steht sie dem Vater der Nachfolgerin gegenüber, sie die betrogene, verlassene Orsina; „zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen, doch was kann Ihre Tochter dafür? Bald wird auch sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine!"

Sie regt des Alten ganze Rache auf, daß er darnach glühen soll, wie sie. „Glauben Sie nur: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." —

Sie bestätigt Galotti's schlimmste Furcht, beweist ihm, daß der Ueberfall kein Zufall, sondern ein fein ersonnenes Komplot, ein Meuchelmord an Appiani ist. Sie reicht dem wild und verzweifelt nach einer Waffe suchenden Vater einen Dolch, den sie versteckt mitgebracht. Denn bewaffnet ist sie erschienen, um den treulosen Prinzen zu erdolchen, für sich hat sie außerdem ein „tröstendes Gift“ bei sich. „Ich habe noch ein anderes Mittel! Gift — aber Gift ist nur für uns Weiber.“ Und so ist die Waffe in noch geübtere Hände gelegt, der Vater wird und muß eine noch sichrere Rache für seine Tochter nehmen, als sie vermocht hätte. Galotti verbirgt die Waffe, bemeistert seine Erregung, fest und ruhig verlangt er seine Tochter zu sehen, um sie mit sich zu nehmen. Aber er hat einen Marinelli vor sich. Im Beisein, im Namen des Prinzen sagt dieser dem Vater, daß er die Tochter nicht mit sich nehmen dürfe und werde. Er habe in Erfahrung gebracht, daß der Tod des Grafen nicht durch Banditen Raubes wegen ausgeführt, sondern von Meuchelmördern verübt sei, von Mördern, die ein „begünstigter Nebenbuhler“ gedungen habe. Die Gerechtigkeit müsse unter solchen Umständen ihren Lauf haben, und in Anbetracht eines nothwendigen Verhörs werde man die Familie Galotti trennen müssen. Der Fall selbst erfordere diese Maßregeln nothwendig. —

Emilia soll in Folge besonderer Gunst des Prinzen in die Obhut der liebenswürdigen Frau des Kanzlers Grimaldi gestellt werden. Der Graf weiß genug von dem Leben am Hof, er kennt das Haus des Kanzlers zur Genüge, um des Prinzen Absicht ganz zu durchschauen. Er fügt sich scheinbar, nur einmal noch wünscht er seine Tochter zu sehen, ihr ein Wort des Trostes zu sagen auf all das Leid, was der Tag ihr gebracht. Er will, er muß klar werden über seine Emilia und ihr Verhältniß zum Prinzen. Ruhiger, als er erwartet, kommt sie ihm entgegen. „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unseres Geschlechts," antwortete die Mutter ihrem Mann, als er fragte, ob seine Emilia jammere und winsele. „Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt." —

Er prüft die ruhige Tochter. Er sagt ihr, daß sie allein bleiben soll, allein bei dem Prinzen. Wie sie dies aufnehmen wird, soll ihn über sie belehren. „Ich allein in seinen Händen!" ruft sie, — „wer ist der Mensch, der einen Menschen zwingen kann!" — So also ist ihre Ruhe gemeint. — So also denkt doch seine Tochter, denkt gleich ihm, nicht zu leiden, was man nicht sollte, nicht zu dulden, was man nicht dürfte! „Ich habe es immer gesagt. Die Natur wollte das Weib zu ihrem

Meisterstück machen, aber sie vergriff sich im Thon, sie nahm ihn zu fein!“ Er zieht den Dolch hervor, mit dem er Beide, den Prinzen und seinen Helfershelfer durchbohren wollte. „Um des Himmels willen nicht, mein Vater!“ fällt ihm Emilia in die Hand, „das Leben ist alles, was diese Lasterhaften haben. Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.“ —

Dem Vater graust vor dem Gedanken der Tochter. „Auch du hast nur ein Leben zu verlieren.“ „Und nur eine Unschuld,“ antwortet sie. Eines weiß der Vater noch nicht, er denkt, daß diese ihre Unschuld über alle Gewalt erhaben sei? O da muß sie ihm wohl die eine unbekannte Seite ihres Charakters enthüllen, ihr eigenstes Selbst. „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da unter den Augen meiner Mutter; und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige! Geben Sie mir den Dolch.“ Und als der Vater ihr die Bedeutung der Waffe vorhält, ruft sie

schmerzlich erregt: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten Mal das Leben gab. Solcher Väter giebt es keine mehr!"

„Doch, meine Tochter, doch!" antwortet er, ihr den Dolch ins Herz stoßend. „Gott, was hab' ich gethan!" ruft er aus. „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert," antwortet die sterbende Tochter. „Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand." — So findet sie der hinzukommende Prinz. „Was ist das? Ist Emilia nicht wohl?" —

„Sehr wohl, sehr wohl," erwiedert Galotti, den Dolch zu des Prinzen Füßen schleudernd. Dann von seiner Tochter Abschied nehmend, spricht er, „zieh hin!" Er hat es nur noch mit dem Prinzen zu thun. „Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Noch in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreit?" — Nicht zum zweiten Mal ergreift er den Dolch, sich selbst zu tödten, um die That wie eine schale Tragödie zu beschließen. — Er geht, sich dem Gefängniß zu überliefern, den Prinzen als Richter zu erwarten und dann dort — oben vor dem Richter Aller! —

Verzweifelnd bleibt der Prinz zurück. Er erblickt Marinelli. „Elender! Geh, dich ewig zu verbergen!"

ruft er, „Gott! Gott! Ist es zum Unglück so Mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freunden verstellen!“ —

Die Tragödie ist in ihrer gedrängten einzig und allein der Entwickelung zustrebenden Handlung, in der präcisen und lakonischen Sprache ein Musterbild künstlerischer Anlage. Die Einheit des Zweckes, die Vermeidung aller Episoden, die wenigen Personen, das alles ist antik in seiner Strenge und macht das Stück für alle Zeiten zu einem Meisterwerk. Und doch neben all diesen unbestrittenen Verdiensten liegt in der Tragödie ein unharmonisches Etwas, welches den Leser je nach seiner Individualität kalt oder unbefriedigt läßt, oder ihn zur Kritik herausfordert. Bei Aufführung oder auch nur beim Lesen des Stückes fühlt man sich durch den rasch und gedrängt vorwärts eilenden Gang der Handlung bis aufs Höchste gefesselt und die Spannung hört erst auf, wenn das Urtheil über die Katastrophe sich geltend macht. Ueber kein Literaturwerk ist wohl mehr kritisirt worden, als über die „Emilia.“ Die Einen haben es überschätzt, die Andern haben zu absprechend darüber geurtheilt. Wie das kommt, kann man sich verschiedenartig erklären; eines scheint durch diese scharfen Abweichungen festgestellt zu sein, daß Etwas darin zu tadeln und zu kritisiren sein

muß. Was ist dieses Etwas? Lessing hat in seiner Dramaturgie selbst die Regeln auf das klarste auseinander gelegt, mit welchen ein dramatisches Meisterwerk gemessen werden soll, und wenn wir ihm in diesen Vorschriften folgen, wenn wir daneben die Geschichte der Virginia beim Livius nachschlagen, um zwischen dieser und der „Emilia Galotti" einen Vergleich anzustellen, so werden wir allerdings einige absprechende Folgerungen nicht vermeiden können. Ohne seine eigenen Regeln und Gesetze würde er in der That nie so streng beurtheilt worden sein.

Appius Claudius ist ein roher Barbar, der auf die Tochter des Virginius unberechtigte Ansprüche erhebt, sie zu seiner Sklavin und folglich zu einem Opfer seiner selbstischen Wünsche machen will, und da solche Thaten in Rom täglich vorkommen, so würde die Gewaltsamkeit des Claudius ohne die Popularität des Virginius und den Umstand, daß des Decemvirs Plan in der bekannten tragischen Weise vereitelt wurde, wohl kaum Aufsehen erregt haben. Die Grenzen des römischen Stadtgebiets waren für Virginius die Grenzen der Welt und der Tod die einzige Möglichkeit, seine Tochter vor Schande zu retten. Virginia, jung, unschuldig, die Schlingen, welche ihr gelegt, nicht kennend, wird von ihrem Vater erschlagen, ohne zu wissen, weßhalb. Es

ist ihr unvermeidliches Schicksal, und vom antiken Standpunkt aus angesehen ist das Geschick, so tragisch es ist, dennoch berechtigt und richtig. — Nicht so bei Emilia Galotti. Hier entsteht ein Widerstreit der modernen mit der antiken Anschauung, des Schicksals mit der sittlichen Weltordnung.

Diese beiden verschiedenen Arten zu denken können nie in eine verschmelzen. In der römischen Geschichte haben wir das unverdienteste Schicksal, unser Mitleid, unsere Theilnahme ist auf das Höchste erregt; wir fühlen, wie das Fatum mit ehernem, grausamen Schritt die Unschuld zermalmt, aber wir wissen, es konnte nicht anders sein, die Geschichte lehrt Derartiges auf allen Blättern. In ihrem Verlauf läßt sie uns sehen, daß die Gerechtigkeit den Schurken zu ihrer Zeit faßt. Solche Vorwürfe sind eben die geeigneten für das Epos.

Anders ist es bei der Emilia Galotti. Sie kann in Bezug auf des Prinzen Absichten nicht im Dunkeln sein, ja sie fürchtet für ihre Tugend. Gleichsam als wollte Lessing sie von der römischen Virginia der Heldin eines tragischen Epos scheiden, ihr die für die Heldin einer Tragödie unumgänglich nothwendigen Charaktereigenschaften geben, läßt er sie von vorne herein nicht ganz als die feste, in ihrer Unschuld sichere Jungfrau erscheinen, sondern als die Italienerin ihrer Zeit. Sie

gesteht selbst, daß der kurze Aufenthalt in dem Hause des Kanzlers einen Eindruck auf sie gemacht, den sie in der Wiederholung fürchten muß. Sie muß der Mutter gestehen, daß sie dem Prinzen in der Kirche nicht fest und sicher abweisend entgegen getreten sei. Ja, ihr Tod sieht einem Selbstmord sehr ähnlich; „nichts Schlimmeres zu vermeiden sprangen Tausende in die Fluthen und wurden Heilige." Es ist viel über den Charakter der Emilia gestritten worden, ob sie eine, wenn auch noch so kleine Schuld trägt, durch welche ihr tragisches Geschick begründet werden dürfte. Dieses Geschick eben ist es, welches in seiner grausamen Schwere lähmend auf uns wirkt. Es kommt uns sogar der Gedanke, daß die Handlung in civilisirten Zeiten vorgeht, daß Galotti seine Tochter gesetzlich aus den Händen des Prinzen fordern konnte. Aber dieser Prinz eines Duodezstaates ist ein Despot, der sich dem Gesetz entziehen kann. Und dieser Marinelli ist ein Teufel und noch dazu kein dummer, sondern ein intriganter, nie um einen Ausweg verlegener, der es stets so zu wenden weiß, daß auch noch der Schein des Rechtes auf seiner Seite ist.

Dürften wir annehmen, daß Emilia den Prinzen liebte, ein Fall, der in dem Stück verneint wird, so wäre die poetische Gerechtigkeit gerettet, selbst wenn die Strafe

eine zu streng gezogene Konsequenz erschiene, so aber ist und bleibt der Ausgang der Tragödie nicht genug begründet und unser Mitleid wird zu sehr erregt.

Aus den Charakteranlagen, welche Lessing der Emilia mitgegeben, könnten sich allerdings Handlungen entwickelt haben, durch die sie in die traurigsten Folgen hineingezogen sein würde; aber die Entwickelung dieser Konsequenzen bleibt einzig und allein unserer Phantasie überlassen. Die Nothwendigkeit so folgern zu müssen läßt uns die eigentliche Tragödie fast bei Seite setzen und beeinträchtigt damit unseren Genuß an dem Trauerspiel selbst. Alle Schauspielerinnen, welchen noch die Rolle der Emilia zugefallen, fühlten diesen Mangel der dramatischen Entwickelung; sie bemühten sich daher eine keimende Liebe zu dem Prinzen zur Darstellung zu bringen, ein Beweis, daß sie unwillkürlich versuchten, dem Zuschauer das überwältigend Schreckliche der Entwickelung zu ersparen. Die Rolle ist überall eine äußerst schwierige. Wie soll dieses von den Absichten des Prinzen so wohl unterrichtete junge Mädchen am besten dargestellt werden, um das Herz der Zuschauer zu gewinnen?

Es gehört ein feines Studium, eine edle Auffassung dazu, um ihre Erregtheit beim ersten Auftreten fein und aus der Tiefe ihrer Seele heraus zur Anschaulichkeit zu bringen. Die empörte Braut, die gestörte fromme

Beterin, die entsetzte Jungfrau, dazu das Gefühl, diesen Angriffen wieder ausgesetzt sein zu können, da Persönlichkeit und Situation so bedeutungsschwer ins Gewicht fallen, daß sie selbst nicht die rechten Worte gefunden, dies Alles muß sie in wenigen zusammengepreßten Worten ausdrücken. Einer gleich feinen Darstellung bedarf die Scene mit dem wortkargen Bräutigam, der sie, unter dem Druck einer trüben Ahnung stehend, durchaus nicht anregt oder in die rechte Lage versetzt erscheinen läßt. Munter und fröhlich und doch ernst, bedacht, den Putz fein wählend, den Geliebten erheiternd und selbst unter einem furchtbaren Eindruck leidend — so bietet sie keine leichte Aufgabe. Es ist eingeworfen, daß sie zu kalt erscheine bei der Nachricht von dem Tode ihres Geliebten. Aber der Grund seines Todes hat ihre Seele so erschüttert, daß sie von dem Eindruck überwältigt fast eindruckslos erscheint. Wenn ein furchtbares Geschick in doppelter und dreifacher Gestalt auf uns eindringt, ist es da nicht erklärlich, daß wir in Widerstandslosigkeit ruhiger, wie sonst, still halten, weil uns die wilden Schicksale von allen Seiten eisern umklammern? Daneben aber ist der Tod gewiß eine Erlösung für die, deren Lebensglück so gänzlich vernichtet ist.

Ebenfalls ist die Frage aufgeworfen, ob die Rolle

der Orsina nicht überflüssig sei. Nicolai fand, daß ihr Auftreten unvorbereitet erscheine. Ein vollkommen unberechtigter Vorwurf, denn vom ersten Augenblick an wird ihr Erscheinen nicht nur vorbereitet, sondern sogar in Aussicht gestellt. Sie dient nicht nur zur Charakteristik des Prinzen, sie ist auch werthvoll in Bezug auf Emilia, sie lehrt uns die Verhältnisse am Hofe klar überblicken. Die Scenen zwischen der Orsina und Marinelli, sowie die mit Odoardo sind von der allergrößten, dramatischen Wirkung.

Das Stück zeichnet sich im Ganzen mehr durch eine ruhigere und elegante Sprache, eine glattere Charakteristik aus, als durch einen schwungvollen Stil. Bis zur leidenschaftlichen Aeußerung erhebt sich außer der Orsina kaum eine der Personen. Lessing befand sich, als er die Tragödie verfaßte, zweifelsohne in einem Zustand lebhafter Empfindung, aber er reißt uns nicht mit sich fort, er überträgt sein Gefühl nicht auf uns, sodaß wir seine Empfindungen als Eindrücke, denen wir uns nicht entziehen könnten, theilen müßten. Schlegel kritisirte die „Emilia" mit Strenge. Er hält das kleine Ländchen des Prinzen zu eng, als daß die Betreffenden sich nicht allzuleicht den Händen ihrer Verfolger hätten entziehen können. Die Nothwendigkeit der Katastrophe, meinte er, falle dadurch gänzlich weg.

Als Tragödie betrachtet, entspricht, die „Emilia Galotti" nicht allen Anforderungen. Die poetische Gerechtigkeit wird in einem Sinne offenbar verletzt; denn die Tugend wird bestraft und das Laster geht frei aus. Allerdings siegt die Emilia in sittlicher Beziehung, aber ihr Fehler ist zu gering, um ihren physischen Untergang nach sich zu ziehen. Als Intriguenstück aus dem 18. Jahrhundert angesehen, verändert sich das Urtheil. Das Intriguenstück hängt in seinem innersten Wesen von der Gesellschaft und den äußeren obwaltenden Verhältnissen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen ab, nicht aber von den ewigen, unantastbaren Gesetzen für Recht und Unrecht. Solch ein Stück kann sich überleben, unmöglich oder unaufführbar werden, insofern es den Verhältnissen der Gesellschaft und Politik nicht mehr angepaßt ist. Trotzdem aber hat sich dieses Drama in Deutschland bis zum heutigen Tage als eines der wirksamsten Repertoirstücke erhalten und verfehlt seines Eindruckes nie. —

Lessing lehnte sich mit dem Trauerspiel zuerst gegen die Frivolität und Zügellosigkeit des derzeitigen Hoflebens auf. Es war der erste Angriff, welchen der sittlich gesunde Ernst gegen die Zuchtlosigkeit wagte, die erste Warnung des Liberalismus den Despoten und ihrem schamlosen Treiben gegenüber.

Die Wirkung, welche die „Emilia" auf die damalige Welt hatte, war eine ungeheure. Göthe war entzückt davon. „Nach langjährigem Ringen," rief er bewundernd aus, „stieg dieses Stück gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weiße-Gellert'schen Wasserfluth empor, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen." Und mit einer dieser Entzückung entsprechenden Entrüstung klagte er die Wiener Kritik an, die „nichts als ein plattes Urtheil über ein solches Werk" zu sagen wußte. Allerdings stellte der nachherige Geheimrath Göthe das Urtheil des Jünglings auf das rechte Maß, aber er hatte stets ebenso viel Vorliebe, wie Achtung vor der Dichtung. Die Romantiker, denen Lessing überall ein Stein des Anstoßes war, verurtheilten die „Emilia" gänzlich. Auch Herder sprach sich sehr wenig angezogen über das Stück aus, „das einige recht hübsche Scenen habe."

Interessant ist, was Lessing selbst über die „Emilia" in einem Briefe an seinen Bruder Karl sagt. Er verneint, daß er den Charakter der Emilia zu einem besonders hervorstechenden habe machen wollen. „Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmack. Wenn Aristoteles von der Güte der Sitten handelt, so schließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an

einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugend als Frömmigkeit und Gehorsam."

Es hatte sich in Braunschweig das Gerücht verbreitet, daß Lessing ein Drama schreibe, in dem er das Leben seines herzoglichen Herrn kritisch beleuchten wolle. Inzwischen hatte Döbbelin Lessing gebeten, das Stück zum Geburtstag der Herzogin-Wittwe aufführen zu dürfen. Um nun diesen Gerüchten, welche in Bezug auf die erste Idee des Stückes so ganz falsch waren, entgegenzutreten und auch, weil er eine Tragödie und noch dazu diese Tragödie für eine Galavorstellung im Grunde sehr ungeeignet hielt, unterwarf Lessing die ersten Akte der Prüfung und Durchsicht des Herzogs. Dieser genehmigte die Vorstellung; aber dennoch würde das Trauerspiel bei Lessings bekannter Art seine Arbeiten zu verzögern nicht fertig geworden sein, wenn nicht Döbbelin gedroht hätte, daß er es mit einer von ihm selbst erfundenen Katastrophe versehen wolle. So fand denn die erste Aufführung im März 1772 Statt und wurde im Ganzen mit großem Beifall aufgenommen, obwohl die herzoglichen Damen die Rolle der Orsina beanstandeten und die Höflinge sich an dem Marinelli stießen. Der Prinz wohnte der Vorstellung inkognito bei und folgte derselben von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit. Lessing dagegen war nicht zu bewegen

gewesen, weder an den Proben noch an der Aufführung Theil zu nehmen.

„Weßhalb sollte ich bei der Aufführung zugegen gewesen sein," schrieb er an Karl, „um oberflächliche Urtheile zu hören oder ein ebenso oberflächliches Lob?" —

Seine Abwesenheit konnte jedoch nicht unbemerkt bleiben, und man zog daraus den Schluß, daß jene umlaufenden Gerüchte, denen zufolge er den Hof habe satirisch beleuchten wollen, nicht so ganz unbegründet seien. Ein jeder aber, der Lessing auch nur einigermaßen kannte, konnte keinen Augenblick an dieses Gerede glauben, daß der Mann ohne Menschenfurcht und irgendwelche Rücksichtnahme sich habe feige zurückziehen können, wenn er einen Schritt gethan, dessen Folgen ihn hätten um die Gunst des Herzogs bringen können und müssen. Der wahre Grund lag auf einer ganz anderen Seite. Er war es müde, mit der Dichtung immer noch zu thun zu haben, er hatte schon so viele Kritiken hören und lesen müssen. Daneben aber fühlte er sich wieder krank, sein Gemüthszustand war durchaus nicht so frei und heiter, wie es eine freie Diskussion erfordert hätte. Seinen Bruder Karl fordert er auf, ihm seine Meinung über das Trauerspiel zu sagen, da er nicht im Stande gewesen sei, mit irgend Jemand darüber zu verhandeln. Und doch, sagt er, müsse man

über ein Werk sprechen, wenn man dasselbe nicht in Vergessenheit gerathen lassen wolle. Die bloße Versicherung, daß er auf dem rechten, von ihm selbst und seiner Kritik vorgezeichneten Wege vorwärts gegangen, sei, so überzeugend sie auch immer klingen möge, doch so kalt und fruchtlos, daß sie keinen Einfluß auf seine Arbeiten auszuüben vermöge.

Ebert schrieb ihm am Tage nach der ersten Vorstellung in Ausdrücken des Entzückens. „Wenn ich nicht wüßte," antwortete ihm Lessing, „ein wie viel zu warmer und nachsichtiger Freund Sie wären, so könnte Ihr Brief mich überreden, daß ich etwas ganz Vorzügliches geleistet habe; doch würden Sie heute, wo Sie hoffentlich kühler sind, in einem ganz anderen Ton schreiben. Ja wieviel werden Sie davon zurücknehmen, wenn Sie das Stück lesen." — Dieser Antwort schloß er zwei gedruckte Exemplare der „Emilia" bei, eines für Ebert und eines für den Prinzen. Er bittet dasselbe Sr. Hoheit zu überreichen und zu versichern, daß ein Lob von dieser Seite dem Autor doppelt schmeichelhaft sein werde; daß er aber nicht wage das Exemplar mit einem Schreiben zu begleiten, da dieses nur eine Entschuldigung sein könne, daß er ein Werk geschrieben habe, welches nicht zu seinen vorschriftsmäßigen Arbeiten gehöre. „Und doch ist mir das Entschuldigen so ver-

haßt. Sie wollen dem Prinzen nebenher auch mittheilen, daß die größere Hälfte der Tragödie schon vor einigen Jahren beendet wurde, so daß ich jetzt nur die vollendende Hand daran zu legen brauchte." Auf die erscheinenden Kritiken, lobende oder tadelnde, legte er wenig Gewicht, nur als Karl ihn befragte: ob es wahr sei, daß er die Katastrophe zu ändern beabsichtige, war er unangenehm berührt. Er versichert dem Bruder, daß es ihm nie in den Sinn kommen könne eine solche Aenderung vorzunehmen. „Wer immer Dir gesagt hat, daß ich den Schluß meiner Tragödie ändern wolle, hat Dir eine Unwahrheit gesagt. Warum wollen sie denn, daß ich es ändern soll? Kurz, ich rathe Dir Niemand etwas über mich oder das neue Stück zu glauben, außer, daß ich mir alle Mühe gebe, dasselbe zu vergessen." —

Man muß sich in Lessings Seele und die Umstände hineinversetzen, um dieses Wort begreifen zu können. Denn sollte er, der jedenfalls das beste Urtheil darüber hatte, sich nicht über Kritiken und Bemängelungen, über so viel Gerede tief verletzt gefühlt haben?

Wohl aber uns, daß dieses Kind seines Geistes auf uns gekommen ist, ein Werk, wie Göthe sagt, „voll Verstand, voll Weisheit, voll tiefer Blicke in die Welt, das eine tiefe Kultur ausspricht, das uns jeder Zeit als neu erscheinen muß." —

Fünfzehntes Kapitel.

Ferneres Leben in Wolfenbüttel.

(1772—1775. 43—46. Lebensjahr.)

> „Nur wer die Sehnsucht kennt,
> Weiß, was ich leide,
> Allein und abgetrennt
> Von jeder Freude."
>
> Goethe.

Vielleicht hat Lessing keinem seiner Werke einen gleich geringen Werth beigelegt als seiner „Emilia Galotti." Er war im Grunde mit anderen Dingen beschäftigt. Dazu aber kam der traurige Umstand, daß seine sonst so gute und starke Gesundheit den ganzen Winter hindurch sehr angegriffen gewesen war. In seinen Briefen finden sich häufige Klagen. Auch seine Augen litten, ein Uebel, das für ihn doppelt schwer war. Zu alledem aber hatte er die mannigfachsten Sorgen. Seine Mutter und besonders die nie zufriedengestellte Schwester lagen ihn fortwährend um Geld an, und er, der nie müde wurde zu geben, brachte die größten Opfer. Seinen Gehalt ließ er sich schon auf ein Jahr und

darüber im voraus geben, denn es drückten ihn auch seine Hamburger Schulden.

Frau Königs Angelegenheiten wurden statt klarer und besser immer verwickelter, und er machte ihre Sorgen zu den seinigen. In diesem Zustande äußerer und innerer Widerwärtigkeiten, Krankheit und Sorgen wurde ihm von Wien aus zu verschiedenen Malen das Anerbieten gemacht, dort eine Stelle anzunehmen. Er gab darauf die Antwort, welche er zuvor auf ähnliche Anfragen gegeben, daß er nämlich, wenn diese Anträge das Theater beträfen, nicht darauf eingehen könne. Aber dennoch wies er die Annäherung nicht ganz von sich aus Gründen, die er seinem Bruder nicht mittheilte, über die er indessen seiner Eva gegenüber kein Geheimniß machte. Er dachte nämlich, daß Frau König vielleicht genöthigt sein werde, ihrer Faktoreien und Geschäfte wegen sich in Wien niederzulassen, daß er ihr dann, wenn er in der österreichischen Hauptstadt ansäßig sei, nahe sein und ihre Verbindung durch eine günstige Stellung beschleunigt werden könne.

Eva Königs Briefe aus diesen Wintermonaten sind voll von Nachrichten und Einzelheiten über unglückliche Geschäfte, welche besonders durch engherzige und beschränkende Maßregeln von Seiten der österreichischen Regierung hervorgerufen und verursacht wurden.

„Ich wollte gern in dem elendsten Winkel der Welt von Wasser und Brod leben, wenn ich nur aus diesem Labyrinth befreit wäre," schreibt sie, und er sucht sie zu trösten, so gut er kann. Sie möge doch bedenken, daß sie an allem Elend unschuldig und nicht dafür zu tadeln sei, daß sie gesund und bei guter Laune bleiben solle. In Bezug auf die Wiener Anträge versichert er ihr, daß er dieselben nur in Rücksicht auf sie und ihre Verbindung annehmen werde und nur um seine Lage zu verbessern. „Und dann, meine Liebe, können Sie keine Ausflucht mehr haben mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie in dem elendsten Winkel lieber bei Wasser und Brod leben wollen als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel als Winkel elend genug und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." —

Ueber Jahr und Tag war Eva König in Wien, ohne zum Abschluß kommen zu können, und selbst für die Hochherzige, Edle war es zuviel, wenn ihr immer wieder der gänzliche Ruin, der Verlust des Vermögens ihrer Kinder vor Augen stand. Selbst krank und angegriffen war sie oft muthlos und in solch einer Stimmung schrieb sie die Worte:

„Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, wo ich

schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange bis meine Umstände eine günstige Wendung nehmen. Ich bin überzeugt, Sie würden doch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben, was mir begegnet; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen. Nennen Sie sie also nicht Ausflüchte, — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht ebenso handeln würde; und antwortet es ‚Nein‘, so glaube ich nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie Sich durch mich in Ihrem Plane nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten.“ Lessing, der Dichter und der Schöpfer des „Tellheim“ mußte die peinliche Gewissenhaftigkeit dieser Frau verstehen, und er that es auch. Gerade diese Gewissenhaftigkeit war es; welche

ihrem Charakter eine Richtung gab, die Lessing so sehr gefiel.

Und bei ihren verwickelten Geschäftsverhältnissen trat die strenge Rechtschaffenheit in so bedeutsamer Weise hervor.

„Ich wollte Ihnen,“ schreibt Lessing ihr einmal, „um Alles in der Welt nicht rathen, Sich eine unredliche oder auch nur zweideutige Handlung zu erlauben, wenn Sie auch, ich weiß nicht was damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bei Ihnen zu bringen. Aber ich sorge nur, daß Sie Sich über Dinge Bedenklichkeiten machen könnten, nicht weil sie Ihnen unredlich, sondern weil sie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen.“ Er setzte das größte Vertrauen in die Tüchtigkeit. „Gehen Sie selbst nach Wien,“ schrieb er ihr, „statt Anderen zu trauen; ich bin überzeugt, daß Sie es besser machen werden als irgend ein Mann.“ Die Anträge von Wien mochte er jetzt noch weniger aufgeben, zumal er hörte, daß das Theater nicht betheiligt war, sondern daß sie das frühere Projekt des Kaisers betrafen, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu gründen. Er hoffte sogar, daß Eva auch die Lage seiner Sache werde am besten übersehen können, und zu beurtheilen verstehe, ob diese Grundlage fest genug sei, ihr Glück darauf zu bauen.

Schlimmer als Wolfenbüttel konnte es seiner Meinung nach nicht gut sein, obgleich er in Bezug auf die Wiener Anstellung fürchtete, daß er genöthigt sein werde, persönliche Beziehungen anzuknüpfen und besonders dem Hofe gegenüber Koncessionen machen zu müssen, da sein protestantischer Glaube ihm in den Augen der Maria Theresia schaden werde. Gerade dieser Gründe wegen mußte es einem Lessing recht schwer werden auch nur im Gedanken sich dahin zu wenden, und nur die Liebe zu Eva konnte ihn dazu bringen.

Vorläufig ließen sich alle schwebende Angelegenheiten durchaus nicht vorwärts bringen, Lessing saß einsam unter seinen Büchern in dem „verwünschten Schlosse“, studirend, Briefe an die Freunde wie seine Braut schreibend, um alle die lieben Menschen noch schmerzlicher zu entbehren. Seine „Emilia“ trug ihm natürlich eine lebhafte Korrespondenz ein. Die Freunde zollten ihm den wärmsten Beifall dafür, besonders Ramler, der sich auf das freundschaftlichste bemühte, der Tragödie in Berlin eine gute Aufnahme zu bereiten. Lessing dankte ihm herzlichst dafür und bat um seine Kritik. „Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel mich zu mehreren aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu den kritisirten Stücken anzuwenden im

Stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbessern eines dramatischen Stücks insbesondere fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Gerade der Vollendung gebracht ist und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll: so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem. — Also liebster Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll; so sehen Sie, worauf es dabei mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reizen — etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann nothwendig seine Mängel haben muß; so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann." Lessing wäre indessen bei aller Kritik nach Vollendung der „Emilia Galotti" nicht im Stande gewesen, ein größeres Werk sofort folgen zu lassen. Er hatte seine Fähigkeit in einem gewissen Sinne erschöpft. Er gesteht Karl, daß er seine Kräfte nicht wieder überspannen dürfe und werde. Das allgemeine unbestimmte Krankheitsgefühl, die quälende Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit, all die Uebel, unter denen er vor seiner Hamburger Reise gelitten, griffen ihn verdoppelt wieder an. Vielleicht mochte er deshalb so wenig von dem Trauerspiel hören und sehen. Er nahm sich vor, einmal wieder nur

Bibliothekar, im Begriff des Wortes, wie er es verstand, zu sein; er prüfte die Schätze seiner Bibliothek und legte diejenigen bei Seite, welche sich zur Veröffentlichung eignen möchten. Er ordnete die Bände wieder, wie er sie vorgefunden, damit, wenn er die Stelle doch aufgäbe, Alles in guter Ordnung sei. Die Durchsicht seiner eigenen Werke legte er zurück. „Wenn Herr Voß böse auf mich ist,“ schreibt er an den Bruder, „so thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich gewesen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beiträge aus der Bibliothek mußten schlechterdings gemacht sein: denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte.“ Von theatralischen Arbeiten will er nichts hören. „Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich fein bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gerne mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'ors; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Du wirst

sagen, daß dieses sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt, daß meine Stücke auch soviel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'ors werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten." —

Lessing brauchte Geld, gerade jetzt gebrauchte er es mehr denn je, um aus der Schuldenlast für sich und die Seinen zu kommen.

Während er bei der Arbeit saß, konnte er einzig und allein, wie er an Karl schrieb, die Verdrießlichkeiten seiner Stellung, das drückende Gewicht seines Wolfenbütteler Lebens vergessen; und dieser ermunterte ihn wiederholt zu dramatischem Schaffen, indem er meinte: es sei ja gleich, was er arbeite.

„Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch

das einzige Mittel ist, um einmal aufzuhören, jenes zu sein," — antwortet er ihm. „Aber Du und Herr Voß, Ihr irret sehr, wenn Ihr glaubt, daß es mir bei solchen Umständen ja wohl gleichgültig sein könne, was ich arbeite. Nichts weniger weder in Ansehung der Arbeit noch in Ansehung der vornehmsten Absicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brod geschrieben hätte." Die „Beiträge", welche er angefangen, schrieb er nur, weil die Arbeit ihn förderte, aber auch von diesem Verdienst lebte er nur von einem Tage zum andern. „Wenn Du nicht begreifen kannst," sagt er zu Karl, „wie ein Mensch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in so kümmerlichen Umständen sein kann: so muß ich Dir sagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium habe vor einiger Zeit aufnehmen müssen, um nicht verklagt zu werden. Und wer noch daran zweifelt, daß es die absolute Unmöglichkeit ist, warum ich gewisse Pflichten nicht erfülle, mein Versprechen in gewissen Dingen nicht halte, den bin ich sehr geneigt ebenso sehr zu verkennen, als er mich verkennt."

Gegen seine Eva spricht er diese Sorgen und seine Niedergeschlagenheit nie so offen aus. Ihr gegenüber ist er der Tröster, der starke Mann. Er lebt ihr gegen=

über sich in Wolfenbüttel ein, da die Dinge in Wien einzuschlafen drohen. Er gedenkt in Wolfenbüttel zu leben, wie wir immer leben sollen, bereit jeden Augenblick fortgehen zu können und ebenso willig zu bleiben, wenn es Noth thue. Dann wieder lacht er über sich selbst und den moralisirenden Ton, in den er gefallen, er entschuldigt sich mit der besonderen Eigenthümlichkeit seines Wesens, auch dem böseſten Dinge eine gute Seite abgewinnen zu können, eine Gabe, auf die er stolzer ist, denn auf so viel anderes, was er weiß und kann. Auch an eine Fortsetzung der „Antiquarischen Briefe" dachte er. Klotz plötzlicher Tod ließ ihn natürlich davon abstehen. Er hatte gefürchtet, daß der Herr Professor ihm auch in Wien im Wege stehen könne, „der Mann ist weiser gewesen, als ich ihn hielt," schrieb er an Eva König. „Er ist gestorben, ich könnte lachen über diesen Zufall, wenn er mich nicht doch ernster stimmte, als ich glauben wollte." —

Rheumatische Schmerzen, Zahnweh, Schwindel und eine Abnahme der Sehkraft plagten den Vielgeprüften, hinderten ihn am Lesen und Schreiben und verdüsterten den Frühling von 1772 so sehr, daß er seiner Braut lange gar nicht schrieb. „Wer von uns Beiden jetzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage," schrieb er im Juni an

Frau König. „Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf die eine oder andere Weise. Mir aber ist jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel. Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen (er meinte das Ordnen der Bibliothek); ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges unerträglich wird, eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen unfähig fühle? Kaum, daß ich noch die Feder führen kann; wie Sie wohl selbst aus dem unleserlichen Briefe sehen werden, den ich mehr als fünfmal habe abbrechen müssen. Mein Trost ist, daß dieser Zustand unmöglich anhalten kann." Bei soviel Leiden war es natürlich, daß er auch einmal gegen die klagte, deren Umgang, deren Nähe zu entbehren ihm täglich schwerer wurde. Und bei aller wachsenden Sehnsucht die wachsende Aussichtslosigkeit!

Wahrlich, es war ein trauriges Leben, ein freudloses Dasein! Das Bild seiner Eva, welches sie ihm von Wien aus schickte, war ihm die größte Freude, sein zwar „stummer aber doch sehr unterhaltender, bester und liebster Gesellschafter“ in der Wolfenbüttel'schen Einsamkeit. „Ach, wenn — Sie wissen, was ich wünsche!“ — Ein ganzer Monat verstrich wieder, ohne daß er ein Lebenszeichen von sich gab, Kränklichkeit und Niedergeschlagenheit nahmen zu, und eine nothwendig gewordene Kur griff ihn an. Eva König meldet ihm von der Aufführung seiner „Emilia“ in Wien, die von Seiten der Schauspieler sehr ungeschickt dargestellt worden war, sodaß der Kaiser geäußert, er habe noch nie in einer Tragödie soviel gelacht als in dieser. „Der Schauspieler, welcher den Prinzen darstellte, hat in der Schlußscene, um den Schmerz über Emilia's Tod recht drastisch darzustellen, mit lang aus dem Munde hervorgestreckter Zunge das Blut von dem Dolche geleckt, und die schöne Scene zwischen dem Prinzen und dem Maler ging ganz eindruckslos verloren.“ Solche Nachricht freute Lessing natürlich nicht.

Der Sommer verstrich, der Herbst kam ins Land, und erst zu Ende Oktober raffte er sich wieder zu einem Brief an die geliebte Freundin auf. Er entschuldigt sich. „Wenn Sie je einen argen Gedanken, der

meiner und Ihrer unwürdig wäre, von mir gehabt; wahrlich, so verdiene ich, daß Sie mir es abbitten. Nicht wahr, der Wendung hätten Sie Sich nicht versehen? Ich verlange Abbitte und sollte sie selbst thun." Er giebt ihr Aufschluß wegen des langen Schweigens. Es sei ihm viel schlimmer gewesen als krank; mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider sich und die ganze Welt aufgebracht; die Freundin allein ausgenommen. Dazu hatte er eine Arbeit vorgehabt, die ihm endlose Zeit und Mühe kostete. Aber jetzt, da dieselbe fertig, mußte er sich endlich gegen die Einzige aussprechen, der er ganz vertraute. Und nun gesteht er ihr, daß er es in der Einsamkeit nicht länger auszuhalten vermöge, daß er unter Menschen müsse, von denen er in Wolfenbüttel so gänzlich abgesondert war: „Ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen!" — Er theilt der Freundin einen Plan mit, den er sich gemacht, da sie voraussichtlich noch lange in Wien festgehalten sein werde. Ein Plan, der allein ihn retten konnte. — Derselbe bestand darin, den Herzog an die versprochene italienische Reise zu erinnern. Wenn er so seinen langgehegten Wunsch erfüllen könnte, würde

sein Weg ihn über Wien führen, wo er die geliebte Frau sehen, und wegen seiner so sehr in die Länge gezogenen Angelegenheiten die nöthigen Schritte thun könnte.

Den Winter über stand ihm noch eine angestrengte Arbeitszeit bevor, aber dann, wenn der Frühling ins Land kam, sollte nichts ihn abhalten zu ihr zu eilen. Wie bekümmerte es ihn zu denken, daß auch sie, deren Glück er am liebsten befördert, deren Schicksal zu leiten sein Wunsch war, daß auch sie sowenig Freude hatte, verstrickt und verwickelt in verdrießliche Geschäfte, getrennt von der Heimat, den Kindern und allem, was ihr lieb und theuer war! „Krank bin ich nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr," schreibt er um diese Zeit an den Bruder und bin daher auch seit ebensolange nicht mehr müßig gewesen. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunschweig nach Wolfenbüttel und von Wolfenbüttel nach Braunschweig. Und auch diese Veränderungen werde ich mir schlechterdings künftig versagen müssen. Doch das soll mein geringster Kummer sein, und ich will mich gern noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern, wenn ich nur sonst von einer anderen Seite meine Ruhe damit wiedergewinnen kann." Der Seufzer bezieht sich natürlich

auf seine drängenden Gläubiger und seine Schulden, welche Dank der Kamenzer Forderungen und Verpflichtungen immer drückender wurden. Zu Anfang des folgenden Jahres schien sich sein Himmel doch ein wenig zu lichten, denn er schrieb an Frau König, und er konnte ja seinen Freunden nie schreiben, wenn er den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle hatte, auch Eva bekam dann keine Zeile. Wenn er also überhaupt schrieb, so war das ein günstigeres Zeichen. Er war hypochondrisch, aber er sah zu seinem Troste, daß die Hypochondrie nicht so sehr fest eingewurzelt sei. „Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme; so geht es wieder eine Weile." Er war eine Zeit lang in Braunschweig gewesen, hatte mit Anderen am Hofe gethan, „was, wenn man es beständig unterlasse, wohl schaden könne, er habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt." „Der einzige Wunsch, an den ich diese Zeit über dachte, war —" schreibt er nach Wien, „— Ah, Sie wissen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für Sie und für mich kommen?" — Die ganze starke Liebe seiner tiefen und gehaltenen Natur tritt, je länger die Trennung währt, desto offener hervor. Jeder Brief, den er ihr schreibt, macht ihn für Tage unruhig und unfähig zu arbeiten, und arbeiten mußte er ja mehr denn je.

Im Januar 1773 veröffentlichte er den ersten Band seiner „Beiträge." Er hatte von dem Herzog die Erlaubniß bekommen, drucken zu lassen, was er für passend und geeignet hielt; er sollte unabhängig von dem Censor sein, und es war ihm somit die beste Gelegenheit gegeben, für Aufklärung zu wirken. Da nun die Wolfenbüttel'sche Bibliothek so reich mit theologischen Manuskripten versehen war, und Lessing kein Werk eines Menschen, der die Wahrheit mit Eifer und in treuem Streben sucht, für schädlich hielt, so beschloß er verschiedene Schriften dieser Art in die Oeffentlichkeit zu bringen. Seine Absicht war an die Stelle des religiösen Stillstandes den lebendigen Fortschritt zu setzen, dem radikalen und oberflächlichen Verschmelzungssystem der Berliner Schule entgegen zu treten, dem erleuchteten Vernunftglauben die ganze Schwere historischer Kritik fühlen zu lassen. Er hielt Erörterungen und Erläuterungen über solche Themata für heilsam, insofern es zur Klärung und Läuterung der Anschauungen führen mußte. Die Nicolai'schen Aufklärer waren ebenso engherzig als die dogmatischsten Anhänger des Autoritätsglaubens, sie waren ebensowenig im Stande, was über die Grenze Ihres Verstehens ging, zu begreifen. Lessing forderte freie Forschung, aber fleißige und gründliche. Er verlangte Duldsamkeit, aber Duldsamkeit,

welche von der Liebe beseelt war, nicht vom Indifferentismus eingegeben. Die Zeit neigte sich dem encyklopädischen Wissen zu, Lessing aber war der Erste, welcher die alten Bücher und Dokumente aus der Vergessenheit hervorzog, nicht als Merkwürdigkeiten, als Denkmäler vergangener Zeitalter, sondern als wichtige Beiträge zur Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes.

Daher ist er kein Sammler, er bleibt trotz aller Geringschätzung der Arbeiten, welche er als Bibliothekar vornahm, der philosophische Denker, durch dessen mühevolles Streben und Schaffen sich der rothe Faden bestimmter und zweckentsprechender Absichtlichkeit zieht. Nicht, daß es ihm genügte, seine Entdeckungen bekannt zu machen, die Erfolge seiner Forschungen zu veröffentlichen, in jedem einzelnen Falle zeigt er die Pfade, auf denen er, oder die Umstände, unter welchen er dazu gelangt, weil — wie er sagt — es auch interessant und ebenso belehrend sei, die Art und Weise zu kennen, in welcher ein Mensch zum Forschen gekommen, als das Resultat desselben selbst. Für einen Schriftsteller auf solchem Gebiet ist ein gewisser Sinn für das Kleine, das scheinbar Unbedeutende ebenso nothwendig wie nützlich. Lessing verband diesen Sinn seltsamer Weise mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit, er konnte mit liebe-

voller Sorgfalt die Einzelheiten prüfen, und er vertrat diese oft und leicht verkannte Eigenschaft gegen Angriffe und Verkennungen. So sprach er von den Kirchenfenstern zu Hirschau, über deren Ursprung und Bedeutung er Untersuchungen anstellte:

„Vitrea fracta (Glasscherben) dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken. Aber mit seiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem Andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein Anderer dafür."

In diesen Worten liegt Lessings Entschuldigung für die „Beiträge," von denen 1773 zwei Bände veröffentlicht wurden. Sie sind verschiedenen Inhalts und haben nur für die Gelehrten Interesse.

Der einzige theologische Beitrag, den er in dem Jahre lieferte, sprach nicht nur historisch, sondern auch dogmatisch betrachtet eher zu Gunsten der Orthodoxie denn gegen dieselbe. Es waren weder mehr noch weniger als zwei Schriften von Leibniz, welche Lessing in der herzoglichen Bibliothek aufgefunden hatte. Die eine handelt „von den ewigen Strafen", die andere ist Leibniz' „Vertheidigung der Dreieinigkeit." Beachtenswerther als Leibniz' kurzes Vorwort ist Lessings Aus=

einanderlegung und philosophische Vertheidigung der Schrift „von den ewigen Strafen“.

Der Aufsatz: „des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit“ war eine Schrift, welche Leibniz gegen diesen polnischen Gelehrten des siebenzehnten Jahrhunderts geschrieben, und worin er das Dogma von der Dreieinigkeit gegen den Socianer in Schutz genommen hatte. Derselbe war nicht gut ohne die betreffenden Angriffe des Wissowatius zu verstehen, und Lessing veröffentlichte deshalb beide. Seltsamerweise war es Mendelssohn, welcher ihm den rechten Sinn einer besonders schwierigen Stelle des Manuskripts finden half. „Ist es nicht seltsam,“ schrieb er dem Freunde, „daß Sie die rechte Lesart eines Aufsatzes retten, der Ihnen von Anfang bis zu Ende sinnlos und abgeschmackt vorkommen muß.“

Lessing ist überzeugt, daß Leibniz ebensowenig von dem Werth und der Wahrheit des Streites über das Dogma gehalten habe, als er selbst, und dennoch denkt er, daß der Philosoph seinem Charakter gemäß dachte und handelte, da es immer besser sei eine nicht philosophische Frage philosophisch zu behandeln, als sie unphilosophisch zurückzuweisen.

Die Theologen priesen die beiden Aufsätze ebenso sehr als die Neologisten sie verdammten. Karl Lessing

machte dem Bruder Vorwürfe, daß er der orthodoxen Partei entgegenkomme. „Was gehen mich die Orthodoxen an?“ erwiedert er ihm. „Ich verachte sie ebenso sehr als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind.“

„Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.“

„Aber so sehr, als Du, verachte ich gewisse gelehrte Arbeiten nicht, die, dem ersten Anschein nach, mühsamer als nützlich sind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie sie Dir vorkömmt, hat uns zum Exempel zufälligerweise zu einem Stück aus den verlorenen Büchern des Livius geholfen.“

Im Januar 1773 schickte Lessing den ersten Band seiner „Beiträge“ an Heyne. „Sie prophezeiten mir einmal,“ schrieb er dabei, „daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu stehen kommen werde; indem er mir an solchen Untersuchungen Geschmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und sich nur selten noch lohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieser Prophezeiung! Wenn Sie so gütig sind und glauben, daß ich wohl etwas Besseres hätte schreiben

können; so vergessen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Besseres schreiben soll. Der bin ich nun einmal und möchte es nicht blos dem Namen nach sein."

Inzwischen war nun Lessings Plan nach Wien zu reisen und dort seine Braut zu sehen, oder einen anderen entscheidenden Schritt aus einem Leben herauszuthun, das ihm täglich drückender wurde, durch den Erbprinzen vereitelt. Derselbe wünschte, daß Lessing schon im Februar des Jahres zu ihm nach Braunschweig kommen sollte. Lessing gab dem Verlangen des hohen Herrn nach, und dieser theilte ihm aus freiem Antriebe mit, daß er ihm eine Stellung zu geben gedenke, welche seinen Fähigkeiten mehr entspreche. Es war nämlich einer der fürstlichen Hofräthe mit dem Tode abgegangen und sein Amt erledigt. Dieses war von sehr angenehmer Art, denn der Herzog hatte den Verstorbenen besonders in Fragen über die Geschichte und die Rechte des herzoglichen Hauses zu Rathe gezogen und in allen dahinschlagenden Angelegenheiten verwendet. Der Prinz glaubte, daß es Lessing ein Leichtes sein werde, die zu dieser Stellung nöthigen Kenntnisse und erforderliche Geschicklichkeit sich anzueignen. Der auf die Stellung fallende Gehalt würde ihm in Verbindung mit seinem Einkommen als Bibliothekar in den Stand setzen, in Braunschweig standesgemäß zu leben; die Aussicht war also sehr günstig. Die einzige

Bedingung, welche man daran knüpfte, war, daß er seine Pläne, den Braunschweigischen Dienst zu verlassen, um reisen zu können, aufgeben sollte. Wenn er zustimmte, sollte die Angelegenheit dem Herzog der formellen Zustimmung wegen vorgelegt werden, sobald der Prinz von einer kurzen Reise nach Potsdam zurückgekehrt war. Lessing ging mit freudigen Hoffnungen auf den Vorschlag ein, denn damit war er ja endlich am Ziel seiner Wünsche angelangt. Er kehrte in sein einsames Wolfenbüttel zurück, zuversichtlich hoffend, daß er nur noch höchstens vierzehn Tage in dem alten Schlosse zu weilen brauche, daß dann seine Prüfungszeit überstanden, und er alles Elend überwunden haben werde. Natürlich schrieb er seiner Eva sogleich davon. „Ich weiß nicht, ob der Prinz Wind bekommen haben mußte, was mein gegenwärtiger Plan sei. Aber Sie können sich leicht einbilden, was ich antwortete. Ich nahm sein Anerbieten vorläufig an, ohne ihm jedoch zu verschweigen, daß ich allerdings, ohne eine bessere Aussicht, nicht mehr sehr lange allhier dürfte ausgehalten haben."

Der Prinz kehrte von seiner Reise zurück und Lessing erwartete eine bestimmte Ladung nach Braunschweig. Sie erfolgte nicht. Es vergingen mehrere Wochen, und die Sache blieb auf dem alten Standpunkte

stehen. Lessing war in einer Stimmung darüber, daß er nicht nach Wien zu schreiben vermochte. Er sah es als eine Ehrensache an und fühlte, daß man ihm schändlich mitgespielt habe. Nicht vor April, zwei lange peinliche Monate, hörte Eva von ihm, dann schrieb er, denn was sollte sie von ihm denken. Sie, die doch ein ebenso großes Interesse daran hatte, die Sache vorwärts rücken zu sehen. Aber, wer kann es dem Getäuschten verargen, daß sein stolzes Herz es nicht vermochte, sich als den Betrogenen zu erkennen, der Geliebten die Entdeckung zu machen, ihr Kummer und Verdruß zu bereiten. „Möchte ich nun nicht rasend werden! Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite, läßt man mich ausdrücklich kommen, thut, wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede gewesen wäre.“ In diesen Worten macht er seinem Zorn über die unwürdige Behandlung Luft; der stolze Mann hatte sich ja sogar bequemt zweimal nach Braunschweig zu gehen, um zu fragen und zu bitten. Wie verstimmt mag der Freigeborene in seine Studirstube zurückgekehrt sein; wie tief gekränkt über diese Fürstenlaune! Er hatte eine Arbeit vor, die er nur in Wolfenbüttel vollenden konnte; ließe man ihn, sagt er, so lange in dem einsamen Bibliothekstübchen

ohne Antwort, so müsse er alle seine dort verbrachte Zeit für verloren betrachten.

„Und dann soll mich nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke überall soviel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wieder fände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!“ —

Auch dem Bruder schrieb er über die vereitelte Hoffnung, und daß er nun Willens sei, über Jahr und Tag längstens in einem anderen Orte zu leben, denn in Wolfenbüttel. „Es ist zwar recht gut,“ sagt er, „eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren, aber sich darin vergraben, ist eine Raserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, welche ich jetzt thue, mich stumpf machen.“ Damit indeß die drei Jahre, welche er schon in Wolfenbüttel zugebracht, nicht verloren sein sollten, beschloß er die „Beiträge“ je eher desto lieber zu vervollständigen und sich in Arbeit zu stürzen, das beste Mittel über allen Verdruß und alle Mißhelligkeiten hinweg zu kommen. Drei Monate lang führte er diese Lebensweise durch, sein Studirzimmer und seine Bibliothek waren die einzigen Orte, wo er zu finden, ein junger Franzose, François Cacault, welcher sich Studiums wegen bei ihm aufhielt, der einzige Mensch, mit dem er verkehrte. Cacault hatte nämlich

Lessings „Dramaturgie“ gelesen, er hatte sich verletzt gefühlt von den Angriffen auf seine Nation und behauptet, daß die Regeln des guten Geschmacks überall dieselben seien. Zuletzt entschloß er sich Lessing selbst aufzusuchen, und dieser nahm ihn so ganz für sich ein, daß er seine Ansicht über die „Dramaturgie“ völlig änderte und das werthvolle Werk in seine Muttersprache übersetzte. Nicolai war höchst erfreut, daß er Recht behalten mit seiner Behauptung, man müsse Lessing persönlich kennen, um ihm vollste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Für Lessing war der Umgang mit dem jungen Franzosen in seiner Einsamkeit nicht unwillkommen, sie verbrachten ihre Abende meistens zusammen. Uebrigens war er im Grunde weniger beschäftigt, als er vorgab, denn sein Gemüthszustand, wie auch eine Abspannung seiner Nerven ließen ihn nicht zu freudigem Schaffen kommen. Ohne Eva's fortwährenden liebevollen Zuspruch, an sich zu halten und die Geduld nicht zu verlieren, würde er ohne Zweifel einen entscheidenden und schädlichen Schritt gethan haben, würde gegen den Prinzen in einer Art aufgetreten sein, daß alle Pläne für die Zukunft sofort vereitelt wären. Oft setzte er sich nieder, um der geliebten Frau zu schreiben, ebenso oft fast vernichtete er die angefangenen Briefe. Im Juni endlich veranlaßten ihn die Umstände nach Braunschweig

zu reisen. Er blieb sechs Tage dort und kehrte ein wenig heiterer, aber um nichts gebessert zurück. „Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin?" schreibt er seiner Eva. „Das Verfahren ist mir unerträglich, und nichts geringeres, als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich dessenungeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin zu thun. Werde ich ihn nicht endlich auch thun müssen?, denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß biegen oder brechen."

Wieder verging die Zeit ohne Nachricht. Im August starb der allmächtige Minister von Schliefert. Er hatte die Angelegenheiten bis dahin geleitet, und es war bekannt, daß er alle Verhandlungen ungebührlich in die Länge zog. Aus einigen Bemerkungen, welche der Prinz hatte fallen lassen, schöpfte Lessing berechtigtermaßen die Vermuthung, daß er die Ursache der Verzögerung gewesen war. Nach dem Tode des Ministers nahm der Prinz die Zügel der Regierung selbst in die Hand und versuchte den angegriffenen Finanzen durch eine weise Sparsamkeit aufzuhelfen. So durfte Lessing allerdings hoffen, daß seine Sache zum Schluß gebracht werden würde. Aber — er täuschte sich. Im September schrieb er an Eva König, daß er nun acht Wochen

gehofft, der Prinz werde wahrmachen, was er geäußert, daß nämlich der Minister allein Schuld an den schleppenden Verhandlungen habe, daß derselbe aber jetzt auf vier Wochen nach Potsdam gereist sei, und er ihr wenigstens mittheilen wolle, daß er, wenn auch gesund, so doch nahe daran sei vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden. Nur einer eitlen Hoffnung wegen habe er seit Monaten gezögert ihr zu schreiben, nur ihre Vorstellungen, wiederholt er ihr, haben ihn auch diesmal abgehalten, einen entscheidenden Schritt zu thun. —

Zwei Eingaben machte er trotz dem, aber ohne Erfolg. Gegen den Bruder äußerte er, daß er auch noch eine dritte machen werde, und wenn man ihn dann zwinge seine Entlassung einzureichen, so werde er allerdings in großer Verlegenheit sein, wohin sich zu wenden, aber er hoffe nur zunächst. Der Zustand verlängerter Ungewißheit entmuthigte Lessing in hohem Grade, und sein hartnäckiger Entschluß sich weder in Braunschweig zu zeigen noch unter die Menschen zu gehen, erhöhte nur seine krankhafte Hypochondrie. Da saß er die langen, traurigen Winterabende einsam, ein kranker Mann mit Schonung bedürftigen Augen und dem bittersten Gefühl, der Verkennung und Täuschung, im Herzen! —

Er zog sich immer tiefer in die Einsamkeit zurück, selbst gegen die Freundin seines Herzens war und blieb er schweigsam. Ein Jahr war verstrichen, seit ihm die Wolfenbütteler Anträge gemacht waren, welche Hoffnungen waren vereitelt!

Da saß er noch und zerriß die Briefe an seine Braut, die einzigen Briefe, welche er außer Amts- und Geschäftsbriefen überhaupt zu schreiben vermochte. Unter Büchern vergraben suchte er alle Aussichten auf die Zukunft zu vergessen. —

Und doch war Eva die Einzige, der er sein Herz öffnete, weder Brüder noch Mutter oder Schwester, nicht die Freunde hörten von ihm. So war sie denn auch die Einzige, welche ihn trösten konnte. Und er bedurfte des Trostes immer nöthiger. Sie selbst, die arme Frau, steckte allerdings auch in Sorgen und Verwickelungen, die ihre schwachen Kräfte fast überstiegen, ihre Gesundheit litt, wie sie fern von ihrer Heimath, ihren Kindern und Allen, die sie liebte, in den widerwärtigsten Geschäften steckte. Aber die Hochherzige ertrug Alles um der Liebe willen, die sie tief und heilig in ihrem Herzen wachsen und erstarken ließ.

Im März bittet sie um Nachrichten, da das lange Ausbleiben derselben sie beunruhigt. — Sie hat noch immer Zeit und Muth, ihm vom Theater und aus

der literarischen Welt zu erzählen, was ihm Freude machen oder auf einen anderen Gedanken bringen könnte. — Und wenn sie dann hören muß, daß er in den langen vier Monaten seines Schweigens keinen ruhigen Augenblick, keine vergnügte Stunde gehabt hat, ja, wenn er noch hinzufügt, daß er auch ihr, ihr am wenigsten sagen könne, wie voller Galle und Raserei sein Sinn sei — wie mag der Armen, Standhaften da wohl die Lippe gezuckt und das Herz geblutet haben! „Gern wollte ich alle meine Sorgen tragen, wenn Sie nur zufrieden und glücklich wären!“ Flehentlichst bittet sie um seine Briefe, das einzige in der Welt, was sie nie entbehren könne.

Ihr klarer Blick traf in Bezug auf die noch immer unbesetzte Stelle das Richtige, wenn sie dem ungeduldigen Freunde vorstellte, daß man nicht die Absicht habe ihn zu betrügen, und er das nie annehmen dürfe, solange die Stelle unbesetzt sei. Sie nahm vielmehr an, daß die Angelegenheit im Drange anderer Geschäfte in Vergessenheit gerathen sei. Sie bat ihn, sich deshalb selbst in Erinnerung zu bringen, da leider Niemand daran denke für ihn einzutreten.

Und so war es. Als der Erbprinz die Lage der Dinge erkannte und sich derselben annahm, da der alte Herzog mit jedem Tage unzurechnungsfähiger wurde,

fand er eine fast unabsehbare Fluth von Verwickelungen und Bedrängnissen. Ein Staatsbankerott ließ sich nur noch durch die größten Anstrengungen und verzweifeltsten Mittel abwenden, Mittel gegen die sich unser Sinn mit Entrüstung auflehnt. Wohl verkaufte der Prinz seine Juwelen und machte seine Kostbarkeiten zu Gelde, aber es war nur ein Tropfen im Meer, auch er mußte zuletzt thun, was seine fürstlichen Brüder ihm vorthaten, seine Unterthanen verkaufen. England und Holland verstanden die Waare zu schätzen. Wir wissen, wieviel Elend dieser Handel unseren Vorfahren verursacht, wir wissen, wie unsere Besten dagegen gestritten. —

Und unter solchen Verhältnissen war Lessing vergessen worden; wem möchte es nicht entschuldbar klingen? — Wo der Prinz konnte, suchte er seinen Bitten nachzukommen, er bewies es, indem er ihm im Januar 1774 den Gehalt im voraus bezahlen ließ, da Lessing sich seiner Hamburger Manichäer wegen gezwungen sah, die Bitte einzureichen. Alles das war indessen noch weniger geeignet, Lessing aufzuheitern, die Kette der schwersten Widerwärtigkeiten wurde eben je länger desto drückender. Im Mai forderte Eva auf ein Gerücht hin ihn auf, ihr doch Näheres über seine Absicht zu schreiben eine Professur in Heidelberg annehmen zu wollen. Dort hatte sie ja den Bruder und einflußreiche Freunde.

Er ging darauf ein, „denn hier ist es nicht länger auszuhalten;“ und von dem Erbprinzen erwartete er nichts, dachte, daß derselbe am liebsten die ganze Bibliothek verkaufen werde, so bald sich ein Käufer dazu finde. Aber er zweifelte, daß sie in Heidelberg einen Mann brauchen, nehmen würden, der nichts habe von sich hören lassen als einige Komödien. Anbieten solle er sich? Lieber wolle er in den Tod gehen. „Ein Mensch, wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein; wenigstens mag man ihn nicht anders als so wohlfeil haben wie möglich.“ Uebrigens findet er, dieses bei Seite gesetzt, den Einfall gut, „und wenn Sie, meine Liebe,“ fährt er fort, „etwas unter der Hand dabei zu thun wissen, so haben Sie alle Vollmacht.“ Es war ein Liebeszeichen, das sein Stolz dem theuren Weibe brachte, denn welcher Mann schreckt nicht zurück sich von der Geliebten helfen zu lassen, eine Stellung zu erhalten, die er haben möchte, ihr alles Glück und alle Sorgenfreiheit geben zu können. —

Es war das ganze Jahr aber auch das einzigste Zeichen seiner Liebe.

Dem Bruder schrieb er einen Seufzer bittersten Grimmes, daß er nun schon vier Jahre die Bücher in Wolfenbüttel hüte, daß es aus sein müsse und er nichts mehr zu thun habe in dem elenden Neste. „Du wirst

diese Messe nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie oder Poltronnerie zu Stande gebracht habe, daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werk weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Ja soweit war der Hamburger Dramaturgist gekommen, daß er sich nicht einmal mehr um die Erscheinungen der Literatur kümmerte, in der sich überall ein erfreuliches Regen und Bewegen geltend machte. Sein Bruder Karl hatte ihm einige seiner neuen Dichtungen geschickt, er bittet um Verzeihung, daß er dieselben noch nicht gelesen. „Wenn dich dieses sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den ‚Götz von Berlichingen' auch nur erst gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz. Laß mir Deine Stücke nur noch eine Weile; denn ich lese sie gewiß noch, und will sie nur nicht eher lesen, als bis ich so etwas mit ruhiger und heitrer Seele lesen kann." Göthe's Götz, welcher zu Anfang des Jahres 1773 erschienen war, kam also ein volles Jahr nach der Herausgabe in die Hände des größten Kritikers und feinsten Kenners. Und doch hatten Deutschlands Kunst- und Literaturfreunde es als eine Illustration zu Lessings „Drama-

turgie" begrüßt und Göthe dafür den Titel des deutschen Shakespeare zuerkannt; denn die jungen Feuerköpfe jener Tage, denen Lessing am Schluß seiner „Dramaturgie" ein Mahnwort zugerufen, gingen weit über die Grenzen hinaus, wenn sie schon das goldene Zeitalter in aller Glorie erschienen sahen. Lessing erkannte den Werth des Götz vollkommen, aber er urtheilte in seiner Wolfenbütteler Einsamkeit doch korrekter und bedachtsamer. Er konnte nicht anders, als gegen die Vergleichung ankämpfen, welche man zwischen dem Götz und den vollendeten Dramen des größten britischen Dichters zog. Der „Götz" war für ihn der „Lebenslauf eines Mannes von dem Dichter in Dialoge gebracht und für ein Drama ausgegeben."

Und dieses schien ihm nicht grade eine so große That zu sein. Die Vertreter der Sturm- und Drangperiode waren geneigt Lessing mit seiner Anhänglichkeit an die strengen Aristotelischen Regeln als veraltet zu betrachten. Sie erhoben daher das Kriegsgeschrei für unumschränkte Freiheit. — Göthe selbst erkannte die Fehler, welche er in dem „Götz" begangen, sehr wohl, er ließ sich eigenes Irren stets eine Lehre sein.

Es ist zu beklagen, daß Lessing damals, wie er an seinen Bruder schrieb, so wenig Interesse mehr an theatralischen Angelegenheiten hatte, wir würden sonst

eine Kritik über den „Götz“, und mit derselben einen werthvollen Beitrag zu unserer Literaturgeschichte überkommen haben. Es würde derselbe ohne Zweifel einen Ausfall gegen die Stürmer und Dränger enthalten haben, aber er war damals weder in der Stimmung noch in der Lage es zu thun, er zog „eine Komödie mit den Theologen“ vor, wenn er überhaupt einer bedurfte. —

Die Stimmung, welche sich seiner nun seit Jahr und Tag bemächtigt hatte, wurde immer trüber, es klingt wahrhaft herzerschütternd, wenn er mit wenig inhaltvollen Worten einen tiefen Einblick in sein Gemüth thun läßt. „Das einzige Mittel mich zu betäuben ist, mich aus einer nichtswürdigen literarischen Untersuchung in die andere zu stürzen. Daher kommt es, daß meine ‚Beiträge‘ noch das einzige sind, was ich fortsetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch diese nicht mehr lange werde fortsetzen können. Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein.“

Wie war auch Alles anders gekommen, als er einst mit den Freunden geträumt und geplant. Ein blumenreiches Feld der Poesie wollte er anbauen und war nun verdammt nichts als Dornen zu sammeln, wie er Ramler schrieb, der ihm sein neustes Werk, eine Blumenlese, gesandt. „Fast könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen sammeln. Ich sehe auf meinem ganzen

Felde nichts als Dornen; und es ist nun einmal mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht sein sollen; Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen." Er sehnte sich den Freund zu sehen, er wünschte, daß es dessen ernstlicher Entschluß sein möchte ihn zu besuchen, nach Braunschweig zu kommen, wo ihm so viele Freunde lebten. Diese süße Hoffnung sollte ihm helfen den traurigen Winter, welcher ihm bevorstand, zu ertragen! —

Die Freunde suchten ihn zu literarischem Schaffen anzuregen. Wieland bat ihn um Beiträge zu seiner Wochenschrift „Merkur." „Aber, liebster Wieland," antwortet er, „haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem ‚Merkur' Theil nehmen? Je zufriedener ich damit bin, desto weniger kann ich mich dazu verstehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herabzusetzen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen. Literarische Beiträge? Wer wird die lesen wollen?"

Vielleicht, daß diesem etwas bitteren Ton eine Nachwirkung auch der eben vollendeten Lektüre von Göthe's

„Werther" zugeschrieben werden kann. Eschenburg hatte ihm den Roman zugeschickt, welcher die Welt in Aufregung versetzte, und da man damals allgemein annahm, daß der Held dieses tragischen Romans der junge Jerusalem war, den Lessing während dessen Aufenthaltes in Wolfenbüttel hatte kennen und lieben lernen, und dessen trauriger Selbstmord einen tiefschmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, so ist es erklärlich, daß er das Werk mit dem größten Interesse las. Wie er Jerusalem kannte, entrüstete ihn das vermeintliche Bildniß seines jungen Freundes, dessen hinterlassene Schriften er später herausgab, um sein Andenken zu retten, und dem er in der dazu gehörenden Vorrede ein Zeugniß setzte, das den jungen Menschen ebenso ehrte als ihn.

„Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig." „Der junge Mann," erzählt der große Philosoph und Denker weiter, „schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn." Er nennt ihn einen warmen Geist, der sich nicht hat abschrecken lassen, die oft entwischende Wahrheit bis in die

letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Mit ihm hatte er philosophische Gespräche, Untersuchungen und Systeme ausgetauscht und durchgegangen. „Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister dieser Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im Mindesten fürchterlich." Als einen empfindsamen, thätigen Grübler, so hatte Lessing ihn kennen lernen, „als einen Kopf, den ebenso wenig Wärme ohne Licht als Licht ohne Wärme befriedigten." Und wie stand „Werther" gegen diesen jungen Mann da, der Werther, welcher, wie wir heute wissen, allerdings nicht Jerusalem war, der aber damals ohne Widerspruch dafür galt! Lessing der große Advokat der Verkannten mußte wohl für ihn eintreten.

Dazu aber kam noch die thränenreiche Gefühlsüberschwänglichkeit des „Werther", gegen den und dessen liebeskrankes Seufzen sich Lessings männlicher Charakter entschieden auflehnen mußte. Der Mann mit dem maßlosen Begehren und dem so schwachen Willen, der zu Grunde geht, weil er für das Leben zu schwach ist, dessen unbefriedigtes Herz nicht einen Funken von Selbstachtung, nicht ein Atom von männlicher Widerstandskraft gegen das unglückliche Schicksal besitzt — er stand

Lessings Verständniß fern, ferner noch in einer Zeit, wo er selbst unter dem Fehlschlagen seiner liebsten Hoffnungen litt, sein Herz krankhaft fühlte, aber tapfer dagegen ankämpfte.

Doch trotz alledem war er der gerechte Kritiker. Er sendet Eschenburg das geliehene Exemplar einen Tag früher zurück als versprochen, „damit auch andere dieses Vergnügens je eher je lieber genießen können.“ Mit seinem klaren Ueberblick hatte er indessen zugleich die traurigen Folgen eines solchen „warmen Produktes“ erfaßt, das, „wenn es nicht mehr Unheil als Gutes stiften solle,“ seiner Meinung nach „noch eine kleine, kalte Schlußrede“ haben müßte. „Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unseres J***s Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen?

gewiß nicht, die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Liebeswahnsinn), welche τι τολμᾶν παραφύσιν (zu einer unnatürlichen That) antreibt, nur kaum einem Madelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtliche schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluß; und je cynischer je besser!"

Wir wissen, welches Aufsehen der „Werther" machte, und daß eine ganze Wertherliteratur entstand, ein schätzbarer Beitrag zur Kulturgeschichte der damaligen Zeit und ihrer krankhaften Gefühlsrichtung. Bekannt ist Nicolai's Kritik über das Werk. Er stimmte mit den Ansichten seines Freundes genau überein, gab aber seinem absprechenden Urtheil viel stärkeren Ausdruck in Form einer Parodie: „Freuden des Mannes des jungen Werther", in welchem Roman Werther sich mit dem Blut eines Hühnchens erschießt, hinterher Charlotte heirathet und in glücklicher Ehe mit ihr lebt. —

Lessing schrieb keine öffentliche Kritik, obwohl er auch „mit Göthe trotz dessen Genie, worauf derselbe so poche, anzubinden" nicht verschmäht haben würde.

Er zog es vor seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet der Literatur zu lenken.

Der Aufsatz über Adam Neusern, welchen er unter den „Beiträgen" veröffentlicht hatte, veranlaßte ihn, den ersten der vier Aufsätze des Vaters seiner Freundin Elise Reimarus in derselben Weise zu veröffentlichen, da er das Manuskript Censur-Schwierigkeiten wegen selbstständig nicht hatte drucken lassen dürfen. Für seine „Beiträge" hatte er sich ja Freiheit errungen, und unter dieser Flagge konnte er daher des Hamburger Deisten Schriften unter die Menge bringen.

„Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser führet, brauche ich wohl nicht erst lange anzugeben. Sie ist es aber, die mich an Fragmente eines sehr merkwürdigen Werks unter den allerneusten Handschriften unserer Bibliothek, und besonders an eines derselben so lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu sagen und dieses eine als Probe daraus mitzutheilen."

Lessing besaß nicht das vollständige Manuskript; der Sohn des Verfassers scheute sich, mit einem Werk von solchen Konsequenzen an die Oeffentlichkeit zu treten, und hatte Lessing deshalb das Schriftstück vorenthalten. Die Schwester aber hatte dem Freunde

Kopien von einigen Theilen des ganzen Werkes anvertraut, welches den Titel führte: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.“ Damit nun aber den verehrten Mann auch nach seinem Tode nicht Spott und Verketzerung angreifen konnten, damit der ihm befreundeten Familie keine Ungelegenheiten daraus erwachsen möchten, gab Lessing es als fragmentarisches Manuskript der Wolfenbüttler Bibliothek heraus.

„Es sind, sage ich, Fragmente eines Werkes; aber ich kann nicht bestimmen, ob eines wirklich einmal vollendet gewesenen und zerstörten oder eines niemals zu Stande gekommenen Werkes. Denn sie haben keine allgemeine Aufschrift; ihr Urheber wird nirgend angegeben; auch habe ich auf keine Weise erfahren können, wie und wann sie in unsere Bibliothek gekommen. Ja, sogar daß es Fragmente e i n e s Werkes sind, weiß ich nicht mit Gewißheit, sondern schließe es nur daher, weil sie alle einen Zweck haben, alle sich auf die geoffenbarte Religion beziehen und vornehmlich die biblische Geschichte prüfen.“

„Sie sind mit äußerster Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie, Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends erlaubt

er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmäht alle kleinen Hülfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen."

Diese Notizen waren Lessing übrigens noch nicht genügend, um das Publikum über den wahren Verfasser zu täuschen. Er suchte noch in einigen geschickten Sätzen etwaige Nachforschungen auf den Uebersetzer der Wertheimschen Bibel Joh. Lorenz Schmidt zu lenken, „der vor ungefähr 30 Jahren in Wolfenbüttel unter dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten die Duldung gefunden habe, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen." —

Der Aufsatz, „Ueber die Duldung des Deisten", welchen er diesem Vorwort folgen ließ, war der mildeste von allen. Er fordert Duldung für die Anhänger der Vernunftreligion, die Deisten. Selbst Juden und Türken, allerlei Ketzer, Fanatiker und Heiden würden in christlichen Staaten geduldet, während die Anhänger einer reinen Vernunftreligion, wenn sie nicht heucheln wollten, Verketzerungen und Verfolgungen aller Art ausgesetzt seien. Das komme aber daher, weil „jene Ketzer, Fanatici, Juden, Türken, Heiden bei allen übrigen Irrthümern doch noch das Verdienst an sich haben,

daß sie etwas glauben. Was sie denn glauben, davon ist bei der Toleranz die Frage nicht; genug, sie glauben doch und folgen der Vernunft nicht."

Lessing hatte erwartet, daß die Schrift einiges Aufsehen erregen werde, aber er sah sich darin getäuscht. Nur sein Bruder Karl machte ihm Einwendungen, daß er seine Zeit und Kraft in solchen Nutzlosigkeiten ververgeude. Darauf antwortete ihm Lessing, daß ihn der öftere Wechsel in der Arbeit unterhalte, daß der Bruder sich übrigens auch was sein Betragen in Ansehung der Orthodoxie betreffe, sehr unrecht verstehe. Er sollte der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Er sollte nicht von ganzem Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? — Einen anderen Zweck habe er nie bei all seinen Schriftstellereien verfolgt. Er kannte den bösen Standpunkt, den die damalige Orthodoxie einnahm, nur zu wohl. Im Stillen hatte er seine theologischen Studien so energisch betrieben, hatte seine Augen auf diesem Gebiete so weit offen gehalten, daß er am Besten wußte, wie es in der theologischen Welt aussah.

„Mit der Orthodoxie war man," schrieb er, „Gott sei Dank, ziemlich zu Rande, man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen

konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen, ist das Religionssystem, welches man jetzt an Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er fein bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen." —

Zu dieser Zeit veröffentlichte er im Anschluß an die „Beiträge", obgleich unabhängig von denselben einen Aufsatz „Ueber das Alter der Oelmalerei", deren Anfänge er in's neunte Jahrhundert versetzte: Er bewies

damit, daß die Gebrüder van Eyck nicht die ersten gewesen seien, welche diese Kunst ausübten. Der Aufsatz erregte Aufsehen, und man stritt über die darin ausgesprochene Ansicht. Friedrich Gustav Waagen, Professor der Kunstgeschichte und Direktor der Königl. Gemäldegallerie in Berlin (1844), hat später bewiesen, daß Lessings Ansicht über die Oelmalerei die richtige sei, und daß dieselbe schon vor van Eyck in Italien bekannt war. Die Leistungen van Eyck's sind dadurch in keiner Weise geschmälert.

Lessing neigte in dieser Zeit zu ernsten und streng wissenschaftlichen Forschungen, aber er war auch hierzu bei seinem Gesundheitszustande nicht immer fähig. Ein Manuskript von Gleim „Haladat", ein didaktisches Gedicht, welches dieser ihm zur Durchsicht sandte, ließ er mehrere Tage liegen, obgleich der Bote Befehl hatte auf Antwort zu warten. Er litt an Leib und Seele, Hand und Kopf versagten den Dienst. Und in dieser Weise ging es nicht mehr länger.

Das neue Jahr kam heran und Lessing war entschlossen, den Frühling nicht in Wolfenbüttel zu erwarten, sondern andere Scenen und andere Menschen aufzusuchen. Er hatte keinen bestimmten Plan, wohin er seine Schritte lenken sollte, nur daß sie ihn zu seiner Eva brachten. Seine Geduld war zu Ende. Er wollte

fort, gleichviel wohin. Nur einen letzten Versuch wollte er noch machen, ehe er sich ergab da zu bleiben und zu Grunde zu gehen. Wie innerlich verloren, wie verzweifelt mußte er sein, daß er seiner Eva vom April 1774 bis Januar 1775 nicht eine Zeile schrieb! —

Sie war außer sich. „Wie ist es möglich, wie ist es nur immer möglich, mein lieber, bester Freund, daß Sie mir in so vielen Monaten auch nicht eine Zeile schrieben. Vergebens schicke ich täglich in Erwartung eines Briefes von Ihnen auf die Post. Niemals kommt einer. Haben Sie sich vielleicht vorgenommen, gar nicht mehr an mich zu schreiben, so melden Sie mir wenigstens das, damit ich mich nicht mit vergeblichen Hoffnungen quäle.“ Jetzt brach er das Schweigen. Er begriffe es selbst nicht, sagt er, wenn er sich nicht so wohl von einem Tage zum andern zurückerinnern könnte, wie es unterblieben. Das Fieber, mit dem er sich den ganzen Sommer herumgeschleppt, habe allerdings nur wenig Schuld. „Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur eben nicht sehr unangenehme Nachricht von mir geben können: so würde ich gerade während dem Fieber die beste Zeit gehabt haben, es zu thun. Aber Ihnen, meine Beste, den Kopf noch wüster zu machen, mit Dingen, die ich selbst gerne aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken

muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich selbst verachten. Wollte ich mich jetzt noch einigermaßen weiter darüber erklären: so käme sicherlich auch dieser Brief nicht zu Stande und der soll doch zu Stande kommen. Gott sei Dank, daß ich Sie also allmählich wieder auf dem Wege zur Ruhe weiß. Diese drei Jahre waren ein garstiger Traum für Sie." Und nun war er, wenn auch nur brieflich, wieder bei seiner Eva. Er drückt ihr seine Freude aus über das baldige Wiedersehen. Das ist für ihn, der gar nicht mehr weiß, was sich freuen heißt, ein großer Segen. Er bestätigt ihr, was Andere ihr gesagt, daß er gesund ist und so vergnügt, als man nur sein kann. „Aber Gott gebe, daß Sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen. — So weit bin ich schon, daß ich sehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus diesen verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll!"

Noch einmal ging er nach Braunschweig um zum letzten Mal einen Versuch zu machen, seine Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Er bat um Auszahlung seines halbjährlichen Gehaltes und um Urlaub für eine Reise nach Berlin. Er theilt dem Bruder mit, daß er vierzehn Tage in Braunschweig und zwar in einer

höchst unangenehmen Lage zugebracht, sodaß er sich derselben zuletzt habe durch einen gewaltsamen Bruch entziehen müssen, um nicht sich selbst und sein Bestes zu verlieren. In höchstens vierzehn Tagen gedenke er nach Leipzig zu gehen, und ob er von da zunächst nach Dresden oder nach Berlin reise, könne er selbst noch nicht bestimmen.

Er nannte die Reise einen Versuch, aber er versicherte, daß er seine Schiffe nicht hinter sich abgebrannt habe. Niemand ahnte in Braunschweig, daß sein eigentliches Ziel Wien war, und erst von Dresden aus bat er um verlängerten Urlaub, um weiter reisen zu können. In zwei Monaten versprach er nach Wolfenbüttel zurück zu kehren. In Leipzig verlebte er einige Tage mit seinem Freunde Weiße, den alten freundschaftlichen Verkehr erneuernd.

Weiße fand Lessing milder und ruhiger geworden, er erklärte, daß er ihm so noch besser gefalle denn zuvor. Aber er bemerkte auch, daß ein stiller Druck auf dem Dichter lag, von dem er nicht sprach, und er kam zu der Ueberzeugung, daß Lessing, der rastlos thätige Geist, die gesicherte Stellung in Wolfenbüttel aufgeben werde. Weiße, welcher Ruhe und ein zurückgezogenes Leben liebte, konnte diese Eigenart des Freundes nicht begreifen, und verstand es durchaus nicht, wenn Lessing behauptete,

daß ihm vor der Zukunft nicht bange; habe er doch so lange in freier Unabhängigkeit gelebt ohne Mangel am Nöthigsten zu leiden, und in dem verhaßten Wolfenbüttel, in der Nähe des Hofes vermöge er eben nicht zu leben.

Natürlich unterhielten sich die beiden Dichter auch über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiet der Literatur. Lessings Urtheil über den „Werther“ veranlaßte Weiße zu der Annahme, daß er die Dichtung kritisiren werde; eine Ansicht, in der er sich jedoch täuschte. Auch Lavaters physiognomischen Fragmente besprachen sie, Lessing konnte den allgemeinen Enthusiasmus für dieses Epoche machende Werk nicht theilen, denn er erkannte sofort, daß Lavaters Theorien zu viel beweisen wollten und nichts beweisen konnten. Er hatte sich schon bei dem Aufsatz des Spaniers Huarte: „Prüfung der Köpfe“ mit diesem Thema beschäftigt, und er sah deutlich, daß Lavaters Theorien in der Praxis, in seinen eigenen Belegen nicht Stich halten konnten. Auch Lavaters Charakter war Lessing entschieden antipathisch. Nebenbei hatte der Physiognomiker Lessing in seinem empfindlichsten Gefühl gekränkt, in seiner Freundschaft und Liebe für Mendelssohn. Er hatte nämlich in unzartester Weise (getrieben durch fanatischen Eifer) Mendelssohn öffentlich zu bekehren versucht.

Von Leipzig reiste Lessing nach Berlin, wo er vierzehn Tage bei seinem Bruder verblieb und im Kreise der Freunde die alten Erinnerungen auffrischte. Man machte ihm auch hier Anerbietungen in Preußen zu bleiben, er legte kein großes Gewicht darauf, solche Anträge kamen ihm jetzt eben sehr häufig. Er wollte, er mußte zunächst nach Wien gehen und sehen, wie es dort stand. Die Angelegenheiten der König'schen Familie waren endlich geordnet, aber Eva war noch in der Oesterreichischen Hauptstadt. Sie konnte nicht reisen, weil ihre Gesundheit die Reise nicht ertrug. Von Berlin aus zeigte ihr Lessing an, daß er kommen werde und bat sie inständig seinetwegen in Wien zu bleiben, bis er komme. Er wünschte im Stillen die Rückreise mit ihr zusammen zu machen. Sie war natürlich ebenso erfreut, den geliebten Freund wieder zu sehen.

„Wenn ich doch fliegen könnte," schrieb er ihr von Dresden aus. „Genug, wenn ich Sie gesund finde!" In jeder Zeile, jedem Worte spricht sich seine ungeduldige Sehnsucht, sein Verlangen aus. Und noch mußte er auf die Herzogliche Erlaubniß warten. Prag, die alte berühmte Stadt mit ihren tausendfachen, interessanten Sehenswürdigkeiten konnte ihn keinen Tag aufhalten. Am 31. März 1775 kam er endlich in Wien an, eher als Frau König ihn zu erwarten wagte. Er stieg

in einem Gasthof ab, den sie empfohlen, er schrieb ihr sofort und bat, zu ihr eilen zu dürfen, um sie zu umarmen. Und so hatten sich die beiden hartgeprüften Menschen wieder, so endlich durften auch sie die Seligkeit genießen, ein paar glückliche Tage zusammen zu sein.

Sechzehntes Kapitel.

Italien.

(1775—1776. 46.—47. Lebensjahr.)

„Wenn etwas gewaltiger ist als das Schicksal,
So ist's der Muth, der's unerschrocken trägt!"
Geibel.

Ach, die Seligkeit sollte nur all zu kurz sein! — Die Ironie des Schicksals, welche sich wie ein rother Faden durch Lessings Leben zieht, spann ihn immer grausamer in ein dichtes, unentwirrbares Gewebe ein. Sein liebster, längstgehegter Wunsch schien sich erfüllen zu sollen, stand erreichbar vor ihm, in dem Augenblick, wo er vor einem heißeren, näherstehenden seinen Reiz verlor, und die Erfüllung ihre beste Freude nicht mehr gewähren konnte.

Zehn glückliche Tage des Zusammenlebens waren den Liebenden in Wien vergönnt. Die Aufnahme, welche Lessing von dem Publikum bereitet wurde, überstieg alle seine Erwartungen. Er war der geehrte Gast der kaiserlichen Hauptstadt. Man führte ihm zu Ehren die „Emilia Galotti" auf und begrüßte ihn, als er bei der

Vorstellung erschien mit Zurufen. Seit er den drückenden Verhältnissen und der dumpfen Wolfenbüttler Atmosphäre entrückt war, hatte er die alte Spannkraft und geistige Frische wiedergewonnen. Schon in Berlin war er in das rechte Geleise gekommen, er war wieder der alte, muthige, fröhliche Lessing. Sein edles Benehmen, sein offenherziges Wesen gewann ihm alle Herzen. Der einflußreiche Staatsrath von Gebler schrieb an Nicolai voll Entzücken über den Mann, welcher die wahre und große Gelehrsamkeit eines Schriftstellers mit der Liebenswürdigkeit und Feinheit des Menschen verbinde. Er versicherte, daß er nichts zu thun unterlassen werde, um ihn, wenn die lang projektirte Akademie zu Stande komme, zur Zierde und zum Nutzen derselben fest zu halten. „Nie noch ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab.“ So wurde der norddeutsche Dichter, der jahrelang am Nicolaikirchhofe in Berlin gelebt hatte, ohne daß der große König den großen Mann beachtet hatte, in der katholischen Hauptstadt gefeiert. Die Akademie kam nie zu Stande und Lessings Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt sollte nur von kurzer Dauer sein.

Zehn Tage nach seiner Ankunft in Wien traf auch

der Prinz Leopold von Braunschweig daselbst ein. Er war der jüngste Sohn des regierenden Herzogs, ein liebenswürdiger, geistvoller Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, derselbe, welcher später in den Fluthen der Oder verunglückte, als er in hochherziger Weise sein Leben zur Rettung einiger Unglücklicher wagte, derselbe, dessen Andenken Göthe in einem seiner Gedichte verherrlicht hat. Er war der Liebling der Kaiserin Maria Theresia, welche ihn in ihrem Gebiet zu halten wünschte und ihm deshalb ein Regiment anbot. Ein solcher Schritt verstieß jedoch gegen die Traditionen des Braunschweigischen Hauses, da die Prinzen desselben stets unter Preußen gedient hatten.

Der junge Prinz mußte daher erst um des Vaters Genehmigung nachsuchen, und während er die Antwort erwartete, wünschte er eine kurze Reise nach Italien zu unternehmen. Er gedachte nur bis Venedig zu gehen; dann hoffte er eine entscheidende Antwort in Händen zu haben. Auf diese Reise wünschte er nun Lessing zum Begleiter mitzunehmen, und er versprach alle Verantwortlichkeit in Betreff der verlängerten Abwesenheit des beurlaubten Wolfenbüttler Bibliothekars auf sich zu nehmen.

Der Vorschlag versetzte Lessing in schmerzliche Verlegenheit. Die Aussichten auf endliche und dauernde

Vereinigung mit seiner Eva waren so versprechend. Sie hatten sich Beide unendlich gefreut die Heimreise zusammen zu machen, auf dem Wege Lessings Heimath aufzusuchen, er um sein geliebtes Weib vorzustellen, sie um ihres Lessings Mutter kennen zu lernen — und nun sollte er nach Süden ziehen und sie einsam nach Norden. — Aber konnte und durfte er das Anerbieten ablehnen? Seine Privat-Angelegenheiten standen durchaus nicht glänzend, war es klug unter diesen Umständen eine Bitte unberücksichtigt zu lassen, welche ihm der Sohn des Fürsten stellte, dem er diente? Ja, konnte und mußte nicht die Bereitwilligkeit, mit der er sich fügte, seine persönlichen Interessen unterordnete und Unannehmlichkeiten auf sich nahm, nicht zu seinen Gunsten sprechen und für ihn wirken? Nebenher regte sich auch der alte Wunsch, das Land seiner Sehnsucht, den heiligen Boden der Kunst zu sehen. Die ganze Reise sollte nicht länger als höchstens acht Wochen dauern, das Opfer an Zeit war also nicht bedeutend groß. Somit willigte er denn ein. Maria Theresia war sehr erfreut und angenehm berührt davon, daß ihr Liebling einen so angenehmen Gefährten haben sollte.

Sie gewährte Lessing eine zweite Audienz. Sie plauderte ganz gemüthlich mit ihm über Wien über öffentliche Anstalten, Theater, die Gelehrten

der Stadt und fragte ihn, ob ihm ihre Hauptstadt gefalle. Lessing zu wahrheitsliebend um zu schmeicheln, erwiederte ausweichend, er war es schon gewohnt, am Hofe zu verkehren. Maria Theresia glaubte zu bemerken, daß seine vorsichtigen Antworten einen Vorwurf verbargen. „Ich glaube Ihn zu verstehen", sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmack bei uns nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten, aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." — Sie drückte ihm noch ihre Freude über seine beabsichtigte Reise aus, und als sie hörte, daß er mit seinem Prinzen nach Mailand zu gehen gedenke, gab sie ihm einen eigenhändigen Brief an den Gouverneur der Lombardei, den Grafen Firmian mit.

Am 25. April verließen die Reisenden Wien. Eva empfand die Trennung doppelt tief. „Das war ein böser Tag für mich," schreibt sie ihm am 29. „Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse, ich kann wohl in Wahrheit sagen, die wenigen Tage, welche ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen. Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihn, daß er

mich um ihre Gesellschaft gebracht hat; ich verzeihe es ihm nimmermehr." Sie erzählt ihm, daß sie eine Menge Besuche gemacht, und auch bei dem Baron von Gebler gewesen sei; daß dieser ihr wohl sechsmal betheuert, wie gut er ihm sei, und daß er ihn in Wien zu behalten wünsche. „Und", fügt sie hinzu, „ich dachte in meinem Herzen, ich wünsche es nicht; denn mein lieber Lessing schickt sich besser zu der Wolfenbüttler Bibliothek, als unter die Hofschranzen; wenigstens wird ihn jene länger unterhalten als diese. Nicht wahr, ich habe Recht?" —

Zu Lessings größtem Bedauern war die Reise so rasch gekommen, daß er nicht genügend vorbereitet war. Es fehlten ihm die nöthigen Bücher, er hatte in der letzten Zeit seine ästhetischen Interessen vernachlässigt und „was ich gewußt und vergessen habe, war keine genügende Vorbereitung". Die Reisenden schlugen einen Weg ein, welcher sie von Salzburg nach Brescia und von da nach Mailand führte, woselbst sie den ersten längeren Aufenthalt nahmen. Lessings noch immer sehr angegriffene Augen litten sehr von dem Staub und dem blendenden Sonnenlicht in der Lombardei. Aber trotz alledem genoß er mit Entzücken die Schönheiten der italienischen Stadt. Er schrieb seinem Bruder Karl und drückte seine lebhafte Freude über

den Vorgeschmack der reichen Wunder des Landes der Kunst aus, und daß er von neuem den Wunsch erwachen fühlte in Italien leben und sterben zu mögen. Alles, was er sah und hörte, berührte ihn wie mit Zauber, aber zum Schreiben fand er nicht Zeit, da sein Prinz Ansprüche an ihn erhob. In der That war dieser Umstand ein hemmendes Gewicht, dessen Schwere ein Lessing tief schmerzlich empfinden mußte. Der Prinz theilte seine Zeit zwischen den üblichen, zu machenden und zu empfangenden Besuchen, Diners außerhalb seines Hotels und Galavorstellungen. Um Lessing zu ehren, lud man ihn überall mit ein, und er durfte solche Aufmerksamkeiten nicht ablehnend behandeln. Somit sah er sich gezwungen, die leeren und langweiligen Hoffestlichkeiten mit zu machen, wo es ihn drängte die Kunstschätze der interessanten Städte zu studiren und zu betrachten. Er sehnte sich bald nach Beendigung der Reise, er baute, um sich selbst zu trösten, Luftschlösser und malte sich aus, daß er einmal wieder zurückkehren könne, um die Kunstschätze unter günstigeren Verhältnissen wieder zu sehen.

„Es gehet fast keine Stunde hin", schrieb er von Mailand aus an seine Verlobte, „wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr

wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine solche Lebensart erträglich machen."

In den letzten Tagen des Monats Mai erreichten die Reisenden Venedig. Die von den Lagunen aufsteigenden Dünste bekamen Lessing nicht, die täglichen und stündlichen Zerstreuungen, in welche er so ganz gegen seine Neigung gezogen wurde, verschlimmerten seinen Zustand und machten seine Lage fast unerträglich. Er wurde krank. Dazu kam ein weiterer hemmender Umstand. Der Prinz fand nämlich in Venedig eine Antwort seines herzoglichen Vaters vor, wodurch die Pläne der Reisenden ganz durchkreuzt wurden. Da derselbe jedoch übel geneigt war, seine Wünsche verhindern zu lassen, so beschloß er die Reise dennoch weiter auszudehnen, zumal er hoffte, daß sein Vater nachgeben werde.

„Aber nun lassen Sie mich das Schlimmste klagen, meine Liebe," schreibt er an seine Eva im Juni. „Wir kehren nicht gleich nach Wien zurück, sondern gehen noch erst nach Florenz: sodaß, wenn ich alles auf das kürzeste überschlage, wir schwerlich eher, als in der Mitte des Julius wieder in Wien sein können. Der Prinz kann und will sich nicht eher wieder in Wien

sehen lassen, als bis alles daselbst seinetwegen regulirt ist. Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht."

Die Liebenden hatten nämlich gehofft die Reise von Heidelberg ab zusammen machen zu können, da Eva König dort einen längeren Aufenthalt nehmen wollte. Und nun war auch diese Hoffnung vereitelt. Die arme, oft getäuschte Eva ertrug es mit tausend Schmerzen. — In Venedig war ihr Mann gestorben und beerdigt. Sie hatte immer den Verdacht gehabt, daß er keines natürlichen Todes gestorben sei. Lessing hatte dieses Alles im Auge, nun er an Ort und Stelle war. „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich denn auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen

Denkmals, das Sie auf sein Grab noch müssen setzen lassen, mündlich ein mehreres."

In Venedig wohnte Lessing dem alten historischen Feste der Vermählung des Dogen mit der Adria bei, welches dieses Jahr wegen der Anwesenheit verschiedener fürstlicher Persönlichkeiten sehr glänzend gefeiert wurde. Auch in Bologna widerfuhr ihnen von Seiten des Kardinals und Legaten sowie der Aristokratie alle Ehre. Erst in Florenz konnte er seine eigenen Verbindungen wieder aufnehmen. Er hatte fest gehofft einen Brief von Eva vorzufinden, seit April hatte er nichts von ihr erfahren, und da er nicht denken konnte noch mochte, daß Unwillen gegen ihn sie abgehalten ihm zu schreiben, so quälte ihn der Gedanke, daß sie krank sei, bis zur Unerträglichkeit. „Er verwirrt mich so dieser Gedanke, daß ich kein Wort weiter hinzusetzen kann." Er hofft, daß sie jetzt die Rückreise antreten können, und fürchtet nur, daß sie sich in Turin zu lange verweilen werden. Er sehnte sich nach Deutschland, denn in der Hitze in Italien herumzureisen, um die Merkwürdigkeiten der verschiedenen Städte zu besehen, nahm ihn gewaltig mit. „Gesund bin ich zwar noch ziemlich, aber es ist mir doch immer, als ob das so lange nicht mehr dauern könnte. Ich habe es unzählige mal bereut, daß ich mich auf eine ungewisse Aussicht wieder auf einmal so weit

von Ihnen habe trennen lassen. Und wenn es nun vollends auch mit dieser Aussicht nichts wäre." — Er gesteht, daß er in einer hypochondrischen Laune schreibe, aber woher kam denn diese Hypochondrie, wenn nicht von dem ewigen Kämpfen und Ringen um Güter des Lebens, die das Schicksal ihm so neidisch und ungerecht versagte? —

Der Umstand, daß er so gar nichts von seiner Eva hörte, verschlimmerte seine düstere ungeduldige Stimmung, so daß er untauglich wurde, auch das zu genießen, was ihm neben all den Verkürzungen, welche die aristokratische Art zu reisen mit sich brachte, doch möglich gewesen sein würde. Nach jenem ersten Briefe in Mailand, hatte er keine Zeile mehr von seiner Eva erhalten; nach diesem Briefe aus Florenz bekam sie bis zum Januar des folgenden Jahres, als er wieder in Wien anlangte, kein Wort mehr von ihrem Freunde. Während sie von einer Woche zur andern auf Nachricht wartete und sich mit den schwärzesten Befürchtungen quälte, während sie aber doch ab und an seinen Namen in den Zeitungen las oder sonst gelegentlich erwähnen hörte, fürchtete er, alle Nachrichten von ihr entbehrend, das Allerschlimmste, fürchtete, sie nie mehr wieder zu sehen. So voll Sorge, das Herz beschwert mit Sehnsucht und Gram, schleppte er sich

die Länge und Breite durch Italien, und dieses ist der tiefere Grund, weshalb der Nachwelt alle seine Eindrücke von dieser Reise verloren gegangen sind.. Er führte ein Tagebuch, aber seine Aufzeichnungen sind spärlich und lakonisch. Sie gleichen mehr den Notizen, die man sich zu machen pflegt, um dem eigenen Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Es findet sich nicht eine ausführliche Aufzeichnung, welche für den späteren Leser interessant oder verständlich wäre, und ihm die Eindrücke des Reisenden zur Anschauung brächte. — Gelehrte Anmerkungen, Entdeckungen, die er in den verschiedenen Bibliotheken gemacht hatte, kurze Notizen über Architektur, über sociale und politische Zustände, fragmentarische Aufzeichnungen über Gespräche, die er mit italienischen Gelehrten geführt, das bieten diese Tagebuchblätter; dazu Aeußerungen über die verschiedenen Sprachdialekte, Bildungsanstalten, Theater, Lebensweise des Volkes, selbst Speisen und Getränke, und man sieht daraus, daß er für Alles Interesse hatte, und ein beobachtendes Auge.

Wie er erwartet, verlängerte sich ihr Aufenthalt in Turin, und als der Prinz die Antwort, welche er wünschte, nicht erhielt, beschloß er die Reise noch weiter auszudehnen. Sie gingen über Pavia, Parma, Modena und Loretto nach Rom. Wenn man die drei Tage einrechnet, welche sie in Albani und

Frascati zubrachten, so verweilten sie nur im Ganzen vierzehn Tage in der ewigen Stadt, und ein großer Theil der Zeit wurde noch zu Audienzen bei Bischöfen und Kardinälen verschwendet. Durch Winkelmanns ehemaligen Gönner wurde Lessing bei dem geistreichen Pius VI. eingeführt, und der hohe Kirchenfürst unterhielt sich lange Zeit auf das liebenswürdigste mit ihm. Der Herzog von Braschi, ein Neffe des Papstes, verehrte dem deutschen Dichter ein kostbares mit antiken Kameen eingefaßtes Medaillon; und die Gelehrten des Landes suchten ihm ihre Ergebenheit durch freundliche Rücksichten zu beweisen. Lessing suchte zu sehen, was immer er nur konnte; aber die Zeit war zu kurz. Es wird erzählt, daß die Diener des Prinzen ihn einstmals den ganzen Tag suchten, ohne ihn zu finden, bis sie ihn zuletzt allein und eingehüllt vor der Laokoonsgruppe sitzend fanden, bemüht neue Anschauungen aus dem unsterblichen Kunstwerk zu ziehen. Von Rom gingen sie nach Neapel, wo Lessing Sir William Hamilton besuchte, dessen vortreffliche Sammlung er bewunderte. Hier holte den Prinzen ein herzoglicher Kurier ein, der ihm den Befehl brachte, daß er nach Haus zurückkehren solle. Dagegen half nun kein Widerstreben und die Reisenden machten sich sofort auf, um so bald als möglich in

Deutschland einzutreffen. Sie hatten die ganze Halbinsel von den Alpen bis Neapel und die Insel Korsika in weniger als acht Monaten durchreist und wenn man die damaligen Verbindungsmittel betrachtet, so will das unendlich viel sagen.

In Bologna fand Lessing einen Brief von einem Freunde vor, der eine zufällige Notiz von Beziehungen zu Eva König enthielt und so empfing er denn endlich die erlösende Nachricht, daß sie noch lebe. Er begleitete den Prinzen bis München, dann eilte er nach Wien. Das erste, was ihm hier zu Händen kam, war ein ganzes Packet Briefe von seiner Eva, all die vielen in Angst und Sorge um und für ihn geschriebenen Zeilen, nach denen er so voll Sehnsucht, so voll Traurigkeit ausgeschaut hatte. Dank der unverzeihlichen Nachlässigkeit eines dienstbereiten Freundes, der dieselben zu besorgen versprochen, waren sie hier zu einer ansehnlichen Sammlung angewachsen, und ein einzigster davon hätte Lessing so glücklich gemacht! — Er sah nun, wie sie seine scheinbare Vernachlässigung zuerst geduldig und entschuldigend ertragen hatte; wie aber zuletzt, als gar keine Antwort von ihm kam, nicht das kleinste Wort der Liebe oder des Gedenkens, auch ihr starkes Herz schwach wurde und sie sich der Zweifel nicht ganz erwehren konnte. „Warum schreiben Sie mir

gar nicht?“ fragt sie im November nach den schweren Monaten getäuschten Harrens. „Haben all die vortrefflichen Sachen, die Sie gesehen, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? Ihre letzten Worte haben Sie sicherlich vergessen, wo Sie so heilig versprochen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wissen doch wohl, daß alle Leiden und Trübsal, so mir zustoßen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden. Warum vernachlässigen Sie mich denn so ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. Wollte Gott, ich könnte dann auch so denken!“

Sie erzählt ihm, daß sie wieder in Hamburg bei ihren Kindern ist, und daß die Stunde der Ankunft eine von den wenigen glücklichen gewesen sei, die sie seit sechs Jahren erlebt, eine wie jene, da er ihr das Briefchen sandte, in dem er seine Ankunft in Wien meldete. Und jetzt! —

Lessings Antwort machte alles wieder gut. Er betheuert ihr bei allem, was ihm heilig ist, daß er seit April in Venedig nichts, nicht ein kleines Wort von ihr gehört. „Was konnte, was durfte ich anders glauben, ohne Ihnen unrecht zu thun, als daß Sie todt, oder wenigstens so krank sein müßten, daß Sie mir unmöglich einige Nachricht von sich zukommen lassen

könnten? Mit diesen schwarzen Gedanken habe ich mich geschleppt bis den 7. dieses Monats.“ Da hatte er ja endlich jene Nachricht über sie in des Freundes Briefe gelesen. Er beschwört sie, ihm nach Berlin zu schreiben, da er vor Verlangen brenne, es von ihr selbst zu erfahren, daß sie gesund sei und ihm ihre Liebe trotz der fatalen Reise nach wie vor schenke.

Sie antwortete sofort! Vergessen war alle Sorge und Noth, kein Wort der Anschuldigung, keine Klage, wo sie eigentlich im Recht gewesen wäre ihm ein wenig zu zürnen, daß er nicht energischer geforscht und gesorgt. Sie war erlöst aus der Unruhe, die sie seit sechs Monaten quälte; erlöst aus der Unruhe, in der sie um seinet- oder besser um ihretwegen gelebt hatte. Sie hatte ja über ihn noch immer aus Zeitungen &c. erfahren, hatte gehört, daß es ihm wohl gehe, aber auch, daß er in Rom bleiben wolle. Und wie schmerzte sie der Gedanke, daß er wohl und glücklich sei und sie vergessen habe. Wie hundertmal hatte ihr Herz gebebt bei dem Gedanken, daß es ihm in Welschland so gut gefallen möge, und er ganz dort bleiben werde. Sie theilt ihm nun das Resultat des Wiener Aufenthaltes und aller geschäftlichen Sorgen mit, erzählt, daß sie bis Ostern in Hamburg zu bleiben gedenke, daß sie, wenn Alles geordnet sei, jährlich 5—600

Thaler haben werde. Und es würde schon Alles geordnet sein, wenn sie Muth und Lebenskraft besessen, um thätiger einzugreifen, aber in der Angst und Sorge um ihn war ihr Lust und Freude zum Schaffen verdorben. Sie berichtet von ihren Kindern, und daß Fritzchen, Lessings Pathe und ihr Liebling, wohlauf und das gescheidteste und munterste von ihren Kindern sei, sodaß sie an dem alten Volksglauben festhalte, daß die Pathen ihre Pathenkinder beeinflussen. Sie schreibt, daß ihre Tochter Malchen leider krank sei, und sie trotz der ärztlichen Beruhigungen das Schlimmste fürchte. „Ich habe einmal die Unart an mir, mir immer das Schlimmste vorzustellen, und mir dadurch so oft vergebliche Sorge zu machen. Sie sollen mir diesen Fehler abgewöhnen." Aber trotz alledem hofft auch sie jetzt auf endliche Erfüllung ihrer Wünsche. Sie bittet ihn auf das inständigste in Wolfenbüttel zu bleiben. „Es ist von allen Orten, wohin Sie denken, der einzige, an dem wir leben können, wie wir wollen." —

Lessing antwortete ihr von Dresden aus. Er hatte Wien früher verlassen, als er anfangs beabsichtigt hatte. Er hatte bei keinem der hohen Herren Besuche gemacht, ja er war so viel früher abgereist, weil Fürst Kaunitz ihn zur Tafel geladen hatte. Hieraus, schreibt er ihr, könne sie sehen, daß er jeden Gedanken

an die Stelle in Wien aufgegeben habe. In Dresden ließ der Kurfürst ihm das Anerbieten machen, in seinem Vaterlande zu bleiben. Er solle den Schritt nicht zu bereuen haben. Lessing ging nicht darauf ein. Er besprach hier mit einem Freunde eine neue Auflage der Winkelmannschen Schriften, sowie die von ihm beabsichtigte Herausgabe von Briefen. Vier Tage verbrachte er bei seiner alten, greisen Mutter, die er seit elf Jahren nicht gesehen hatte. Von Kamenz aus reiste er nach Berlin, woselbst sich die drei Tage, welche er zu bleiben beabsichtigt hatte, zu drei Wochen ausdehnten. Er fühlte sich sehr peinlich von der Kälte berührt, und wollte sie deshalb erst in Berlin abwarten, ehe er weiter reiste, er litt körperlich darunter und verfiel infolge dessen wieder in seine alte Hypochondrie. Von Braunschweig erhielt er Briefe mit den besten Versprechungen und Versicherungen, aber die feste Versorgung blieb aus. Er gab deshalb auf Anerbietungen, die ihm jetzt von verschiedenen Seiten kamen, ausweichende Antworten. Die Kälte schlug um, es wurde feucht, und er wollte nun nicht länger mehr warten. Er klagte, daß die Freunde ihn so oft zum Ausgehen veranlaßten, wo er lieber im Frieden zu Haus zubringe. Er war verstimmt, es behagte ihm nichts von Allem, was ihn umgab. Er war krank und

meint selbst, daß solch ein Zustand Krankheit sein müsse. „Gott", ruft er aus, „wann wird dieses Leben einmal aufhören! Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können." Um nach Wolfenbüttel zurück zu kommen, hatte er eine größere Summe von seinem Bruder entlehnen müssen, denn seine Mittel waren in Kamenz verbraucht worden. Je mehr er sich der herzoglichen Residenzstadt näherte, desto trüber wurde seine Stimmung. Was sollte er dort finden? War seine Angelegenheit wohl auch nur um einen Schritt gefördert? Und wenn nun nicht, war dann nicht die ganze italienische Reise vergeblich gemacht, da sie ihm in Bezug auf Genuß und geistige Förderung gar nichts geboten hatte?

Am 23. Februar langte er in Braunschweig an, ein ganzes Jahr war er wider Vermuthen abwesend gewesen. Er eilte sich bei Hofe vorzustellen. Man empfing ihn mit Herzlichkeit; aber er vermißte den Erbprinzen. Seine Sache stand auf dem alten Punkte. Diese Rücksichtslosigkeit kränkte ihn aufs tiefste. „Ich werde also, wenn mir kein anderer Anlaß vorkommt, noch acht oder vierzehn Tage ruhig warten, und sodann dem Herzog gerade heraus schreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da ich diese in Braun=

schweig nicht abzusehen wisse, ich genöthigt sei, um meinen Abschied zu bitten. Will man etwas für mich thun, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja freilich nun, so werde ich meinen Abschied bekommen." — Dasselbe schrieb er an Karl. Hier tröstet er sich in seiner Weise, daß noch alle Veränderungen, zu welchen ihn die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für ihn ausgeschlagen seien. —

Die Antwort, welche Eva ihm auf seine Klagen sendet, ist durchweht von dem Geiste weiblicher Rücksichtnahme und zarten Mitgefühls. Nicht umsonst hatte sie den ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet. Sie beschwört ihn die Sache ruhiger zu nehmen. Sie hält es nicht für klug, daß er dem Herzog seine Affairen so als gänzlich derangirt angegeben. Besonders da er den Prinzen nicht freundlich gesinnt befunden; und er demselben also eine gefährliche Waffe in die Hand gebe. „Mich däucht, ich würde nicht so gehandelt haben, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich nach meiner Meinung wegwerfen, aber nicht, wenn Sie

dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte."

Inzwischen traf nun Lessing, der in Braunschweig geblieben war, den Prinzen zufällig auf der Straße. Der hohe Herr begrüßte ihn herzlich und drückte seine Freude über die Rückkehr des Dichters aus; erklärte ihm aber, daß er über seine Heimkunft nicht unterrichtet gewesen sei. Jetzt, fügte er hinzu, wünsche er ihn zu sprechen und bitte ihn deshalb noch einige Tage in Braunschweig zu verweilen, er werde ihn zu einer Unterredung zu sich bitten. Lessing erwiederte, daß er bis Sonntag bleiben wolle. Der Sonntag kam, aber keine Nachricht von dem Prinzen. Er blieb bis zum Montag, er wurde nicht befohlen. So bis zum Aeußersten gebracht, konnte er sich nicht mehr halten. Er schrieb dem Erbprinzen jenen Brief, den er sich vorgesetzt zu schreiben, und worin er demselben so „handgreiflich vorstellte, wie unwürdig man ihn seit den letzten drei Jahren behandelt habe, daß es ihn äußerst piquiren mußte." Aus Rücksicht für Eva König drückte er sich so milde und schonend

wie möglich aus, und sie wußte es ihm Dank. „Wenn ich Sie nicht schon vorher so sehr geschätzt und geliebt hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Fürsten mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt.“ —

Der Brief hatte den zu erwartenden Erfolg. Lessings Aeußerung, seinen Abschied fordern zu wollen, kam dem Prinzen, der ihn doch in Braunschweig zu behalten wünschte, sehr unerwartet. Er stand gerade im Begriff zu seinem Regiment in Halberstadt abzureisen, er schrieb jedoch in versöhnlichem Sinn an Lessing und schickte ihm einen seiner Räthe mit der Bitte von seinem Vorhaben abzustehen. Zugleich aber ließ er ihn auch eine Gehaltserhöhung und Verbesserung seiner Lage in Aussicht stellen. Lessing erwiederte, daß dieses alles recht schön sei, daß es ihm übrigens von dem Prinzen selbst geboten werden müsse. Er wollte keine Bitte mehr darum einreichen, auch wollte er nicht auf die Bedingung eingehen, daß er vielleicht durch eine Gehaltszulage gebunden sei, wenn ihm später doch etwas Besseres in den Weg komme und er seinen braunschweigischen Dienst deshalb zu verlassen wünsche. Der betreffende Ueberbringer dieser prinzlichen Vorschläge theilte seinem Herrn Lessings Antwort mit und derselbe „wäre“, wie Lessing schreibt, „fast ärgerlich darüber geworden.“ Jedoch wußte er nur zu gut, was

er in seinem Wolfenbüttler Bibliothekar besaß, und da er ihn auf alle Fälle halten wollte, so beschloß er ihn nach seiner Rückkehr selbst zu sprechen. Er war überzeugt, daß er alle Mißverständnisse beseitigen würde.

Am 5. April schrieb der Prinz an Lessing, daß er nach Braunschweig zurückgekehrt sei und sich freuen würde ihn am 6. zu sehen. Dieses Schreiben erhielt Lessing erst am 7., als der Prinz schon wieder nach Halberstadt abreisen mußte. Lessing war außer sich, neigte sogar zu der Ansicht, daß der Prinz den Brief absichtlich falsch datirt habe. Der alte finstere Groll bemächtigte sich seiner wieder. Er mochte nichts mehr von der Sache reden oder schreiben oder hören. Er lebte in der peinigendsten Ungewißheit von der Welt, da er über des Prinzen endliche Absichten ganz im Dunkel war. Aber er machte sich auf das Schlimmste gefaßt, und daß er jeden Augenblick seine Stelle verlassen konnte. In dieser bedrängten Lage konnte seine Schwester sowohl ihn wie den Bruder Karl um Geld angehen, ihnen Beiden in den bittersten Worten Geiz und Härte gegen sie und die Mutter vorwerfen. Wie doppelt bitter mag es ihm angekommen sein, hier mit leeren Händen und Entschuldigungen kommen zu müssen.

So schlich die Zeit hin, Lessing vollendete seine „Beiträge" und machte noch mancherlei Excerpte aus

Manuskripten. Zu Anfang Juni bekam der Herzog einen Schlaganfall, und der Prinz kehrte nach Braunschweig zurück. Er ließ Lessing kommen und wiederholte ihm mündlich die Anerbietungen, welche er ihm durch den Rath hatte machen lassen, nämlich 200 Thaler Gehaltszulage, Befreiung von allem Abzuge, und Zurückgabe des bisher erlittenen Abzuges, Vorschuß von 800 bis 1000 Thaler auf die Zulage und auf den kommenden September ein anderes Logis in der Nähe der Bibliothek. Daneben ließ der Prinz den Wink fallen, daß die ernste und schwere Krankheit des Herzogs zu Aenderungen führen dürften, von denen auch Lessing Vortheil ziehen werde. Gewissermaßen als ein vorauf-laufendes Beruhigungsmittel gab man ihm den Titel eines herzoglichen Hofraths. „Worüber Sie sich vielleicht am meisten wundern würden,“ schreibt er selbst darüber an Eva König, „ist, daß ich nicht umhin gekonnt den Hofrathstitel anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt: daß ich es sehr deutlich herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen.“

Eva König hatte während dieser Zeit ihre Angelegenheiten definitiv geordnet. Sie hatte einen Wust von Papieren durchzusehen und wünschte, daß ihr Lessing dabei helfen könnte. „Haben Sie doch schon

einmal mir zu Gefallen eine alte Frau vier Stunden lang unterhalten; warum sollten Sie dies nicht auch thun?" — Der briefliche Verkehr der beiden Liebenden war in diesem Jahr außerordentlich lebhaft gewesen. Die Briefe waren kurz und handelten zumeist über Privat-Angelegenheiten. Jetzt endlich schien nun die langersehnte Verbindung ausführbar und nahe bevorstehend. Eine mündliche Aussprache war wünschenswerth, und Lessing machte deshalb im August einen kurzen Besuch in Hamburg. Nach seiner Rückkehr schrieb er noch häufiger. Er sorgte für Hauseinrichtung. Die angewiesene Wohnung paßt ihm nicht, das Haus ist klein und altmodisch, er möchte seine Eva doch in ein schöneres und neueres in der Stadt führen. Aber sie ist mit dem alten vollkommen zufrieden, sie will es schon nett und wöhnlich machen, und es liegt ihr gar nichts daran in der Stadt zu wohnen, im Gegentheil, nahe bei der Bibliothek will sie bleiben, wo ihr Lessing arbeitet und sie ihn am leichtesten erreichen kann. Einige Wochen später muß er eine Köchin miethen und sie verhandeln brieflich um den Lohn für dieselbe. Sie berathen über den Wagen, welcher sie und die vier Kinder nach der Hochzeit heim bringen soll, wie viel Pferde sie nöthig haben werden, wo Station zu machen sein wird u. a. m.

In all diese Vorbereitungen hinein fiel ein freund-

licher Sonnenstrahl. Der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor bot Lessing eine jährliche Pension von hundert Louisd'or, wenn er dafür an den Arbeiten der jüngst gegründeten Akademie der Wissenschaften Theil nehmen wolle. Zugleich sandte er ihm das Diplom eines Mitgliedes der Akademie. Die Verpflichtungen, welche die Stelle ihm auferlegte, sollten nur leicht und gering sein. Lessing nahm die Stelle mit des Herzogs und der Prinzen Bewilligung an, und nun machte der Pfalzgraf noch verlockendere Anträge. Lessing zögerte mit der Entscheidung in Bezug darauf. Sein lebhaftester und nächster Wunsch war jetzt seine Heirath. Die Schulden, welche wie ein Alp auf ihm gelegen hatten, waren endlich bezahlt, und er hoffte nicht nur sorgenfrei leben, sondern auch seiner Mutter und Schwester wirksamer beistehen zu können. So kam er sich plötzlich von allen äußern Sorgen befreit vor. Wenn er nur gesund blieb und das Leben behielt, so sah er keinen Grund um die Zukunft sorgen zu müssen. Nur für seine Gesundheit schien er ängstlich zu sein, und zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er das Verlangen lange und gesund zu leben, denn, schreibt er halb scherzend an Eva, er möchte doch nicht all die Unbequemlichkeiten und Ausgaben für nichts gemacht haben! — Er bittet seine Braut, die nothwendigen Anordnungen und Vorbereitungen zur Hochzeit zu machen, damit diese selbst in aller Stille gefeiert

werden könne, „denn", fährt er fort, „ich muß gestehen, daß ich mir nicht einmal einen neuen Rock habe dazu machen lassen." — Seinem Bruder Karl meldet er höchst lakonisch, daß er sich nun doch noch verheirathen werde; bittet aber, ihm die bei solchen Gelegenheiten üblichen Gedichte zu ersparen. „Du wirst also kaum Zeit haben, weder deinen noch einen fremden Pegasus zu satteln, dessen beste Sprünge mir bei dergleichen Gelegenheiten ohnedies höchst zuwider sind." —

Es war am 8. Oktober, als die Vermählung auf dem nahe bei Hamburg gelegenen Landsitze einer Freundin in aller Stille und Zurückgezogenheit gefeiert wurde. Und wenige Tage darauf nahm Lessing seine Gattin mit sich nach Wolfenbüttel. „Ich habe Dir viel über meine Heirath zu sagen," schrieb er seinem Bruder gleich in den ersten Tagen seines Ehestandes, „und ich muß es Dir auch mittheilen. Du kennst meine Frau, obgleich Du Dich ihrer kaum erinnern wirst, denn Du sahst sie ja nur einmal. Wenn ich Dir versichere, daß sie die einzige Frau ist, mit der ich mir zu leben getraue, so kannst Du glauben, daß sie Alles besitzt, was ich bei einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr werde, so würde ich mit jeder anderen sicher noch unglücklicher geworden sein. Kurz, komm nächsten Sommer zu uns und sieh selbst."

Siebenzehntes Kapitel.

Kurzes Glück.

(1776—1778. 47—49. Lebensjahr.)

Er war ein Mann vertraut in jenem Reich
Der Schönheit, dem der Dichter angehört,
Doch seinen Frieden störten viel und schwer
Die Thränen, welche Gott der Menschheit gönnt.
Und doch war ihm das Leben lieb. Er hielt
Sein Herz im Kreis der Seinen. Wer sein Weib
Je sah, er sprach wohl froh bewegt:
Den Mann liebt Gott, er wählte ihm ein Weib,
Das rechte, — —

J. Ingelow.

Und dieses eine Mal sollte Lessing nicht enttäuscht werden in seinen Erwartungen, seinen Hoffnungen, er war glücklich mit seiner Eva und im endlich erlangten Heimwesen. Aber ach, die Sorge schlich sich bald heran, und das Unglück hing am dünnen Faden schwebend über seinem Haupte. Noch freilich lag sein schweres Geschick im Schooß der Zukunft verborgen, noch blickte die Gegenwart ihn und seine Gattin mit den Augen ihres jungen Glückes hold und lächelnd an. Er

führte sein Weib und seine vier Stiefkinder in das altväterische kleine Haus, das noch heute von den Wolfenbütteler Bibliothekaren bewohnt wird. Das war nun ein ruhiges und glückliches Leben! In der Gemeinschaft mit seinem geliebten Weibe und den Kindern, an denen sein Herz seit Jahren hing, erlangte Lessing seine alte Heiterkeit und die Beweglichkeit seines Geistes wieder. Selbst der Drang nach dichterischem Schaffen, der in den Jahren vergeblichen Harrens und bitterer Täuschung so sehr gedämpft worden war, erwachte wieder. Noch war er mit der Herausgabe der „Beiträge" beschäftigt, aber er fühlte Kraft in sich zu besseren Dingen. Wie in früheren Tagen machte er Pläne auf Pläne, wenn diese ekle, undankbare, zeitzersplitternde Arbeit der „Beiträge" vollendet sei. Der alte „heimathlose Sperling auf dem Dache" hatte nun ein trauliches, heimisches Dach über dem Kopfe. „Leute unseres Schlages," schreibt er dem Bruder, der sich auch verheirathet und ein Heimwesen gegründet hatte, „werden nur dann ordentliche Hausväter, wenn sie sich einem Anderen zu Gefallen darauf legen." Und so meint er denn nun dieses Ziel noch erreichen zu können. Ganz väterlich und als Ehemann sorgsam bedacht, bittet er Karl ihm Federn und andere Putzsachen für seine Frau zu besorgen, und durch solche kleine Züge leuchtet das Behagen und Glück seines

neuen Lebens. Seine Briefe aus dieser Zeit athmen Frieden und eine innere Zufriedenheit, wie er sie lange nicht gekannt hatte. Er bittet seine Freunde, seine Brüder und sonstige Verwandte, ihn zu besuchen, um sein Glück selbst zu sehen und kennen zu lernen. Mendelssohn zögerte nicht seiner Einladung zu folgen, eine Geschäftsreise führte ihn von Berlin fort, und er benutzte die Gelegenheit. „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen und zufriedenen Lage zu sein," schrieb er ihm kurz vor dem Wiedersehen, „die mit meiner Denkungsart unendlich viel besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestärkt mich in diesem angenehmen Denken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser besseren Lage des Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?" — „Die Frau", würde Lessing ohne Zweifel geantwortet haben, und er konnte keine Antwort mit

größerem Rechte geben. Der Einfluß, welchen Eva auf Lessings unruhiges, hitziges Temperament ausübte, war ein sehr wohlthätiger und heilsamer. Die Schilderungen und Bilder, welche uns über seine Häuslichkeit aufbewahrt geblieben, sind höchst anmuthig und stellen ihn im besten Lichte dar.

Im Frühling des Jahres 1777 brachte der Geschichtsforscher Freiherr von Spittler mehrere Wochen in Wolfenbüttel zu, um die Schätze der Bibliothek zu studiren. Er betrachtete diese Wochen immer als zu den glücklichsten und lehrreichsten seines Lebens gehörig; der Umgang mit Lessing, dem größten Menschenfreund, dem thätigsten Beförderer aller Gelehrsamkeit, dem hilfreichsten und herablassendsten Gönner, der Verkehr mit dessen Familie, in welcher er freien Zutritt hatte, machten ihm den Aufenthalt in Wolfenbüttel sehr lieb. „Man wird unvermerkt so vertraut mit Lessing," schreibt Spittler an einen Freund, „daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch' großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezaubernde Sympathie

allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen." Die drei kurzen Wochen seines Aufenthaltes verkehrte Spittler immerwährend mit Lessing sowohl in der Bibliothek, wie in dessen Hause. Ja, hier lauschte er dem liebenswürdigen Gelehrten noch viel lieber, wenn derselbe die Schätze seines reichen Wissens und seiner klaren Einsicht so neidlos mittheilte. Lessing war außerordentlich anregend in seiner Unterhaltung; er sprach leicht und fließend und hatte einen sehr angenehmen Bariton. Nie riß er die Unterhaltung an sich, war stets bedacht auch Andere mit hineinzuziehen, und obgleich er seine reiche und umfassende Gelehrsamkeit nicht verbergen konnte, so war doch seine Ausdrucksweise im gesellschaftlichen Leben nie pedantisch oder dem Verständniß seiner Hörer unangemessen. Die Schulgelehrten, welche ihn bei Seite ziehen wollten, um gelehrte Abgeschmacktheiten gründlich durchzusprechen, waren ihm sehr antipathisch. Wenn er schrieb, war er der sorgfältigste und genaueste Gelehrte, aber im Kreise seiner Freunde, in seinem Hause war er der geistreiche Wirth und Gefährte. Sein gewandtes und leichtes Benehmen verrieth nie den stubenhockerischen

Bücherwurm. Von den deutschen Schriftstellern unterschied er sich sehr vortheilhaft auch durch seine Kleidung. Er trug sich modisch, mit einer gewissen Eleganz und höchst sauber. Alles, was er sagte oder that, erschien charakteristisch. Seine Manieren waren entschieden und bestimmt, aber frei von jeglicher Anmaßung. Eine gewinnende Herzensgüte leuchtete aus seinen tiefen, blauen Augen, die seine größte Schönheit ausmachten, mochten sie nun in heiterster Lebendigkeit leuchten, vor Zorn funkeln, oder kühn in die Welt blicken. Seine Freunde pflegten scherzend zu sagen, daß alles, was Lessing thue und sage, originell und eigenartig sei, von seinem Gang an bis zum Anklopfen hinunter. Manchmal stellte er sie auf die Probe und versuchte so zu klopfen, wie es Mendelssohn, Nicolai oder seinem Bruder eigen war; aber es gelang ihm nicht. Selbst wenn seine Freunde ihn nicht erwarteten, riefen sie sofort aus: Da kommt Lessing! Sein Haus zeigte dieselbe schmucklose Sauberkeit, wie sein Anzug. Unordnung und Schmutz, Unsauberkeit oder Staub waren seine bösen Feinde; und so gelehrt er auch immer war, in seinem Studirzimmer waren nicht jene Zeichen, die man oft für Zugaben der Gelehrsamkeit ansieht. Er stand des Morgens gegen sechs Uhr auf, und dann arbeitete er einige Stunden in seinem Studirzimmer. Nur wenn er schrieb, erlaubte

er sich eine gebückte Haltung und die Bequemlichkeit eines weiten Rockes. Frühzeitig weckte er die Kinder und nahm sich ihrer in jeder Weise liebevoll an. Wenn er nicht zur Bibliothek mußte, so schrieb er bis zur Mittagszeit; hatte er Amtsgeschäfte, so kleidete er sich nach dem Frühstück sorgfältig an und versah seinen Dienst mit pünktlichster Genauigkeit. Um ein halb Uhr nach zwölf war die Speisestunde, und dazu brachte er meistens einen unerwarteten Gast mit, einen Fremden, der die Bibliothek oder auch den Bibliothekar besucht hatte, denn Lessing war eine Berühmtheit geworden, und die Fremden kamen von fern und nah, um ihn zu sehen oder zu sprechen. Wenn die Hausfrau einmal die Grenzen der Gastfreiheit überschritten nannte und ihr Küchenzettel durchaus nicht auf solche Erweiterungen berechnet war, pflegte er scherzend zu sagen: „Laß gut sein, Frau, das schadet Alles nichts, gieb nur Eier und Schinken her, das thut's."

Und seine Gattin war eben so gastfrei als er, sie bewillkommnete ihres Mannes Gäste mit immer gleicher Herzlichkeit und stellte ihnen vor, was Küche und Keller vermochten. Ihre Gäste aber wußten wohl, daß die beste Würze des Mahles die geistreiche Unterhaltung des Wirthes war. Lessing war äußerst gesprächig und liebenswürdig während der Mahlzeiten. Nie durfte

über die Speisen gesprochen oder gar geurtheilt, keine Unannehmlichkeit, auch nicht die vorübergehendste gesprächsweise berührt werden. Ein anregendes Gespräch betrachtete er als die beste Würze des Mahles, seine Scherze und sein heiterstes Lachen sparte er stets für zu Hause auf. Den Nachmittag widmete er gewöhnlich der Erholung und einem kurzen Spaziergang. Um neun Uhr wurde das Abendessen eingenommen, und so einfach es auch war, hatte man auch wieder zumeist Gäste. Gewöhnlich waren es gute Freunde, mit denen Lessing nachher eine Partie Schach spielte. Hatte er einen Gast, der es liebte eine Pfeife zu rauchen, so nahm auch er eine kalte Tabakspfeife, um gesellschaftlich liebenswürdig zu sein, denn er rauchte nie. Nur einmal hatte er sich diesem Genuß hingegeben, als er nämlich in Meißen war, und hier auch nur, weil es verboten war. Zwischen zehn und elf ging er zu Bett, und dann erfreute er sich eines gesunden und tiefen Schlafes, ein treuer Freund, der ihn nie verließ. Nach seiner eigenen Aussage träumte er nie. Von Natur neigte er zur Leidenschaftlichkeit, aber er beherrschte sich stets, und nur selten übermannte ihn die Hitze, so daß er sich gehn ließ; aber wenn es geschah, so war er maßlos heftig. Gegen seine Diener war er der nachsichtigste Herr, immer sorgsam und immer fürchtend, daß sie mit Arbeit über=

bürdet würden. Er war ein zärtlicher und treuer Stiefvater gegen die Kinder seiner Eva, mit liebevoller Sorge wachte er über ihre moralische wie geistige Entwickelung; er war bemüht ihnen einzuprägen, daß sie nie zu viel lernen könnten und nichts zu gründlich. „Man lernt nicht allein für diese Welt," rief er ihnen dann ausdrucksvoll zu. Muth und rücksichtslose Wahrheitsliebe das waren die Haupttugenden, welche er den Knaben einzuprägen suchte, ungern nahm er seine Zuflucht zu körperlichen Strafen. Nur zweimal griff er dazu, nämlich als sie gelogen hatten und feige gewesen waren. — Er lernte mit ihnen und war auch wieder ihr Spielkamerad, selbst die ermüdendsten Spiele theilte er mit ihnen. Edel, freimüthig und mildthätig, wie er war, ging er nie aus ohne nicht kleinere Münzen beizustecken und sie an Arme auszutheilen. In Breslau hatte er diese Freigebigkeit ja fast übertrieben. Wenn die Freunde ihn warnten, daß er sich doch beschränken möge und an sein Alter denken, erwiederte er ihnen: „So lange ich diese drei Finger habe, und es hier nicht fehlt," und dabei deutete er auf die Stirn, „soll es mir an Geld nicht mangeln". Wenn man ihm vorstellte, daß nicht alle Bettler Unterstützung verdienen, sagte er: „Ach Gott, wenn wir nur empfingen, was wir verdienen, so würden wir nicht viel bekommen." Wer in

Noth war, hatte von vornherein freien Zutritt bei ihm, wer angegriffen wurde, hatte ein Anrecht auf seine Vertheidigung. Ja diese Vertheidigung trieb er bis zur Sophisterei; sein ärgster Feind war vor ihm sicher, wenn er unter einem Druck stand oder ein Kummer auf ihm lastete. „Wen Alle angreifen, den lassé ich in Frieden" war einer seiner Grundsätze. Es schnitt ihm immer ins Herz, wenn er den Anforderungen von Kamenz nicht genügen konnte. Und doch hatte er von seiner Schwester stets ungerechte Vorwürfe zu hören und zu tragen. Die Art und Weise aber, wie er diesen Vorwürfen entschuldigend entgegentrat, enthüllten die ganze Wärme und Güte seines Herzens. Oft hatte er monatelang arme Schüler bei sich, aber verschiedene seiner Schützlinge verdienten die Opfer, welche er ihnen brachte, gar nicht. Ohne Ansehn der Person sprach er ebenso freimüthig mit dem Erbprinzen, wie mit jedem Bettler. Sein unabhängiger, sicherer Ton war so fern von jener Kriecherei und Schmeichelei, welche damals an den kleinen Höfen gebräuchlich war, daß es den Prinzen verstieß und fremd berührte. Und nach allen Berichten und Zeugnissen gab es nur eine in Lessings Haus, welche ihn an Menschenliebe, Thätigkeit und ernster Liebenswürdigkeit übertraf, und die eine war seine

Frau. Eines der schönsten Zeugnisse giebt Lessing seiner Eva selbst in einem Brief an seine Schwester.

Er schrieb derselben, als die Mutter krank und er recht besorgt um sie war. Dabei nahm er Gelegenheit um Verzeihung zu bitten, daß er die Formalität versäumt, um die specielle Einwilligung zu seiner Verheirathung nachzusuchen. „Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich, soll mich begleiten, denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich sie mir längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur unsere Mutter gegen unseren Vater gekannt haben."

Kurze Zeit nach seiner Verheirathung sah er sich genöthigt eine Reise nach Mannheim zu machen. Es handelte sich nämlich um die Pension, welche ihm von dem Kurfürsten von der Pfalz geboten war, nebenbei wollte er aber auch verschiedene sehr annehmbare Anerbietungen prüfen, welche ihm von dorther kamen. Seine Frau begleitete ihn. Sie war entschieden dagegen, daß er die Einsamkeit und sein Gelehrtenleben in Wolfenbüttel gegen ein geräuschvolles Hofleben vertauschte, aber sie stimmte seiner Ansicht bei, daß er auf seine Interessen recht bedacht sein müsse. Lessing hatte, als der Kurfürst ihm das betreffende Anerbieten machte, von Anfang an vermuthet, daß derselbe ihn für das

Theater zu gewinnen hoffte. Man wollte den Namen und Einfluß des berühmten Schriftstellers gern mit dem Unternehmen verbinden; dieser aber war fest entschlossen nichts damit zu thun haben zu wollen. In der Erinnerung an seine Hamburger Thätigkeit schreckte er davor zurück. Es herrschte zu jener Zeit an den kleinen deutschen Fürstenhöfen das Bestreben, ein neues geistiges Leben zu befördern und besonders die von Lessing angeregte Idee zu verwirklichen, d. h. ein deutsches Nationaltheater zu schaffen. Es war dies gewissermaßen das große Werk und die Aufgabe des Jahrhunderts. Auch der Mannheimer Hof hegte diesen Wunsch, und der Kurfürst hatte Lessing ausersehen, denselben der Erfüllung entgegenzubringen. Aber er wagte es nicht ihn offen zu fragen, da dieser seine Abgeneigtheit zu derartigen Unternehmungen die Hand zu bieten, deutlich genug ausgesprochen hatte. Somit lehnte er die Stelle eines Dramaturgisten entschieden ab, ging indessen darauf ein, bei der Wahl der Schauspieler mit Rath und That behülflich sein zu wollen und auch für die Gründung einer Theaterschule helfend thätig zu sein. Er hatte freilich kein großes Vertrauen zu dem Unternehmen, er sah es für einen Versuch an, welchen der Minister machte, um seinem Herrn zu gefallen, und er wußte auch, daß dieser ihn zu gern

als Werkzeug gebraucht hätte. Er war im Grunde selbst in Verlegenheit, wie er sich darüber auslassen sollte.

„Von gewissen Dingen," schreibt er seinem Bruder nach seiner Rückkehr von Mannheim, „läßt sich gar nicht sprechen. Sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen kann man sich alle Augenblicke korrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. Soviel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen, daß auch diese Mannheimer Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir immer fatal ist, daß ich mich nie mit ihm, es sei auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben." —

Er hatte die Periode, wo das Theater ihn ganz beschäftigte, einmal überschritten, die philosophische Richtung, welche er genommen, drängte ihn entschieden zu theologisch-kritischen Arbeiten, und er wußte, daß er hier noch eine große Aufgabe zu erfüllen, eine Arbeit zu verrichten hatte.

„Du verdenkst es mir", fragte er den Bruder, „daß ich mich lieber in die Theologie werfe. Freilich, wenn mir am Ende die Theologie ebenso lohnt, als das Theater? Es sei! Darüber würde ich mich weit

weniger beschweren, weil es im Grunde wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen Neckereien mehr um den gesunden Menschenverstand zu thun ist, als um die Theologie und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neueren (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese lieber bestehen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können."

Er hatte nämlich eine Fortsetzung seiner „Beiträge" veröffentlicht und darin fünf weitere Aufsätze aus dem Manuskript des Professors Reimarus unter dem Titel „Wolfenbüttler Fragmente" herausgegeben. Jetzt erwartete er nicht ohne eine gewisse ernste Freude und mit Spannung zu sehen, was für einen Eindruck die deutlicheren Angriffe auf die Geistlichen machen würden. Merkwürdigerweise schwiegen sie zunächst ganz. „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten

soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren ebenso gut dazu, als neue.“ So schrieb er seinem Bruder. Er wußte alles stets in das rechte Licht zu stellen. —

Während dieser Zeit hatte sich in Mannheim eine Klique gegen Lessing gebildet, und nachdem der Minister Freiherr von Hompesch die Rathschläge von Lessing empfangen, um die es ihm zumeist zu thun war, machte er den schnöden Versuch die aus freiem Antriebe eingegangenen Verpflichtungen zu brechen. Da Lessing nämlich wiederholt die Stelle als Dramaturgist und Theaterdichter ablehnte, entblödete sich der diplomatische Freiherr nicht, es so hinzustellen, als ob Lessing auch damit die Pension von sich weise. Dieser aber war nicht der Mann mit sich spielen zu lassen. Er schrieb dem Minister einen seiner freimüthigen, ungeschminkten Briefe, worin er ihm seine kleinliche und niedrige Handlungsweise ohne Umschweife klar vorstellte. „Nur einem Kinde, dem man ein gegebenes Versprechen nicht gern halten möchte, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns ja nunmehr selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Versprechen wohl; allein, weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu setzen.“ So leitete er die Antwort an Herrn

von Hompesch ein. Er sei nicht ein solches Kind, fährt er dann fort, ihm werde die Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels nicht beschwerlich fallen, aber er müsse sich eines vorbehalten, daß er nämlich mit Bewilligung des Herzogs von Braunschweig nach Mannheim gereist sei; daß derselbe sich die ihm dort gemachten Versprechungen habe mittheilen lassen. Was er nun dem Herzog sagen solle, wenn er erfahre, daß aus den Versprechungen nichts geworden? Aber bei dieser Aussicht läßt er den Minister nicht stehn, er hält ihm eine noch weniger lockende vor. Es sei so viel von dem Mannheimer Theater gedruckt und geschrieben worden, und sein Name dabei nicht vergessen, und somit könne es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und ihn dabei in's Spiel bringen dürfte. „Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehn. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum alles rein heraus. Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl mit mir zu scherzen: daß ich dem ohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal

überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein." —

Der Kurfürst und sein Minister steckten den Brief, dessen Ton und Inhalt ihnen nicht gerade angenehm sein konnte, in die Tasche. Der Fürst zahlte Lessing die Reise, und beschenkte ihn mit dreißig kupfernen Portraitmedaillen der Pfälzischen Herrscher! Im Uebrigen schwiegen sie über die Sache, welche ihnen so wenig Ehre eintragen konnte. Und Lessing sprach in Folge dessen wenig darüber. Nur in seinen Privatbriefen finden sich Andeutungen, aus denen man schließen kann, wie er darüber dachte. Die Idee ein deutsches Nationaltheater gründen zu wollen sei eitel, sagte er, auch in Mannheim habe man nie damit einen andern Begriff verbunden, als den, daß es ein Theater sei, auf welchem lauter geborene Pfälzer agirten. „Wie wohl ist mir," fügte er hinzu, „daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!" Ja diese Komödie mit den Theologen ließ ihn alle andern theatralischen Arbeiten schal und wässerig erscheinen.

Angesichts der Anschauung, welche Lessing über die

Hebung des deutschen Nationaltheaters, die Vorschläge, welche er zur Erreichung dieses Zweckes machte, ist es sehr zu beklagen, daß sich das Mannheimer Projekt nicht verwirklichen ließ. Er betrachtete das Theater als eine Bildungsanstalt des Volkes, sowohl in sittlicher wie ästhetischer Beziehung, und so wollte er es gehandhabt sehen. Dichter, Schauspieler und Publikum wollte er in gleicher Weise gefördert wissen, und deshalb hielt er eine Theaterpflanzschule für nothwendig. Nicht blos ein Vergnügen sollte das Volk im Theater finden; er hatte die antike Anschauung von der Schaubühne, auf der des „Lebens wechselvolles Spiel" den Menschen lehren und bessern soll. Lessing hatte das Volk lieb, er verstand es, sich nicht nur vornehm oder in einer freundlichen Laune, befriedigt durch die Ueberzeugung von dem eigenen Werth und der selbsterkannten Größe, herabzulassen zu dem Volke, nein er vermochte es sich bis zur Täuschung in die mancherlei Umstände zu versetzen. Unter dem Volk im „eigentlichen" Sinne begriff er „den mit seinem Körper thätigen Theil, dem es nicht sowohl an Verstand, als an der Gelegenheit ihn zu zeigen fehle". Und dazu verstand er es wie im Leben so in der Dichtung einem Jeden diese „Gelegenheit" zu schaffen, so daß für ihn und den Betreffenden die doppelte Freude dabei herauskam, die, welche er ganz objektiv

an dem Menschen und seinem sich offenbarenden Sein hatte, und die, welche derselbe subjektiv empfand, indem er zur Entfaltung seines Wesens kam. Er versetzte den Menschen aus dem Volke nicht in eine seinen Verhältnissen fremde Sphäre, er lehrte ihn sich und seine Umgebung erkennen und sich darin bewegen; nicht zu Betrachtungen wollte er das Volk aufgeregt sehen, sondern zur Freude angeregt oder zum Leid geschickt gemacht. Er wußte den Pöbel von dem Volk zu unterscheiden. Erziehlich wie er immer wirken mußte, war er der feinste Volks-Pädagog, denn er war real und natürlich. —

Die Kränkung, welche Lessing in Betreff der Mannheimer Vorschläge zu erfahren hatte, konnte ihn nicht lange und nicht sehr beschweren; sein häusliches Glück war zu rein und ungetrübt. Zwar hatte er den Schmerz seine alte Mutter zu verlieren, aber seine Eva half ihm nun über vieles leichter hinweg. Zu Ende des Jahres stattete Mendelssohn seinen versprochenen Besuch ab. Es erfüllt uns heute noch mit einem schmerzlichen Gefühl, daß selbst der philosophische Freund nicht über den Druck des Vorurtheils hinwegkommen konnte, welcher auf dem geächteten Volke Israels ruhte. Als er sich Lessings Frau vorstellte, überreichte er ihr einen feinen Blumenstrauß als Friedensopfer und hoffte so den üblen

Eindruck seines Bartes und des langen Gewandes, welches er als Angehöriger seines Stammes trug, abzuschwächen. Er sah bald ein, daß er derartige Vorsichtsmaßregeln bei einer so hochherzigen Frau, wie Lessings Gattin, nicht bedürfe. Mendelssohn war ein lieber und geschätzter Gast, und er seinerseits hatte die innigste Herzensfreude an seines Freundes Glück. Bei seiner Abreise nahm er Lessings ältesten Stiefsohn mit, der in den preußischen Militairdienst treten wollte.

So lebte Lessing in ungetrübtem Glück, im Besitz der liebenswürdigsten Gattin, geehrt, geschätzt von seinen Zeitgenossen, geliebt von seinen Freunden. Sein Ruhm war gesichert, man machte ihm von allen Seiten ehrenvolle Anträge, selbst von Berlin verlautete ein Gerücht, das, wenn es früher ausgeführt worden wäre, seinen liebsten Wunsch erfüllt haben würde. Es hieß nämlich, daß Friedrich der Große die Wolfenbütteler Bibliothek ankaufen wollte, und daß der Herzog von Braunschweig Dank seiner Geldverlegenheit nicht abgeneigt sei. Es zerschlug sich, denn der Landesvater der Braunschweiger zog es vor seine Kinder nach Nord-Amerika zu verkaufen. Jetzt machte sich Lessing nichts mehr daraus, daß eine Aussicht vereitelt wurde, die keine Hoffnung gewesen war. Er war zufrieden und mit Wolfenbüttel versöhnt. Aber „das Unglück

schreitet schnell.“ Zum Schluß des Jahres 1777 stand ihm und seiner Eva ein hohes Glück bevor; am Weihnachtsabend gebar sie ihm einen Sohn. Er sollte die Freude nicht lange genießen. Der Knabe starb nach wenigen Stunden. Die Mutter schwebte in der größten Lebensgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung, und er saß an ihrem Lager in höchster Sorge und im tiefsten Schmerz. Man trieb ihn jede Nacht ein paar mal fort mit dem Bedeuten, daß er ihr den letzten Augenblick nur schwer mache. —

„Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt,“ schreibt er an Eschenburg in einem kurzen Billet, „um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon so zu einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß, was ich sage. War' es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zerrt nun der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort. Denn noch ist wenig Hoffnung vorhanden, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auf einmal so gut haben

wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." Noch einmal durfte er Hoffnung schöpfen, denn Eva's Zustand schien sich etwas zu bessern. „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte," schrieb er zwei Tage später an seinen Bruder. „Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Bange schwere Tage verstrichen in Zweifel und Hoffnung. Die Freunde nahmen innigen Antheil, trösteten oder suchten es wenigstens zu thun. „Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen;" schrieb er am 7. Januar an Eschenburg. „Eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung bald wieder hoffen zu dürfen." Und dann geschah das Traurigste! Drei Tage nachher am 10. Januar 1778 berichtet er an denselben Freund mit kurzen aber um so ergreifenderen Worten: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht." —

Es ist eine herzzerreißende Klage und sie berührt viel schmerzlicher als eine lange Auseinandersetzung. Dem Bruder schrieb er die Todesnachricht am 12. Januar, nachdem er sein Glück zu Grabe getragen. Er mußte ihn wehen Herzens bitten, seinem Stiefsohn die Trauerkunde mitzutheilen. „Ach, ich hatte mein Glück nicht verdient! Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden.“ In diesen wenigen innigen Worten spricht sich die ganze Größe seines Schmerzes aus. Auch an Eschenburg schrieb er in den schweren Tagen: „Gestern Morgen haben sie mir mein Weib auf immer fortgetragen. Wenn ich noch mit der Einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“ —

Er stand schon mitten in dem Streit, den die

„Wolfenbüttler Fragmente“ hervorriefen. Am Sterbebett seiner Frau empfing er Goetze's ersten gehässigen Angriff. Es war in einem Sinn eine Wohlthat, daß er einen so heißen Kampf um die ernstesten Güter des Lebens zu führen hatte. —

Und er stritt ihn tapfer aus den Kampf. Mit der ganzen Kraft seiner durch den Schmerz und den Verlust alles Lebensglückes gespannten Seele erschien er auf der Arena des theologischen Streites. Er war bereit in der Komödie mitzuspielen, die er sich selbst aufführen lassen konnte, so oft er wollte. Gegen das Leben gleichgültig, unbekümmert um irgend ein Schicksal, das ihn ereilen konnte, rücksichtslos gegen sich selbst, nur daß er das tiefe Weh seines Herzens betäube, so gürtete er sich zu einem Kampf gegen den Aberglauben, ein Kampf, dessen Erfolg ihm den Namen eines Luther seiner Zeit eingetragen hat; ein Kampf, an dem sich das Wort des Cardanus bewahrheitete: das achtzehnte Jahrhundert werde einen großen Wechsel auf dem Gebiet der Religion sich vollziehen sehen. Es konnte nur ein Kampf um die höchsten Güter sein, in dem ein Lessing sein namenloses Weh begrub, und was es ihn kostete, was seine Seele durchzog, wenn seine Feder „die muthwilligsten Rollen in seinen Schnurren“ schrieb, was sein Herz bewegte, wenn er gedankenschwer, gedankenreich, kritisch

erwägend an seinem Schreibtisch saß — das wußte, das ahnte Niemand außer der einen starken Freundin, die in treuem Gedenken an ihn in Hamburg um ihn sorgte: Elise Reimarus. Nur gegen sie sprach er sich aus, gegen sie, die sein begrabenes Glück gekannt, klagte seine männlich starke Seele, ihr legte er seine Verdrießlichkeiten vor, sprach von den Opfern, welche er brachte, um seinen Kindern das Vermögen ihrer Mutter unverkürzt zu sichern, von dem Verdacht, mit dem man ihn darum kränkte. — „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz vertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich einmal so glücklich sein wollte, als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Zustand mit sich bringt! Sehen Sie meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in

einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen, — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!"

Wer kann diese Zeilen lesen, ohne dem Tiefgebeugten nicht die ganze Schwere seines Daseins nachzufühlen, wen bekümmert nicht noch heute das stolze Weh dieses Streites. — Mit einer wahren Erleichterung verweilen wir bei einem Worte, das sein Lieblingsschriftsteller Bayle, an dem er sich so gern ermuthigte, einst in ähnlicher Lage gesprochen, und die ihm vielleicht doch hie und da Trost gewährte: „Ich glaubte, daß ein Streit mit den Theologen mich verdrießen würde, aber jetzt sehe ich, daß es mich in meiner Einsamkeit ergetzt, mit ihnen zu kämpfen." —

Achtzehntes Kapitel.

Die Wolfenbüttler Fragmente.

(1778.)

„Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn."
S. Henzi.

„Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Religion durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung durch ihre Majestät wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich, und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können."
Kant.

Vier Jahre waren verflossen, seit Lessing das erste „Wolfenbüttler Fragment" veröffentlicht hatte, in dem für die Freidenker eine Duldsamkeit gefordert wurde, wie man sie Juden, Türken und Heiden gewährte. Doch hatte die so verbreitete Anschauung und Forderung keine besondere Aufmerksamkeit erregt. Die Orthodoxen fühlten sich von dem Angriff nicht getroffen, die Berliner Rationalisten mit Nicolai an der Spitze, kamen nicht über die enge und beschränkte Duldsamkeit hinaus, welche

der Indifferentismus zugesteht. Dieses matte und farblose Gehenlassen war Lessing jedoch sehr hassenswerth. Ein solcher Stillstand bedeutete für ihn nichts, er sah, wie in dem Nicolaischen Kreise nur geistiger Hochmuth und Anmaßung dadurch erzeugt wurde, eine Dünkelhaftigkeit, welche derjenigen, von welcher die Theologen beseelt waren, in nichts nachstand. — Die beiden vorherrschenden Richtungen der theologischen Anschauung, die verstandsgemäße und die pietistische, gingen beide einer baldigen Verknöcherung entgegen und wo blieb dann Raum und Gelegenheit für Entfaltung der Wahrheit? Um beide Parteien aus ihrem Schlummer aufzurütteln, veröffentlichte Lessing deshalb weitere Auszüge aus dem Hamburger Manuskript, nicht, wie er ausdrücklich bemerkte, weil die darin ausgesprochenen Ideen und Anschauungen auch die seinigen waren, sondern weil er überzeugt war, daß er damit die Anregung zu einer heilsamen Erörterung gab. Indem er die Aufsätze herausgab, folgte er nur dem Beispiel des so hoch von ihm geschätzten Leibniz, der am Ende seines Lebens die Veröffentlichung von Bodins „Heptaplomeres" bewirkte, eine Schrift, welche ähnlich dem Manuskript des Professors Reimarus lange Zeit nur einem vertrauten Kreise bekannt gewesen war. Mit Leibniz behauptete auch Lessing, daß die Wahrheit Allgemeingut sein und

werden müsse, in welcher Gestalt sie dem Einzelnen zu Gesicht komme.

Nie, sagt Lessing, habe Leibniz sich in seinem Suchen nach der Wahrheit durch Meinungen beeinflussen lassen. In der festen Ueberzeugung, daß jede empfangene Meinung von irgend einem Gesichtspunkt aus und in gewissem Sinn betrachtet, eine Wahrheit enthalten müsse, habe Leibniz diese Wahrheit stets so gedreht und nach allen Seiten hingewendet, bis es ihm gelungen sei, den betreffenden Gesichtspunkt zu erfassen, den gewissen Sinn zu begreifen. „Er schlug das Feuer aus dem Kiesel, aber nie verbarg er sein Feuer in einem Kiesel.“ —

Lessing hielt Leibniz sehr hoch, er schätzte ihn als Menschen, als Charakter, er liebte den Grundsatz der Freiheit, welcher in Leibniz' Philosophie vorherrscht, „seine große Art zu denken, nicht diese oder jene Meinung, die er zu haben schien,“ machte ihm den Hannoverschen Philosophen so werth.

Und so ließ auch er sich nicht bei der Herausgabe der Manuskripte beeinflussen. Der Ungenannte war, wie Lessing sagt, sehr vorsichtig gewesen, er hatte Niemand mit der Wahrheit zu nahe treten wollen. Aber darin stimmte sein Herausgeber nicht mit ihm überein. Dieser war der Ansicht, daß die zur Erörterung

vorgebrachte abstrakte Wahrheit nicht im Stande sei in der Menge heftige religiöse Leidenschaften zu erregen, wie es die in sofortige praktische Thätigkeit umgesetzte Wahrheit vermöge. Der Ungenannte war so diskreter Natur, daß er weder sich noch andere durch unzeitige oder verfrühte Aeußerungen verwirren oder beunruhigen mochte, „aber ich," sagt Lessing, „wage meine eigene Sicherheit dem Tollen gleich, weil ich behaupte, daß Aeußerungen, wenn sie nur begründet sind, nie zu früh kommen für die Menschheit". Der Ungenannte glaubte, daß die Zeiten erst erleuchteter werden müßten, ehe er öffentlich sagen könne, was er für Wahrheit hielt, Lessing hielt jede Zeit für geeignet, wenigstens um eine Prüfung der Anschauungen und Meinungen vorzunehmen. —

„Ich habe den Ungenannten in die Welt gebracht, nicht gegen seinen Willen, wie ich annehme, aber ohne seinen Willen." —

Die fünf Fragmente, welche Lessing in den „Beiträgen" (1777) veröffentlichte, führen folgende Titel: „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln." „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können." „Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer." „Daß die Bücher des Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren." „Ueber die Auferstehungs-

geschichte." Die Ueberschriften an und für sich lassen schon schließen, daß die Aufsätze verneinender Natur sind, und daß der Verfasser derselben die positiven Glaubensbekenntnisse als menschliche Erfindungen ansieht. In dem ersten Fragment vertheidigte der Ungenannte die Vernunft, das schönste Gut des Menschen, gegen die Geistlichen, welche sie als eine schwache, blinde und verführerische Leiterin verschreien, die sie aber selbst nicht entbehren können, um ihre eigenen Beweise und Widerlegungen durchzuführen. Es sei, sagt er, der hierarchische Kunstgriff, den die katholischen Pfaffen anwenden, wenn sie den Laien die Lesung der Bibel verbieten, die sie für sich allein behalten und nach ihrem Gefallen deuten wollen. Das zweite Fragment wendet sich viel weiter gehend in der Forderung nach Toleranz gegen die Offenbarung und behauptet die Unmöglichkeit einer solchen, d. h. einer direkten über die Grenze der natürlichen Kräfte hinausgehenden; daneben zeigt er unter den Beweisgründen die Unzweckmäßigkeit einer solchen Offenbarung. Im dritten und vierten Fragment geht er auf eine Geschichtserzählung des Alten Testaments über und sucht der vorher angegriffenen Offenbarung im Speciellen beizukommen. Er will beweisen, daß die Bücher des Alten Testaments überhaupt nicht beanspruchen eine Religion zu offenbaren, daß es ihnen

überall nicht darum zu thun sei, da sie auch die Lehre von der Unsterblichkeit und einer gerechten zukünftigen Vergeltung nicht enthalten. Das fünfte Fragment handelt von der Auferstehungsgeschichte Christi. Der Fragmentist erörtert die Verschiedenheit in den Evangelien, die Widersprüche, welche darin enthalten sind, und kommt zu dem Schluß: die Auferstehung Christi sei nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten darüber sich widersprechen.

Außer diesen Fragmenten, welche Lessing mit Zusätzen versah, veröffentlichte er zu Anfang des Jahres 1778 noch das „Dreisteste und Stärkste“: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.“ Es erschien separat und als Buch. Gegen dieses Stück richteten sich hauptsächlich alle Angriffe der Theologen, um dieses drehte sich der heiße und erbitterte Kampf. Das Fragment ist eine Fortsetzung dessen über die Auferstehungsgeschichte, und Lessing gesteht selbst, daß er es sich nur ungern früher aus den Händen winden lasse, und es seinem ersten Gedanken nach eigentlich durch ihn entweder gar nicht oder irgend einmal zu seiner Zeit in dem ablegenen Winkel hätte erscheinen sollen, in dem seine Vorgänger veröffentlicht seien. „Aber wer kann für Gewalt.“ Er fühlte sich verpflichtet seinen Ungenannten zu retten, daß man „auf-

höre ihn als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen wolle." Man sollte sehen, daß seine Zweifel wider die Auferstehungsgeschichte nicht das seien, oder sein sollten, womit er die ganze Religion umzustoßen vermeine.

Der Fragmentist prüft in seinem Aufsatz den Zweck, welchen Christus für sich in seiner Lehre und Handlung gehabt habe. Er kommt zu der Ansicht, daß man das, was die Apostel in ihren eigenen Schriften vorbringen, von dem, was Jesus in seinem Leben wirklich gelehrt und ausgesprochen hat, gänzlich absondern müsse. Er hält sich deshalb einzig und allein an die Nachrichten der vier Evangelisten, welche blos als Geschichtschreiber auftreten. Er hält die Schriften derselben für die einzige Urkunde und sieht die Apostel als Lehrer für sich an. Nach vorgenommener Prüfung dessen, was die Geschichtsschreiber über Lehre und Absicht Jesu sagen, will er erst urtheilen, ob die Apostel mit ihrem Meister übereinstimmen. Das Resultat, zu dem er kommt, ist dann, daß die Apostel und Evangelisten anders gelehrt haben als Christus selbst. Es ist eine gänzliche Umgestaltung des Zweckes, den Jesu verfolgt, welche allerdings durch die Umstände und die Zeit geboten war. Die Auferstehungs- und Himmelfahrtserzählungen sind erfunden, die innige Anpassung

der Erfüllung aller Weissagungen des Alten Testaments ist willkürlich in das veränderte System hineingezwängt. Christi Lehrsystem fußte auf den jüdischen Hoffnungen und Anschauungen, hatte eine Erlösung des auserwählten Volkes im Auge, aber Jesu Tod zerstörte die Hoffnung der Jünger und ließ sie ihr ganzes Lehrgebäude ändern, sodaß sie nun den aufgefahrenen, einst wiederkehrenden Messias lehrten. — Der Widerspruch dieser Anschauungen lasse sich, meint der Fragmentist, in den Evangelien nachweisen.

Die „Wolfenbüttler Fragmente" werden heute nicht mehr gelesen. Die moderne theologische Kritik hat ihre noch unreiferen Spekulationen, welche der mehr mechanischen Schule der Deisten angehörten, längst überholt. Man war noch nicht weiter gekommen, als daß man die Wunder abweisend für Betrügereien und absichtliche Täuschungen hielt. Man kannte noch nicht die prüfende Auslegung, eine Erzählung war entweder falsch oder wahr, böswillig verstellt oder vom Himmel eingegeben. Da die „Fragmente" geschrieben waren, ehe man die Entstehung der Mythen begriffen oder wissenschaftlich erforscht hatte, so waren sie erfüllt von jenem Geiste des Rationalismus, welcher in seinem ernsten Streben nützlich zu werden, aufhörte vernünftig zu sein und daher fanatisch unduldsam die Vergangenheit

rücksichts- und unterschiedslos als werthentbehrend und verderblich hinstellte. Die Rationalisten jener Zeit sahen in den Anhängern der Orthodoxie nur die blinden Jünger einer schlauen Täuschung; während diese ihren Glauben auf die strenge Theorie göttlicher Eingebung gründeten. Der Kindertraum eines todten Weltalls regiert von einem abwesenden Gott stand in voller Blüthe.

Auf der andern Seite steht der historische Werth der „Fragmente“ außer aller Frage.

Die Aufklärung verdankt ihnen sehr viel, denn seit Veröffentlichung derselben erwachte in Deutschland ein Bewegen und Leben auf dem Gebiet der Theologie, wie es seit den Tagen der Reformation nicht mehr der Fall gewesen.

Reimarus war ein Vorläufer von David Strauß; er kämpfte in dem Geiste der Wolffschen Philosophie, wie Strauß in derjenigen Hegels. Daß die Wahrheit sich auch in einem relativen Sinn fassen läßt, daß sie sich den Anforderungen jedes Zeitalters anders gegenüber stellt, sich denselben allmälig anpaßt, diese weiteren Ideen waren noch nicht erkannt. Bodin hatte es allerdings in seiner „République“ schon gepredigt, aber die Gemüther waren noch nicht genügend darauf vorbereitet. Zu Lessings Tagen schwebten diese Anschauungen in der

Luft, er ergriff sie und gab ihnen Gestalt in Schrift und Wort. Er besaß jene Ehrlichkeit, sich über die verschiedenen Glaubensbekenntnisse zu stellen, er war gegen Tadel und Angriffe auf seine Persönlichkeit gleichgültig, wie es für einen solchen Bahnbrecher nothwendig war. Lessing konnte gerade Reimarus, der auf dem Standpunkt des Deismus stand, am besten beurtheilen. Der Deismus, wie er von den englischen Freidenkern in Deutschland angeregt war, sah von allen Rücksichten auf Glauben und Dogmen ab, sagte sich von der Bibelautorität los, vertiefte sich aber in Männern wie Reimarus zur wärmsten und gerade innerlichsten Religiosität, welche das Verhältniß des Menschen zu Gott und dem Uebersinnlichen als Herzenssache auffaßte. Und diese Auffassung war die, von welcher Lessing immer ausgeht. In den „Gegensätzen," die er den „Fragmenten" anfügt, vertheidigt er das Recht der freien Diskussion über abweichende Themata. Bis zu der Zeit, behauptet Lessing sei die Religion ebenso schlecht angegriffen, wie vertheidigt worden, der Verfasser der „Fragmente" schien ihm sich dem Ideal eines würdigen Gegners zu nähern. Zugleich aber spricht er den Wunsch aus, daß sich auch ein ebenso würdiger Vertheidiger der Religion finden möchte.

„Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines ächten

Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einiger Maßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideal eines ächten Vertheidigers der Religion nun ebenso nahe käme."

Es ist Lessing vorgeworfen worden, daß er seine Meinung nicht offen ausgesprochen habe. Diejenigen, denen daran liegt die Menschen in Klassen und Ordnungen einzutheilen, sind nicht im Stande gewesen ihn in irgend eine Kategorie zu bringen, und ihr gänzliches Mißverstehen seines Zweckes lieferte Lessing das amüsanteste Material in den Diskussionen, welche die „Fragmente" hervorriefen. Er fürchtete den Ausgang nicht. Die Religion war für ihn etwas ganz anderes als die Theologie. „Was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob Keiner von Beiden Recht hat?"

„Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Die Religion war, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Apostel und Evangelisten geschrieben hatten. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

So giebt Lessing einfach klar seinen Standpunkt an. Er wendete sich gegen den Geist der Konservativen, die in ihrem Buchstabenglauben sich gegen Theorien verschlossen, welche er mit überlegener Einsicht als Waffen brauchte. Schmutziges Wasser, sagte Reimarus, soll man nicht eher verschütten, bis man reines dafür hat. Aber, entgegnet Lessing, wer das schmutzige Wasser nicht ausschüttet, kann niemals reines haben. Für den Verfasser der „Fragmente" fiel mit den Stützen des Christenthums: dem Wunder, der Offenbarung und Erfüllung der Weissagungen das Christenthum selbst als positive Religion. Nicht so für Lessing. Er schloß aus allen Untersuchungen, daß die Stützen morsch und haltlos wären. Derartige Beweisführungen können die Theologen verwirren, den einfachen Christen nicht berühren. Für Lessing lag der Schwerpunkt in dem schrankenlosen, individuellen Gedanken. Er sah die

Orthodoxen ebenso wie die Anhänger des Reimarus für die beiden Extreme an; die Neologen hielten die Mitte. Lessing konnte zufolge seines klaren und leidenschaftslosen Urtheils mit allen drei Parteien sympathisiren und wieder keiner sich anschließen. Diese Eigenthümlichkeit führte seine Zeitgenossen sehr irre. Er stellte sich zu den „Fragmenten" als Kritiker, nicht als Parteigänger. Seine eigenen Anschauungen spiegeln sich wieder in einigen Manuskript-Anmerkungen, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. Während er sich in das Studium über die Gründung und Ausbreitung der christlichen Religion vertiefte, schrieb er: „Uebernimm diese Forschung als ein ehrlicher Mann, sagte ich zu mir selbst, schau Dich überall um mit deinen eigenen Augen, verstümmele nichts, verschönere nichts. Wie die Schlüsse fallen, so laß es sein: hemme sie nicht, wolle sie nicht beeinflussen." —

Eine kurze Zeit schwiegen die Theologen. Dann aber brach ein wahrer Sturm von Unwillen und Entrüstung auf den Herausgeber oder wie einige behaupteten den verkappten Verfasser der „Fragmente" los. Eine Fluth von Streitschriften ging aus der Presse hervor, und Lessing fühlte sich mitten hineingerissen. Heute sind all diese Schriften längst jener Vergessenheit anheimgefallen, welche derartige Aufsätze erwartet. Den

Ton, in dem sie geschrieben, erkennt man nur noch aus Lessings Entgegnungen. Der Kern all seiner Beweisführungen ist das Verhältniß, in welcher die Bibel zu dem Christenthum steht. Seine Gegner stellten sich nicht auf dieselbe Plattform. Sie ließen den fraglichen Punkt: den Werth der historischen Begründung, entweder außer Acht oder sie kannten ihn gar nicht; sie sahen nur Gefahr für den in die Erörterung gezogenen Glauben. Damit aber gaben sie sich Lessings schlagender Dialektik gegenüber preis und dieser trat denn auch, sich an den Platz seines Ungenannten stellend, zuletzt in die Schranken. Den ersten Angriffen gegenüber verschanzte er sich noch hinter seiner Eigenschaft als Herausgeber.

So hatte gleich zu Anfang der Direktor Schumann ihm im höflichen Ton entgegnet und Lessing erwiederte ihm ohne die geringste Gereiztheit oder Böswilligkeit. Schumann hatte die Behauptung ausgesprochen, daß nur der, welcher alles, was jemals über die Bibel geschrieben worden, der, welcher die Geschichte und Sprache aller Völker kenne, der welcher scharfe Einsicht und logische Fähigkeit besitze, über die Bibel urtheilen könne. Da dieses aber nur sehr wenigen vergönnt sei, so verweist er auf die erfüllten Weissagungen des Alten Testaments, auf die Wunder des Neuen als ein Beweis des Geistes und der Kraft, von dem Origines und Paulus gesprochen.

„Mein Herr,“ schrieb Lessing ihm darauf in einem Einführungsbriefe, „wem könnte es angelegener sein, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon*) Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht.“ Darauf läßt er seine Antwort folgen, welche sich den einzelnen Punkten aus Schumanns Schrift genau anschließt und soviel enthält, daß Wunder, die ich mit eigenen Augen sehe, etwas anderes sind als die, von denen ich nur historisch weiß. „Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder thun, hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten, wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte, daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen

---

*) Erisichthon, ein Sohn des thessalischen Königs Triopas, hatte den Hain der Ceres verletzt und wurde dafür von der Göttin durch einen so furchtbaren Hunger bestraft, daß er durch keine Speise sich sättigen konnte und schließlich seinen eigenen Leib verzehrte.

gewesen wären. Oder, wenn ich noch jetzt erlebte, daß Christus oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für ächte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?"

Aber von all diesen Beweisen hört er nur durch Tradition und obwohl Niemand zweifelt, daß die Berichte von den Weissagungen und Wundern ebenso glaubwürdig sind, wie historische Thatsachen sein können, so kann man sie eben nur als ebenso zuverlässig ansehen; „warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger? Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist. Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden." Lessing leugnet nicht, daß in Christus Weissagungen erfüllt sind, aber er leugnet, daß die Wunder, da sie heute nur noch Nachrichten von Wundern sind, ihn zum

Glauben an anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren will er nur aus anderweitigen Gründen annehmen. Eine historische Wahrheit glauben heißt seiner Meinung nach nur den Satz als Wahrheit gelten lassen, nichts dawider einzuwenden haben, sich gefallen lassen, daß ein Anderer einen anderen historischen Satz darauf baut, eine andere historische Wahrheit daraus folgert. Wir Alle glauben, daß ein Alexander gelebt habe, der in kurzer Zeit halb Asien besiegte. Aber wer wollte diesem Glauben zufolge auf ewig alle Kenntniß abschwören, die diesem Glauben widerstritte. Daneben aber könnte sich auch die Geschichte von Alexander auf ein bloßes Gedicht des Chörilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründen, wie die zehnjährige Belagerung von Troja sich nur auf des Homer Gedicht gründete. „Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus selbst von den Todten auferstanden ist, muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleichen Wesens sei? Die Idee widerstreitet mit allem, was wir von dem göttlichen Wesen halten.“ Mit der historischen Wahrheit in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten herüberspringen, verlangen, daß man alle metaphysischen und moralischen Begriffe danach umbilden soll, würde das nicht eine Art von Paralo-

gismus, ein Trugschluß sein, von denen Aristoteles geschrieben. Allerdings könnte man ihm erwiedern, daß die, welche über Christus und die Wunder, welche er verrichtet, geschrieben haben, selbst inspirirt gewesen, aber „leider ist es auch nur historisch gewiß, daß diese Geschichtsschreiber inspirirt waren. — Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir."

Man sieht, Lessing ging hier weiter als sein Fragmentist. Nicht zufrieden damit die geschichtlichen Beweise zu erschüttern, behauptete er noch, daß, da dieser Beweis festgestellt sei, kein Grund vorhanden sei, zu glauben, was gegen die Vernunft streite.

Dem Schriftchen folgte eine in Gesprächsform gehaltene Abhandlung über „das Testament Johannis"; ganz im Geiste Lucians gehalten. In dem Aufsatz für Schumann hatte er mit dem Wunsche geschlossen, daß alle die, welche das Evangelium Johannis trenne, das Testament Johannis wieder vereinigen möge! „Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich." Er erinnert an die rührende von Jerome aufbewahrte Legende, wie der greise Apostel

zuletzt nur die Worte sagen konnte: „Kinderchen liebet Euch". Und als Brüder und Jünger von der Eintönigkeit des Wortes ermüdet, weil es matt und nichtssagend klang, sich zu fragen erdreisteten, warum er immer das Nämliche sage, antwortete er, „darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist."

Und dies eben, diese Worte nennt Lessing das Testament Johannis. Sein Gegner hat freilich nie von einem Testament Johannis gehört, kann es in keinem Katalog finden. Muß denn Alles ein Buch sein? fragt Lessing. Die letzten Worte des sterbenden Johannes sollten mit goldenen Lettern in jeder Kirche eingeschrieben stehen, sie enthalten den Kern des ganzen Christenthums.

Der Gegner widersprach: „so ziehen gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten, mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will." Ihm aber sei beides nicht so ganz eins; wahre christliche Liebe sei ihm nur das, was auf christliche Glaubenslehre gegründet sei. Die Ausübung der Liebe nütze den Menschen nichts und es sei lächerlich, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen. „Wozu

das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sonst noch jetzt verdienstlich wird?" Dagegen hält Lessing als Abwehr das Wort des „guten Mannes": „wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Aber der Gegner hat ein viel härteres daneben zu setzen: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich." — „Ja so! Allerdings;" ruft er entrüstet aus, „das bringt mich zum Schweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — und belesen in der Schrift wie der Teufel." —

Der bittre Schluß enthüllt Lessings wachsenden Zorn. Dies war, er wußte es, die Seele und das Wesen der Religion. Und doch konnten und wollten die Theologen es nicht zugeben.

Einer der Wolfenbütteler Geistlichen vertheidigte die Auferstehungsgeschichte gegen den „Ungenannten". — Er nannte weder Lessings Namen noch den seinigen, aber er wußte ebenso gut, wen er angriff, wie dieser seinen Angreifer kannte. Lessings Antwort ist in einer Schrift enthalten, die den Titel „Duplik" führt. Der Inhalt dreht sich hauptsächlich um eine kritische Erörterung der Abweichungen, wie sie in den Geschichtserzählungen der Evangelisten Statt finden und wie sie von dem „Ungenannten" berührt waren. Lessing legt spielend klar, daß sein „Nachbar", wie er seinen Gegner

nennt, keinen einzigen stichhaltigen Beweisgrund vorgeführt habe. Zu Anfang schreibt er kühl und klassisch klar, im Verlauf der Auseinandersetzung wird er jedoch immer erregter. Es reizt ihn zu Bitterkeit und Zorn, wenn sein „Ungenannter" mit hochmüthiger Verachtung behandelt, als Unwissender angesehen wird, der gar nicht das Zeug habe an einem gelehrten Streit Theil zu nehmen: ein Spott, den er sehr leicht durch Nennung des wirklichen Namens hätte zum Schweigen bringen können. Die „Duplik" ist in zwiefacher Beziehung bedeutsam, denn Lessing legt darin auch seine Stellung zu der Anschauung des Fragmentisten klar.

„Mein ‚Ungenannter' behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen."

„Ich erwiedere: Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen."

„Nun kommt ein dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben; denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht."

Es erfüllte Lessing mit Entrüstung, daß man seinen Ungenannten beschuldigte, er habe sich absichtlich gegen die Wahrheit verstockt und verschlossen. So etwas hält

er nicht für möglich, am wenigsten aber bei einem Mann, der nach der Wahrheit sucht. Man hatte vorgegeben, daß er nur alte Einwürfe gebracht, auf die schon so und so viel mal geantwortet sei. Wohl hatte der Fragmentist nichts Neues vorgebracht, aber an die Festung kommt nicht, wer die Sturmleiter schnitzte, sondern wer sie besteigt, und einen behenden, kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter. Er verlangt nur Gerechtigkeit für seinen Verfasser. „Ein Mann der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt." Weshalb also die Verdächtigungen gegen den „Ungenannten"! Was wollen sie damit? — Ja er will nichts weiter sagen; denn er will auch von ihnen glauben, daß sie nicht vorsätzlich und geflissentlich ein verleumderisches Urtheil fällen können. —

Es ist an dieser Stelle, wo er die ewig schönen Worte spricht, die ein so leuchtendes Zeugniß von seinem Charakter geben und von denen wir lernen können, so oft unser Auge darauf fällt: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt

hat hinter diese Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz."

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: ‚Wähle!' ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: ‚Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!'"

Er vertheidigt, daß er die „Fragmente" überhaupt herausgegeben, da es doch nur Fragmente seien. Er hatte geglaubt, er glaubte noch, daß über die Materie, mit der sich die „Fragmente" beschäftigten, noch nichts Besseres und Gründlicheres geschrieben worden sei als eben diese Fragmente; daß außer denselben von der Auferstehungsgeschichte noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die er für wahre Widersprüche erkannt hatte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden. Aber trotz alledem brauchte er die Ansicht des Ungenannten nicht

völlig zu theilen. Den Vordersatz, daß die Widersprüche vorhanden seien, gab er zu, die Folge, daß die Auferstehungsgeschichte deshalb nicht zu glauben sei, leugnete er. „Wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt!"

Wenn die alten römischen Geschichtsschreiber ein und dieselbe Begebenheit mit so viel verschiedenen Umständen erzählen, daß diese sich gegenseitig aufgehoben hätten, wer wollte darum die ganze Begebenheit als nicht geschehen hinstellen? — Hat man dieselbe nie eher geglaubt, als bis man Mittel gefunden die Widersprüche zu berichtigen, die um das Für oder Wider Streitenden zu versöhnen oder zu geschweigen? Und doch wollte man es so in Betreff auf die Evangelisten haben! „O der schönen Eintracht!" „Ohne die gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollen die Geschichtsschreiber nicht glaubwürdig sein können?" — Wenn wir aber die Profangeschichtsschreiber so human behandeln, warum nicht Matthäus, Markus, Lukas und Johannes? Der Vorzug, daß sie auf Antrieb des Heiligen Geistes geschrieben haben sollen, gilt Lessing nichts. Wer darauf bestehet, dem ist es nur um die göttliche Eingebung zu thun. Jedoch auch dem gegenüber getraut sich Lessing zu beweisen, daß der Heilige Geist den Evangelisten die widersprechendsten Nachrichten nothwendig lassen mußte. Denn

es sei, sagt er, der Weisheit des Heiligen Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht einer Verabredung auf sie fallen könnte. Zwar wären die anscheinenden Widersprüche im Grunde auch keine mehr und der Vorwand der Einstimmigkeit damit entdeckt; deshalb schließt Lessing auch, daß die Evangelisten nie so gedacht haben. Es kommt aber noch ein anderes hinzu. In der ganzen Weltgeschichte giebt es kein Exempel, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich Einer nach dem Andern gerichtet, ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden. Und warum sollten also gerade die Evangelisten dies Beispiel geliefert haben?

Weil sie der Heilige Geist trieb? Nimmermehr! Er hätte sonst weiter nichts thun können, als was ebenso gut die Wirkung der feinsten Büberei hätte sein können. Lessing gab allerdings zu, daß die neue Religion auf der damaligen Ueberzeugung von der Auferstehung Christi basirt habe, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Diese Augenzeugen sind nun aber für uns nicht mehr vorhanden, wir haben nur die Geschichtsschreiber, in denen sich allein das allgemeine Resultat dieser Augen=

zeugen unverfälscht erhalten konnte: und doch soll unsere Ueberzeugung nicht genug gegründet sein, wenn sie sich nicht nur auf jenes Resultat gegründet und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtsschreiber von den Aussagen gründen kann? Nein — wir können uns nicht so zurückgesetzt ansehen, wir sind in einem Punkte sogar viel besser daran.

„Jene Augenzeugen hatten nur den Grund vor sich, auf den sie in Ueberzeugung seiner Sicherheit ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Aber wir, wir haben dieses Gebäude selbst aufgeführt vor uns. Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes zu überzeugen? Daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender als die es wissen konnten, die ihn legen sahen.“ —

Es folgt nun das Gleichniß von dem Tempel der Diana zu Ephesus. Lessing nimmt an, derselbe stehe noch in voller Pracht, es fände sich aber in alten Nachrichten die Kunde, daß er auf einem Kohlenlager stehe. Nun stritten sich die verschiedenen Geschichtsschreiber über die Art der Kohlen und vergäßen darüber den Prachtbau selbst.

„Ich lobe mir, was über der Erde steht, und

nicht, was unter der Erde verborgen liegt. Vergieb mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt und trägt so lange. An der ganzen Schönheit will ich mich weiden, in dieser will ich Dich preisen! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhte." —

„Daß doch die Menschen," ruft er aus, „so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben!" Die Wunder wurden nicht für uns gethan, die wir leben, aber sie hatten die Kraft der Ueberzeugung, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. — Die Wunder Christi und seiner Jünger waren das Gerüste, nicht der Bau selbst. Das Gerüst wird abgerissen, sobald der Bau fertig ist. Mag doch zu dem Gerüst ein ebenso großer Baumeister nöthig gewesen sein als zu dem Bau selbst, immer bleibt dieser die Hauptsache. „Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen."

Noch einmal fordert Lessing seine Gegner auf, die Widersprüche des Ungenannten zu beantworten, aber alle und gründlich zu beantworten. „Blos diesem und jenem

etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten." —

Eine gründlich widerlegende Antwort hatte er erwartet, dazu hatte er aufmuntern und abschrecken wollen. Er hatte erwartet, daß man auf seine Ermunterung irgend etwas thun oder auf seine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Nicht Eitelkeit, nicht Stolz hatte ihn solches thun lassen. Aber wie hatte der „gute Nachbar" geantwortet! Er wußte, wer Lessing war, er hatte ihn genommen für das, was er war. „Für einen Aufseher von Bücherschätzen der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allen Theilen gut ist."

Jedoch bedauert Lessing, daß er sich nicht in der Entfernung halten könne. Denn wenn all die Anschuldigungen gegen seinen Ungenannten wahr sein sollten, so hält er sich für strafbarer als diesen selbst. Deshalb muß er ihn vertheidigen, muß seine Behauptung beweisen, daß über die Widersprüche in den Evangelien nie Besseres geschrieben sei, muß vertheidigen, was er von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Seinigen gemacht. „Wie weit meine Geduld mich auf diesem Wege begleiten wird, ob bis an's Ende steht dahin".

Er nimmt sodann die zehn Widersprüche gründlich

durch, aber er erschöpfte sein Thema nicht. Vieles von dem, was der „Nachbar“ gesagt, überging er mit Schweigen, er wollte fertig werden, fertig sein.

Und wenn er sich dem Vorwurf aussetzte, seine Muße nicht zum besten angewendet zu haben? — „Was thut's,“ fragt er. „Mein Vorsatz war es, sie gut anzuwenden. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken kann oder soll. Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!“

Er hatte nicht so ruhig bis zu Ende schreiben können, wie er angefangen, sein Blut floß anders am Schluß. „Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, Alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede stellen, daß ich

Vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines eigenen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieses Urtheils meinen Lesern beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich ausgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Verzeihung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?"

„Kann ich das? Ich versprechen? Ja, ja! ich verspreche, — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf, wann und wo darf er es denn?"

Und er sollte noch wärmer werden, denn der Streit mit Schumann und dem „Nachbar" war nur ein Vorpostengeplänkel. Seinen Hauptgegner zu schlagen, stand ihm noch bevor. Und dieser war sein alter Bekannter, Pastor Goeze aus Hamburg. Lessings Schriften gegen

Goeze's Angriffe haben eine ebenso große Berühmtheit erlangt, wie Pascals „lettres provinciales", daneben aber haben sie eine viel größere Verbreitung gefunden. Es ist dies bei ihrem hoch dramatischen Charakter, dem auch die Komik nicht fehlt, wie ihn Lessings polemische Schriften alle zeigen, nicht zu verwundern. Gerade dieser Zug macht sie Vielen zugänglich, denen sonst die Streitigkeiten der Theologen und die abweichenden Meinungen über die Traditionen und Wissenschaften der alten Kirchenväter fern liegen, und sehr gleichgültig sind. Die Schriften zeigen die höchste Klarheit und wirken in zwingendster Ueberzeugung, der Stil ist scharf und flüssig, das Schönste, was Lessing überhaupt geschrieben hat, und unsere heutigen Schriftsteller thäten wohl, wenn sie Coleridge's Beispiel folgten, welcher die „kleinen Schriften" von Lessing jedes Jahr wieder durchlas, um sich den meisterhaften Stil sowie die Beweisführung als Muster vorzuhalten.

Nachdem Lessing nach Wolfenbüttel gekommen war, hatte er fortgesetzt mit Goeze auf einem freundschaftlichen Fuße gelebt, und der Hamburger Pastor hatte den „Berengarius" sehr gerühmt. Sie hatten sich sogar gegenseitig besucht. Aber der unglückliche Zufall wollte, daß Lessing von Goeze um eine bibliothekarische Gefälligkeit — eine Kleinigkeit — gebeten war, die derselbe, ge-

rade in höchster Aufregung um seine Frau lebend, nicht erfüllt hatte. Goeze klagte über diese Unhöflichkeit in den Spalten einer öffentlichen Zeitung, nannte Lessings Namen allerdings nicht, erzählte aber von einem berühmten Bibliothekar, welcher Anderen mißgönne, wovon er selbst Gebrauch mache. Als Lessing hiervon erfuhr, beschloß er sofort einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, aber auch dieses versäumte er wieder. Hierauf begann nun Goeze den Herausgeber der „Fragmente“ in heftigster Weise anzugreifen. Diese erste Anklageschrift war es, welche Lessing am Sterbebett seiner Eva bekam. —

Goeze nahm die Sache von vornherein persönlich; er sah die „Fragmente“ nicht als „bescheidene Zweifel“ an, er nannte sie grobe Lästerungen und sagte: er würde vor seiner Todesstunde zittern, wenn er solche Aufsätze veröffentlicht hätte. Er schloß mit dem Wunsch, daß der Herausgeber in Zukunft der Welt aus den Schätzen der Bibliothek, die er unter Aufsicht habe, etwas Besseres geben möchte, als solches Gift und Aergerniß. Aber er sollte das ganze zermalmende Gewicht von Lessings unerschrockenem Eifer für Recht und Wahrheit empfinden. In ihm erblickte Lessing den Typus jener engherzigen, selbstzufriedenen Dogmatiker, die beschränkt, gewissenlos und abergläubisch, wie sie sind, unter der scheinheiligen Miene der Menschenliebe, den Fleischtöpfen

Egyptens ergeben sind. Allerdings war Goeze noch immer nicht der schlimmste unter Lessings Angreifern, aber er war der bekannteste. Dabei war er in seiner Weise der energischste und konsequenteste und somit für Lessing, der vor allen Dingen ganze und volle Naturen liebte, der anziehendste. In jeder Beziehung war Goeze ein Mann, auf den Heine's cynische Erklärung paßt: „Es sind in Deutschland die Theologen, welche dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.“ Nie schrieb Lessing so glänzend und gewandt, nie bewies er so scharf, machte er so humoristische Ausfälle als während seines Streites mit Goeze, der nur ein kurzes Jahr dauerte, in dem jedoch seine Feder Unerhörtes leistete.

Lessing eröffnet die Komödie mit einer Parabel, gleichsam der Prolog des Stückes. Er vergleicht die Religion darin mit einem Palast, den ein weiser König bauen ließ. Derselbe war von unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Struktur. Er gefiel indessen durch Dauer und Bequemlichkeit, er erregte Bewunderung durch seine Einfachheit und Größe. Nach vielen Jahren erhob sich unter den Architekten ein Streit, besonders unter den sogenannten Kennern. Man begriff nicht, daß der ungeheure Innenraum durch so wenig Fenster genugsam erleuchtet sei. Denn daß die vornehmsten

Gemächer ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinn. Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite doch wohl schicklicher sei. Daß ein Jeder, der in den Palast gerufen wurde, durch die mehren kleinen Eingänge auf dem unfehlbarsten und kürzesten Wege gerade dahin gelangen sollte, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinn. Nun glaubte man verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten. Diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war. So erklärte sich Jeder dieselben nach eignem Gefallen, schwur auf Richtigkeit des seinen, beredete, ja zwang sogar Andre darauf zu schwören. Die Wenigen, welche sich nicht an die Grundrisse kehrten, kamen schlecht an; sie wurden, wenn sie einen derselben näher beleuchteten, für Mordbrenner ausgeschrieen. Aber sie wurden gerade am geschicktesten denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten. Da erscholl einsmals die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Palaste!“ Und Jeder fuhr empor und rettete seinen Grundriß. „Laßt uns den nur retten!“ dachte Jeder; „der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet.“ Jeder lief

hinaus, statt den Palast zu retten, zeigte Jeder dem Anderen seinen Grundriß und rief: „Sieh Nachbar! hier brennt es!“ „Oder vielmehr hier, Nachbar.“ „Wo denkt Ihr Beide hin? Er brennt hier!“ „Lösch' ihn hier, wer will. Ich lösch' ihn hier nicht.“ „Und ich hier nicht“ „Und ich hier nicht!.“

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Auslegung ist leicht. Die Parabel zeigt den Unterschied zwischen dem Wesen und der historischen Form des Christenthums, zeigt, daß die Religion ganz unabhängig von kritischen Fragen dasteht und daß sie, außer in den Augen derjenigen Theologen, welche statt sie zu vertheidigen, nur daran dachten, ihre eigenen geliebten Anschauungen zu retten, durch keinerlei Schriften wie die veröffentlichten gefährdet sei. Der Parabel gab Lessing eine „Bitte“ an Goeze bei, ein gutgelaunter aber sehr ironischer Brief. Er fordert seinen Gegner auf, ihm als Herausgeber der „Fragmente“ Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Ein Andres ist ein Pastor, ein Andres ein Bibliothekar.“ Und nun kommt der treffliche Vergleich, wie Beide sich zu einander verhalten. „Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar ver-

halten sich gegen einander wie der Schäfer und der Kräuterkenner." Der Erstere schätzt die Kräuter nur nach ihrer Nützlichkeit und wie sie für seine Schafe passen, der Andere durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben. Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht!

So auch mit ihm! Wenn er etwas unter den ihm anvertrauten Schätzen fand, von dem er glaubte, daß es nicht bekannt sei, so zeigt er es an; es konnte ihn nicht kümmern, ob der Eine es für wichtig, der Andere für unwichtig erklärte; ob es erbaute, oder Aergerniß erregte. Nützlich und verderblich seien, sagt er, eben so relative Ausdrücke als klein und groß. Wenn Goeze es für seine Pflicht hielt, von seiner Gemeinde alle literarischen Schätze fern zu halten, die ihm für seine Beichtkinder anstößig erschienen, so hielt Lessing es ebenso wohl für seine Pflicht Alles, was geschrieben war, in das große Findelhaus der Druckerei zu bringen. Jeder handelte nach seiner Einsicht, und Keiner hatte ein Recht den Andern darüber zu schelten.

Was Lessing forderte, war, daß Goeze in einem Stücke seiner „Freiwilligen Beiträge"*) eine so gute als

*) Die Zeischrift, in welcher Goeze seine Angriffe gegen Lessing veröffentlichte.

freiwillige Erklärung geben solle, weil und daß er „eine von ihm geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu kommentiren das Unglück gehabt hätte." Lessing hatte nämlich gesagt: „wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe dennoch die Religion in dem Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben." Und Goeze hatte es nun so ausgelegt, als habe er gesagt: „daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse, daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen." — Lessing erleichtert seinem Gegner die verlangte Ehrenerklärung. „Sie waren in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig, Sie übereilten Sich, Ehrwürdiger Mann; aber die sich am Leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils ebenso fertig, ihre Uebereilung zu bekennen und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit."

Während Lessing noch mit diesen „friedlichen Bogen" beschäftigt war, erhielt er die letzten Nummern der „Freiwilligen Beiträge", worin Goeze ihn mit solch einer

leidenschaftlichen Bitterkeit angriff, daß an eine friedliche Ausgleichung nicht zu denken war. Lessing schrieb daher sein berühmtes „Absageschreiben." Jetzt war auch er mit seiner Geduld, seiner friedlichen Stimmung zu Rande und auf die Vorhammerschläge fielen so gewuchtige Gegenstreiche, wie sie nur ein Lessing auszutheilen vermochte. Sein Kopf war in Thätigkeit, seine Seele in Feuer. Was Lessing besonders so zum Zorn erregte, war nicht sowohl Goeze's persönlicher Angriff mit seinem Gift, seinem unfeinen Witz, seinem gezierten Mitleid, sondern der selbstzufriedene geistige Hochmuth, mit dem er den „Ungenannten" behandelte, behandelte als einen Schulbuben und Feigling. Er versicherte Goeze, daß wenn man ihn mit seinem Ungenannten vergleichen wollte, Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — der Erste des Gewichts sei, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind! „Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort!"

„Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren." —

Aber auch er selbst wollte von Goeze nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinte. „Denn," sagt er, „ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte."

Mit flammenden Worten straft er den geistig so hochmüthigen Mann, der nicht einen Funken Lutherischen Geistes hatte. Deshalb wollte er ihre Sache auch öffentlich ausfechten. Es sollte hören und urtheilen, wer hören und urtheilen könne und wolle.

„O, daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther, Du! — Großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt als von den Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!"

Lessing wußte nur zu wohl, daß der Streit nicht so enden, daß Goeze seinem Gegner nie das letzte Wort lassen würde, obwohl er stets das erste hatte. Er

wußte, daß er jede Entgegnung, welche Lessing zu seiner Vertheidigung gab und geben mußte, als einen Angriff betrachten werde. Und Goeze zögerte auch nicht mit seinen Angriffen. Er warf Lessing vor, daß er seine Sätze nur wie lauter Axiomata dahin gepflanzt habe, „Wer weiß nicht,“ fragt Lessing als Erwiederung, „daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?“ Er vertheidigt sodann jene 10 Sätze in einem Artikel: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt“.

„Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem die christliche Religion bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits

so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß Alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Zu diesen zehn Axiomata giebt Lessing die erläuternden Anmerkungen und schlägt Goeze's Einwendungen in geistvoller und überzeugender Sprache zurück.

Er stand gegenüber dem Theologen mit einem Hochmuthe wie ihn nur Engherzigkeit gebiert als ein freier Mann, „ein Liebhaber der Theologie, der nicht auf ein theologisches System habe schwören müssen". „Mich bestimmt nichts eine andere Sprache als die meinige zu reden, und ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind dieses von sich sagen zu können. Nur müssen diese ehrlichen Männer anderen ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit dem sie selbst an die

Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als sie verachten."

Er warnt seinen Gegner vor der lächerlichen Anmaßung, die ihn behaupten ließ, daß wer den speciellen Beweis einer Sache bezweifle, diese Sache an sich als zweifelhaft hinstelle. Goeze wollte überhaupt nicht durch Vernunftschlüsse beweisen, sondern durch Zeugnisse. Aber waren diese Zeugnisse eben unantastbar? Und hieß es nicht sich in einem ewigen Zirkeltanz bewegen, wenn wir die Unfehlbarkeit eines Buches durch eine Stelle aus demselben beweisen wollten und die Unfehlbarkeit der betreffenden Stelle aus der Annahme, daß die Quelle unfehlbar sei?

Goeze hatte eine besonders schlagende Frage aufzuwerfen vermeint, in dem Satz: Würde wohl jemals ohne die neutestamentalischen Bücher eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehrt, übrig geblieben sein?

„Gott behüte mich!" ruft Lessing darauf antwortend aus, „Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte, geschweige, da es mir ein Lutherischer Pastor in den Mund legen will. Alles was in der

Welt geschieht, ließ Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und Deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die Du nicht aufzuschreiben, die du nur zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, worauf sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Werke sollten erst in todte Buchstaben verwandelt Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebensowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes sein will, und so keck vorgiebt, daß Du Deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen lassen, ihm kund zu thun! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle anderen Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde!“

So straft er in heiligem Grimm voll tiefernster Entrüstung, um dann einige Seiten weiterhin seinem Gegner mit leichterem Geschütz nachzurücken. So kann er sich nicht entbrechen die Einwendungen des Herrn Pastors: seinen achten Satz „entweder für höchst gefährliche Heterodoxie oder für höchst hämische Verleumdung zu nehmen" wörtlich anzuführen, wie sie Goeze gegen Lessing angewendet hatte. „Er wähle!" fügt Lessing launig hinzu, „Es steht ihm Beides zu Diensten." — Mag sich übrigens der Herr Pastor wundern über Lessings Anschauungen und Behauptungen, so viel er immer will, er selbst wundert sich nicht einmal, daß er sich wundert. „Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht!" —

Die Antwort auf Goeze's letzte Widerlegung auf das zehnte Axiom kleidet Lessing in die Form eines Dialogs, Kanzeldialog, wie er es nennt. „Nämlich ich unterbreche den Herrn Pastor, aber der Herr Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also ein Dialog und kein Dialog." —

Es liest sich höchst ergötzlich, bis Lessing es zuletzt satt wird mit einem Tauben länger zu reden. —

Die Arbeiten sagten dem einsamen Kritiker selbst in hohem Grade zu: „Daß meine Duplik nach Deinem Sinne gewesen, ist mir sehr lieb gewesen," schreibt er seinem Bruder Karl. „Besonders freute ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle anderen theatralischen Arbeiten so schal und wässerig macht." Er verspricht, ihm ein Exemplar seiner Schrift gegen Goeze zu schicken, dem gegenüber er sich in eine Positur gesetzt habe, daß er ihm als einem Unchristen nicht beikommen könne. „Aber das sind alles nur Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Diese rückt langsam vor." Er nennt seine „Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtsschreiber betrachtet," das erste Treffen. „Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen."

Lessing, der mit dem Selbstlob so sparsame, so ungerecht bescheidene Mann, war einmal zufrieden mit sich selbst, und das mit Recht. Der Aufsatz, welchen er meint, ist eine höchst interessante und beachtenswerthe Arbeit, fast prophetisch in seinen weitreichenden Fol-

gerungen, den Resultaten einer Forschung, die noch heute gelten. Die ersten Autoritäten betrachten ihn als den Keim, aus dem die moderne Erklärung über den Ursprung des Evangeliums sich entwickelt hat. Es sollte ein ausgedehntes Werk werden, aber es blieb unvollendet. Er warf nur die kühnen Außenlinien der achtundsechzig Paragraphen hin, aber auch so sind die „Fragmente" mehr anregend und aufmunternd als die vollendeten Werke vieler Schriftsteller. Mit kühnem Wurf theilte er seine Kernsätze voll tiefer Wahrheit aus. Alles sieht fragmentarisch aus, und doch elektrisirte er seine Zeitgenossen, daß sie in volle Bewegung und neues Leben versetzt wurden, und doch überbrückte er die trennende Kluft zwischen zwei Zeitaltern. Sein Einfluß wirkte verjüngend, selbst wenn er auch nur ein Thema streifte. Er besaß eine erstaunliche Gabe Gegenden zu erleuchten, die bis dahin für öde und wüst gehalten waren. Dabei blieb er bei seiner Behauptung, daß er sich nie um Theologie gekümmert habe, daß er bei den Haaren hineingezogen sei; der Erfolg bewahrheitet Nicolai's Bemerkung, daß er vorausgesehen habe, wie Lessing mit der Theologie in's Handgemenge kommen werde. Unter seinen nachgelassenen Schriften finden sich Auszüge von halbvollendeten theologischen Aufsätzen, theils Antwortschriften für seine

Gegner, theils hingeworfen als Angriffe auf sie. Wenn er scheinbar mehr für die Orthodoxie als für die Rationalisten jener Zeit stritt, so hat das seinen Grund in seiner Anschauung, daß je größer der Irrthum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit sei. Sehr treffend und geschickt bemerkt er von dem Christenthum der Rationalisten, daß er nicht wisse, wo ihr Christenthum aufhöre und ihre Vernunft anfange. Die Theologen hielten ihn für einen Freidenker, die Freidenker nannten ihn einen Theologen. Als er noch ein Knabe war, kamen ihm schon Zweifel, nicht spottend nach Art seiner Zeit, sondern ernst und tief religiös nach der Anschauung Tennysons, daß in einem ehrlichen Zweifel mehr Glaube steckt, als in den meisten Bekenntnissen. Er gesteht selbst ein, daß er als Jüngling immer skeptischer wurde, je entschiedener Jemand das Christenthum zu beweisen versuchte, daß er sich aber ebenso veranlaßt fühlte, es in seinem Ganzen aufrecht zu erhalten, wenn irgend Jemand es wagte, triumphirend oder gar spottend das Heilige anzugreifen oder nieder zu treten. Wo war der Weg aus diesem Labyrinth? Sein Gedicht „die Religion", ein Bruchstück aus dem Jahre 1753 athmet denselben Geist ehrfurchtsvollen Zweifels. In Betreff der Unsterblichkeit wagte er nie mehr als seine begrenzte Erkenntniß ein solches zu erkennen. Er pflegte zu fragen, warum wir

das zukünftige Leben nicht so ruhig erwarten sollten als den kommenden Morgen. Er war ein Feind aller flüchtigen, der inneren Wahrheit entbehrenden Spekulationen, und es konnte nicht anders sein bei einem Mann, der wie er aus einem Guß war. Höchst bezeichnend hat man ihn „die höchste Vernunft eines Zeitalters der Vernunft“ genannt.

Sein Zweck, das Ziel, wonach er strebte, war, die Religion zu vereinfachen, die Abweichungen der wesentlichen Wahrheiten von den Dogmen und geschichtlichen Aeußerlichkeiten zu trennen; für deren poetische Symbolik er des vollen Verständnisses nicht entbehrte. Aber nur, daß die Menge das Symbol zu leicht für gleich wesentlich und nöthig hielt. In einem Bruchstück „Bibliolatrie“ betitelt und gegen Goeze gerichtet hat Lessing seine Stellung der Kirche und Religion gegenüber in einem Vers aus dem „Jon“ des Euripides höchst bezeichnend charakterisirt, indem er an Stelle des Wortes Phöbus „Christus“ setzt.

Καλόν γε τὸν πόνον, ὦ
Χριστὲ, σοὶ πρὸ δόμον λατρεύω
Τιμῶν μαντεῖον ἕδραν.

In einem würd'gen Kampf gewiß, o Herr,
Bin ich zu Deinem Dienst, vor Deinem Haus,
Treu ehre ich die Stätte, wo Dein Wort man kündet!

„Diese Zeilen,“ sagt Lessing, „spricht Jo, als er

die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit, denn ich weiß am Besten, wem zu Ehren ich es thue." —

Er hielt es für eine Arbeit ruhmreich genug seine Kraft dafür einzusetzen, daß er die Schwelle des Sitzes reiner Gottesverehrung reinigte, und weder Goeze noch seines Gleichen sollten ihn in seinem Eifer stören.

Wenn Lessing fernere Angriffe von Goeze erwartet hatte, so war sein Urtheil nur zu richtig gewesen. Jede Nummer der „Freiwilligen Beiträge" brachte eine neue Schmähung, vorgeblich Entgegnungen auf die „Axiomata", von denen aber keine den Kern der eigentlichen Frage nur streifte. Er betitelt sie „Lessings Schwächen", und der Angegriffene antwortete in elf Aufsätzen: „Anti-Goeze, d. i. Nothgedrungene Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Goeze". Jedem Aufsatz, die alle kürzeren Umfanges sind, fügte er ein charakteristisches Motto aus den Kirchenvätern bei. Der erste trägt am Kopf die höchst launige Bemerkung: „erster (Gott gebe,

letzter!) Beitrag". Lessing selbst nennt sie „Schnurren" und „Katzbalgereien", aber es ist ihm wohl oft nicht scherzhaft und muthwillig dabei zu Sinn gewesen. „Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler, je nöthiger sie mir ist," schreibt er an Reimarus. „Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut als er kann." —

Er hatte nun einmal angefangen, er war ganz der Mann es zu Ende zu führen. So oft Goeze sich einfallen ließ, gegen ihn oder den Ungenannten zu schreiben, so oft erschien auch eine Gegenschrift von Lessing, und er war entschlossen nicht aufzuhören und sollte sein „Anti=Goeze" eine regelmäßige Wochenschrift werden. Ihm war es um Wahrheit zu thun und ein Ketzer zu heißen dünkte ihm unter Umständen eine Tugend. „Dekorum, guter Ton, savoir vivre elende Tugenden unseres verweichlichten Zeitalters! Schminke seid Ihr und nichts mehr! Oft ebenso viel Schminke des Lasters wie der Tugend. Was geht es mich an, ob meine Schriften diesen Firniß haben oder nicht. Es würde ihnen nichts nützen und ich will nicht, daß man lange nach dem rechten Lichte suchen muß, um meine Bilder darin zu beschauen!" —

Die Philippiken gegen Goeze erschienen in rascher Folge. Es zeigt sich gerade in diesen Schriften der ächt deutsche Geist, der Geist ernster, forschender Gelehrsamkeit eines Volkes, bei dem religiöse Aufklärung und Freiheit des Gedankens die Stelle einnimmt, welche bei anderen Völkern die Politik hat. Dem deutschen Volke sein Recht bestreiten, frei auf dem Pfade der Kritik zu wandeln, hieß ihm zu befehlen, seinem Genius zu entsagen. Ein sächsischer Pastor hatte es unternommen gegen die freie Kritik der biblischen Schriften einzuschreiten. Zu seiner Rechtfertigung führte er Luther an. Die bloße Nennung des Namens brachte Lessing auf.

„Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich."

„Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päbste werden; —

daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten wieder Schranken setzen dürfen: so bin ich der Erste, der die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. Hoffentlich werden Mehrere so entschlossen denken, wenngleich nicht Viele so entschlossen reden dürften. Und nun Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen. So ein lutherscher Eiferer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politikus wie ein Theolog." —

Diejenigen aber, welche nicht ihre Zuflucht aus dem Irrsal der Theologie in die katholische Kirche nahmen, fanden gleich dem Ungenannten den Ausweg nur in dem Naturalismus. Lessing giebt daher seinem Gegner anheim nicht so gedankenlos polternd aufzutreten. Gott wisse, daß er nichts dagegen habe, daß er und alle Schuldirektores in Niedersachsen gegen seinen Ungenannten zu Felde ziehen. Er freute sich darüber; denn eben darum hatte er ihn an das Licht gezogen, damit ihn recht Viele prüfen, recht Viele widerlegen könnten. Aber er will nicht, weil er der christlichen Religion mehr zutraut, als sie, als ein Feind derselben hingestellt werden.

„Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage; Sie wissen wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht."

Goeze, in seinen Hauptangriffen zurückgeschlagen, versuchte allerlei verkehrte Ausfälle. — Er verhöhnte Lessing mit seinem Stil und sagte, seine Logik schmecke nach dem Theater.

„Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil wie seine eigene Nase", antwortet ihm Lessing; „und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am Reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe."

„Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? — daß Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß den kalten, symbolischen Ideen auf

irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?" —

Goeze hatte sich mit seiner Kritik einfach lächerlich gemacht, denn es war doch die größte Blöße, daß er die Ueberlegenheit seines Gegners dessen blendendem Stil zuschrieb. „Wahrheit," sagt Lessing „allein giebt ächten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen." Von der Wahrheit nur will er reden, nicht vom Stil! „Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein Wenig verdorben haben." —

Es folgt nun eine eingehende, geduldige Auseinandersetzung seines eigenen Stils und zwar scharf und kritisch. Er kennt seine Fehler, wie seine Vorzüge und nachdem er sie auch vor Goeze aufgedeckt, obwohl es diesen gar nicht anging und auch vielleicht nicht interessirte, da seine ganze Anklage nur eine Bosheit gewesen war. „Dies, Herr Hauptpastor, ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die näm=

liche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; sowie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch nur eine erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre."

Diese Bemerkung traf gerade eine wunde Stelle bei Goeze. Hatte derselbe doch, als er gegen seinen Amtsbruder Schlosser auftrat und denselben wegen einiger Schauspiele verfolgte, eine doppelte Frage aufgeworfen, die ihm Lessing jetzt beantwortete. Die eine war: „Darf ein Prediger Komödien machen?" Warum nicht, wenn er kann? antwortet Lessing. Die zweite lautete: „Darf ein Komödienschreiber Predigten machen?" Und darauf war seine Antwort: Warum nicht, wenn er will? —

Aber das Alles streifte die Sache nur, und doch stand viel Wichtigeres auf dem Spiele. Es war ja ein schreckliches Halsgericht über ihn verhängt worden.

„Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfs werth."

Und nun strömt es schäumend dahin über den Verläumder an seiner Ehre und dem Heiligen, das seine Seele hoch hält, nun nimmt er keine Rücksicht, denn er

ist gezwungen eine „Rettung“ an sich selbst zu wiederholen, da Goeze die erste Vertheidigung schamlos als Lüge hingestellt.

„Gegen einen solchen Mann wäre es möglich die geringste Achtung beizubehalten? Einem Dritten vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe die Steine zielen.“ — Er verspricht seinem Gegner ein „ungesitteter“ Gegner zu sein, nicht aber ein „unmoralischer“, der Unterschied ist wichtig. Goeze's unmoralische d. h. sündlich-unwahre Art zu disputiren will er in's rechte Licht setzen, und zwar wenn es nicht anders geht, auf die ungesittetste Weise. „Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.“

Im dritten Auffsatz beginnt Lessing sofort damit seine „mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion“, wie Goeze sich auszudrücken beliebt hatte, vorzunehmen. Aber er hält erst inne, um die Bemerkung zu machen, daß Goeze, wenn er auch noch so fanatisch für die Autorität der Bibel auftrete, doch einen Ausspruch nicht für göttlich sondern für menschlich halten müsse, nämlich den: „Verdammet nicht, so werdet Ihr auch nicht verdammet.“ „Aber wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd geht er noch mitunter bei dem kitzlichen Geschäfte zu Werke! Ganz

in dem Tone und der Manier eines gewissen Monsieur Loyal in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet. Er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hie und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzu schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft."

„Ce monsieur Loyal porte un air bien déloyal Doch was thut Alles das zur Sache?"

„Laßt uns die Beleidigungen selbst vornehmen. Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet." —

Die mittelbaren Angriffe also! Darunter verstand Goeze den von Lessing veranstalteten Druck der Fragmente und die von ihm unternommene Advokatur des Verfassers derselben. Das erste war ein unleugbares Faktum, das zweite aber wollte er nicht in Goeze's Sinne von sich gedacht wissen. Er hatte, wie er schon früher ausgesprochen, die Schriften des Ungenannten veröffentlicht, um die freie Diskussion zu befördern. Er sagt, daß er sie noch drucken lassen würde, wenn ihn auch alle Goeze der Welt darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Er kann seines Gegners scholastische Unterscheidung, daß die Religion durch jeden Angriff subjektiv verliere, was sie objektiv gewinne, nicht theilen. Aber dieses selbst zugegeben, so

wäre der Gewinn doch wesentlich, und der Verlust zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten; der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein. Denn der Gewinn, führt Lessing aus, kommt allen guten Menschen zu Statten, welche Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur die leichte, christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Verzweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt. Sie sind es, von denen Tertullian sagt: mag doch verfliegen, so viel als will. Aber die heutigen Kirchenlehrer wollen die christliche Spreu bewahren und rühren deshalb auch die Körner gar nicht an. Was würde Tertullian, der sich schon an den Ketzerrichtern seiner Zeit ärgerte, zu Goeze und Genossen sagen? Würde er ihm nicht zurufen:

„Kurzsichtiger, — Dein Lärmen selbst ist Schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der die Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung als Du, der Du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß Mehrere sie lesen können; Du machst, daß Mehrere sie wirklich gelesen haben und nun lesen müssen.“ —

Die Geistlichen, mit denen Lessing zu thun, waren gleich den Thoren, „die den Sturmwind gerne aus der

Natur verbannen möchten, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert! O, Ihr Heuchler," ruft ihnen Lessing zu, „denn wir kennen Euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist Euch zu thun, Ihr hättet sie denn versichert; Euch ist es lediglich um Euer eigenes Gärtchen, um Eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er Euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da Eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es Euch an, wie viel Gutes der Sturmwind in der Natur sonst befördert? Konnte er es nicht auch befördern, ohne Eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei Eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an Eurem Grenzstein anlangt?" —

Goeze hatte, vielleicht um im Lichte der Duldsamkeit dazustehen, vorgeschlagen, daß Streitigkeiten über die Religion nur in der Sprache der Gelehrten, in Latein geführt werden sollten. — Er hatte sogar einen spöttischen Hieb daran geknüpft, daß die „Herren dazu nicht fleißig genug in den Klassen gewesen seien. Ja wer Lateinisch könnte!"

Hier ist ein Feld für Lessing. Er will den Einfall prüfen, ihn nicht, wie mancher Andere bloß lächer-

lich machen. Wie aber würde es für die Länder, wo der gemeine Mann so ziemlich Latein versteht — als in Polen, Ungarn? Da müßten wohl derartige Aufsätze in Griechisch geschrieben werden? Aber doch, der Einfall hülfe für's Erste in Deutschland.

Die Ausführbarkeit des Vorschlages indeß zugegeben, werde es denn auch billig sein? Kann überhaupt ein Gesetz billig sein, das ebenso viel unfähige Leute zu etwas berechtigt, als fähige davon ausschließt? Das Latein gewährt doch nicht die Fähigkeit Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen. Ist kein gewissenhafter, uachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Gibt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Wenn man auch nicht mit dem spanischen Dichter behauptet, daß das Latein erst den rechten Narren macht, so bleibt doch wahr, daß es nie den rechten Philosophen macht. —

Eine weitere Frage ist, ob das Auskunftsmittel *klug* wäre. Müßte es nicht dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken, die man sich unter seinen Augen nicht zu behandeln getraute? Wäre es aber nicht auch unklug, weil es den Schaden geradezu vermehren würde? Würde dieser unter weniger Leuten angerichtet? Unter wenigern in ganz Europa? wo gewiß nicht alle Latein

verstehenden Zweifler im Stande sein würden den Zweifel zu widerlegen. Dem Teufel ist Seele Seele; aber wenn nicht, und bekäme er z. B. für die Seele eines deutschen Michels die eines studirten Franzosen oder Engländers — er gewänne noch dabei. —

Das Votum des Teufels hätte also ein unkluges Gesetz, welches aus Goeze's Vorschlag hervorgegangen. Indeß es wäre auch unchristlich, d. h. es stritte mit dem Geiste des Christenthums. Denn die letzte Absicht des Christenthums ist „nicht nur unsre Seligkeit, sondern Seligkeit vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendigkeit ist, in welcher unsere Seligkeit am Ende ganz besteht." Wie zuwider ist also Goeze's Einfall dem Christenthum! Die Namenchristen will er berücksichtigen, schonen, daß der große Haufe sich nicht ärgere. Wer aber, ehe er zu handeln, zu schreiben beginnt, erst untersuchen zu müssen glaubt, ob er hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewicht in die Hände spielt, der soll es lieber ganz lassen. „Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, zu leben aufhöre.

Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod, bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung oder lieber Tod und Bewegung?" —

Wohl hatte Goeze Einwürfe gegen die Religion erlaubt. „Verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben," hatte er gesagt, „bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen." Lessing beleuchtet die drei Adjektive: verständig, gesetzt und bescheiden. Und welches Resultat gewinnt er? —

„O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumph zurück! Es ist indeß mit seiner Erlaubniß Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht; denn er verklausulirt sie von allen Seiten so streng, und daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß."

Aus solchen Anschauungen heraus erwuchs auch die Goeze'sche Beschuldigung, daß der Ungenannte die Apostel auf gemeine und straffällige Weise gelästert habe. Und doch bietet Lessing ihm Trotz, eine einzige Stelle aufzuweisen, wo der Ungenannte die Apostel

mit Ehrentiteln bedient, wie sie der Herr Hauptpastor um sich wirft. „Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne." —

Nicht einmal hat der Fragmentist von den Aposteln positiv etwas behauptet, was sie der Beschuldigung als Lügner rc. aussetzen könne. „Herr Goeze," ruft Lessing am Schluß des fünften Aufsatzes, „weiß sehr gut, daß mein Ungenannter nur behauptet, daß die Apostel es gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und predigt, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrüger und Bösewichter lästert. — Das klingt, das thut Wirkung! Vielleicht aber auch nicht! Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los." —

Somit hatte Lessing also erwiesen, daß Goeze's Befürchtungen ebenso ungerecht wie seine Vorschläge unberechtigt waren, daß die Kirche nicht einmal das Recht müsse haben wollen, Schriften, die gegen sie geschrieben worden, zu unterdrücken, es sei denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber, er verwies auch darauf, daß zu allen Zeiten solche Gegenschriften erschienen, und führte zur Bekräftigung seiner Behauptung die einzelnen Schriften auf.

Aber Goeze hatte ihm noch einen zweiten Punkt zur Last gelegt, das eigentliche Hauptverbrechen: daß der Herausgeber der „Fragmente" zugleich die „Advokatur" derselben übernommen habe. Lessing hatte allerdings nicht nur längst gesagt, nein erwiesen, daß er dem Ungenannten durchaus nicht immer Recht gebe. Er hatte nicht nur einige Ansichten desselben zu Gunsten des Dogma bestritten, er hatte nie zuvor irgend etwas veröffentlicht, was ihn hätte in den Verdacht bringen können, daß er ein Feind der Religion sei. Im Gegentheil, er hatte manchen Aufsatz geschrieben, in dem er die christlich-lutherisch-orthodoxe Religion vertheidigt, und Goeze hatte ihm seinen Beifall damals auch nicht vorenthalten.

„Wie," fragt er seinen heftigen Gegner, „erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens

in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen sein, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme?"

Was aber wollte Goeze sagen, wenn Lessing nun das Vorwort des Ungenannten herausgab, in dem zu lesen stand, daß dieser die Schrift schon lange Jahre nur für sich verfaßt, daß es nicht seine Absicht gewesen dieselbe zu veröffentlichen.

„Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken sie durch fremde Einsichten irre machen zu wollen."

Aber gleichwohl, daß der Ungenannte das Manuskript hatte liegen lassen, war immerhin schlimm genug. Die Verständigen konnten es nun doch lesen. „Oder meinen Sie, Herr Pastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in dem allein die Geistlichkeit zu leiten versteht? Meinen Sie?" —

Auf diese scharfen Entgegnungen erhob Goeze die Klage, daß Lessing eine unfeine Art zu streiten habe, daß er seinen Ungenannten mit unverdienten Lob-

sprüchen ans Licht gezogen, und daß er alle seine Gegner mit unverdientem Spott abgewiesen habe. Diese neuen Beschuldigungen verdienten eine ernste Behandlung. Er hatte allerdings das Werk ein freimüthiges, ernsthaftes, gründliches und gelehrtes genannt, aber die Wahrheit der darin abgehandelten Materie folgte noch keineswegs daraus, und nicht die Empfehlung des Verfassers als eines Mannes, auf den man sich in allen Stücken verlassen könnte. Ebenso verwahrt er sich gegen die Vermuthung, daß er den Verfasser persönlich oder näher gekannt habe. Er sollte, wie Goeze gesagt hatte, gedroht haben den Namen des Ungenannten nennen zu wollen? „Ich habe nur gewarnet dem Ungenannten nicht gar zu schülerhaft und bubenmäßig zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich lieset." —

Was aber lag denn an dem Namen! Welche elende Neugier danach! nach ein paar Buchstaben so oder so geordnet! Er nutzt oft nicht allein nichts, er schadet öfter durch Vorurtheile, die eine freie Prüfung verkürzen.

Da aber alle Vertheidiger eines schiefen Handels immer auf denselben Fall zurückkommen, so hatte auch Lessing sich immer wieder gegen dieselbe Anklage zu wehren, daß er den Ungenannten in Schutz nehme, ihm sozusagen durch dick und dünn folge. Und doch forderte er nur, daß man seinen Fragmentisten nicht so stürmisch niederschreien, nicht so rücksichtslos und ungerecht verdammen solle. Hierzu aber hielt er sich um so mehr gebunden, als er aus eigenem Antrieb und Entschluß nur abgerissene Bruchstücke von einem zusammenhängenden Werk veröffentlicht hatte. Warum nur hielt man diese Bruchstücke einer so viel größeren Aufmerksamkeit für werth als so viele andere Fragmente?

Er gab daher an dieser Stelle einen weiteren Grund an, warum er das Werk veröffentlichte. „Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht lange unter einem Dache leben wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hatte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann Niemand sein, als das Publikum.“

Aber das Publikum hat ihm bis zum heutigen

Tage keine einzige befriedigende Antwort gegeben. Goeze hat er eigentlich nie zu den Kontroversisten des Ungenannten gerechnet, da derselbe ihn nicht in einem einzigen Punkte widerlegt, sondern nur den Herausgeber beleidigt hat.

Der Sohn des Ungenannten Dr. J. Reimarus begann inzwischen über die Streitigkeiten, welche durch die „Fragmente" heraufbeschworen waren, unruhig zu werden. Der Name seines Vaters war einige Male mit genannt worden, und er fürchtete, daß die Autorschaft desselben bekannt werden würde.

Lessing beruhigte ihn über seine Vermuthung, daß wohl gar durch ihn der Name des Verfassers ausgesprochen sei. „Wer da sagt, daß ich Ihren Herrn Vater für den Verfasser aus meinem Kopf und nicht aus fremder Vermuthung ausgegeben habe, der sagt es als ein Schurke. Diesen Trumpf will ich öffentlich darauf setzen, wenn sie es haben wollen. Indeß will ich doch, bei erster Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfasser nicht allein überhaupt sagen, sondern mich auch wegen Ihres Vaters so erklären, daß man es gewiß künftig soll bleiben lassen, sich desfalls auf mich zu berufen. Diese Gelegenheit wird sich auch sehr bald finden, indem ich

noch ein Fragment; und zwar das letzte eben jetzt drucken lasse."

Und dieses letzte, kühnste der Fragmente veröffentlichte Lessing, als der Streit am heftigsten wogte. Es heißt: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger." Er veröffentlichte es ohne begleitende Noten. Der Charakter Christi, den selbst die Deisten verehrten, trat in diesem Aufsatz, und zwar zum ersten Mal ausgesprochen dargestellt, als der eines politisch-religiösen Schwärmers und Verschwörers auf und seine Jünger wurden hingestellt als die Urheber eines vorher ausgedachten Komplottes, das die Welt täuschen sollte.

Lessing hielt es für nöthig dasselbe zu veröffentlichen, damit die Gegner des Ungenannten doch recht verständen, wohin dieser ziele, damit sie ihn an der rechten Seite angreifen könnten, und nicht nur durch Seitenhiebe beunruhigten.

Das Fragment erregte einen wahren Sturm, und es ergoß sich eine Fluth von Schmähungen über den Verfasser wie den Herausgeber. Goeze selbst wendete sich, wie Elise Reimarus berichtet, an den kaiserlichen Gesandten, um zu bewirken, daß Lessing die Censurfreiheit entzogen werde. Ob nun infolge dessen oder nicht, Lessing empfing im Juli 1778 eine Ordre, nach welcher ihm das fernere Schreiben untersagt wurde. Zugleich wurden das

letzte Fragment nebst Vorwort und die Anti-Goeze-Aufsätze konfiscirt. Als Grund gab man an, daß die Ausnahme, welche man mit Lessing in Betreff der Druckfreiheit gemacht, ihm nur unter der Bedingung gegeben sei, daß er nichts gegen Religion und Moral schreibe. Er rechtfertigte sich bezüglich dieses Punktes. Er sagte, daß er die Klausel so verstanden: er solle nichts unter seinem eigenen Namen oder aus seiner Feder drucken lassen, was dogmatisch gegen die Religion verstoße, und hiergegen hatte er seiner Ansicht nach nicht gefehlt. Ein anderes war, wie er meinte, die Meinung Anderer verbreiten, indem er damit nur eine Gelegenheit bieten wollte, dieselben zu widerlegen, und damit den Vorwurf von unserm Glauben abzuwälzen, daß er alles, was gegen ihn gesagt werden könne, unterdrücke. Sollte er nicht herausgeben dürfen, was ihm gut dünkte, so wollte er lieber die „Beiträge" insgesammt aufgeben; die Beschränkung in diesem Sinne verstieß gegen die Grundsätze des Christenthums. So hatte der regierende Herzog es nicht gewollt. Er hatte zudem den Fragmenten selbst eine Abweisung beigegeben, welche von würdigen Lutherischen Geistlichen mehr gelobt, gepriesen war, als er bescheidenerweise wiederholen durfte. Dennoch wollte er gehorchen und nichts mehr von den Fragmenten drucken lassen, bis das Be-

treffende von einer herzoglichen Kommission geprüft sei, aber er hoffte, daß er den „Anti-Goeze" fortsetzen dürfe, da er in diesem Augenblicke der Angegriffene sei, angegriffen in einer Art, daß Alles, das Bitterste, was er gegen Goeze geschrieben, ein Kompliment zu nennen sei im Vergleich zu dem, was der Hauptpastor ihm zugeschleudert. Der ganze Streit drehte sich zuletzt gar nicht mehr um die christliche Religion.

Man nahm von dieser Rechtfertigung keine Notiz, und Lessing empfing die wiederholte Weisung das Manuskript der Fragmente unveröffentlicht zu lassen. Er gehorchte, und da der Erbprinz einige Bogen in Händen hatte, so sagte er, daß das Werk unglücklicherweise nicht vollständig sei, da, wie er bedeutungsvoll hinzusetzte, sein Exemplar nur eins von vielen ausgedehnteren sei. In seiner Vermuthung, daß der Herzog nichts von den gegen ihn getroffenen Maßregeln wisse, hatte er sich nicht geirrt; obgleich der Revers des Fürsten lithographirte Unterschrift trug, war er nicht von ihm ausgegangen. Der Herzog befand sich jetzt in dem letzten Stadium schwächsten Greisenalters, der Prinz war bei der deutschen Armee, einer der Minister, von Pram, welcher einen alten Groll auf Lessing hegte, hatte die Gelegenheit bereitwilligst ergriffen, um seinem Rachegefühl Luft zu machen. Doch scheint es, daß er

durch das Mittel, welches er wählte, Lessing die größte Wohlthat erwies, die er ihm überhaupt erzeigen konnte.

„Die Konfiskation," schrieb er selbst an Ebert, „belustigt mich herzlich. An mir soll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon sein, wer da will!"

Seine Freunde in Hamburg wie in Berlin beunruhigten sich sehr über die Vorgänge. Mendelssohn sah in diesem Geschrei seine schlimmsten Befürchtungen in Betreff des Streites mit der Geistlichkeit erfüllt. Lessing hatte seine Mühe die Freunde zu trösten. „Ich habe meine Ursachen, warum ich die Konfiskation des neuen Fragmentes gern geschehen lasse." Nur daß seine eigenen Schriften mit konfiscirt waren, wollte er sich nicht gefallen lassen. Darum wollte er kämpfen, und sollte er selbst seine Entlassung nehmen. Aber er hatte guten Muth, fürchtete weder das Corpus evangelicorum noch den Reichshofrath. „Denn ich habe ein sicheres Mittel sie zu theilen und unter sich uneins zu machen; so wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehrsten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so verstellen, daß in der Verdammung, welche die Lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller

Papisten liegt, welche die Religion ebenso wenig auf die Schrift und auf die Schrift allein wollen gegründet wissen, als ich."

Auch an Elise Reimarus schrieb er in solchem Sinne. Er versicherte auch ihr, daß er die Sache bis zu Ende führen werde, daß er sogar hoffe, die meisten Theologen auf seiner Seite zu sehen, „um mit Verlust eines Fittichs noch einen Rumpf zu retten." Er verspricht der Freundin aber auch, keinen unüberlegten Schritt zu thun, wenn es auch nur wäre, um sich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die ihm zur Fortsetzung seines Streites unentbehrlich werden möchte.

Die Konfiskation der Schriften war von den in solchen Fällen üblichen Folgen begleitet, daß nämlich die „Fragmente" sowie auch Lessings Aufsätze nachgedruckt und in weitesten Kreisen, ja von Menschen gelesen wurden, welche sich sonst nicht um Theologie bekümmerten. In Sachsen, Lessings Vaterlande, war es bei Geldstrafe verboten, den „Anti-Goeze" zu lesen oder zu verkaufen, und von dem Braunschweigischen Ministerium ging ihm das wiederholte Verbot zu irgend etwas drucken zu lassen, was die Religion angehe. Trotzdem aber veröffentlichte er einen weiteren Aufsatz unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn

Hauptpastor Goeze in Hamburg", den er in Berlin drucken ließ, auf dessen Titelblatt jedoch Wolfenbüttel stand. Das Ministerium benachrichtigte er von dem Schritt, um nach dieser Seite hin Klarheit zu schaffen. Er hatte vor mit dem Aufsatz eine neue Reihe von Streitschriften zu eröffnen, im Fall Goeze sich nämlich nicht zur Ruhe geben konnte. „Es wird auf Goezen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden," schrieb er seinem Bruder. „Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweise lassen sich Folianten zusammen schreiben." Lessings Verhalten der Behörde gegenüber ist in diesem Fall charakteristisch wie sein ganzes Handeln und Leben. So kühn und rücksichtslos, ohne Bedenken auf sich und seine Sendung konnte nur er handeln, so eifrig konnte nur er für sein angefangenes Werk eintreten.

Lessings gedrängte und treffende Antwort an Goeze erwies sich dem formalen Princip der protestantischen Kirche gegenüber ebenso umstürzend wie die Thesen, welche Luther einstmals der römischen entgegenstellte. Strauß hat ganz richtig bemerkt, daß er die Achillesferse des protestantischen Lehrgebäudes getroffen und die Möglichkeit einer Vereinigung mit der römischen Kirche hingestellt habe. Die Behauptung Goeze's und seiner Schule, daß die Bibel die einzige Grund-

lage der christlichen Religion sei, ohne die sie sich gar nicht beweisen lasse, ohne die sie nicht habe verbreitet werden, nie habe bestehen können, richtet sich direkt gegen die katholische Kirche. Es war in der That keine Kriegslist mehr, wenn Lessing seine Sache als die der Majorität unter den Anhängern des Christenthums hinstellte.

Goeze hatte in seiner Schrift „Lessings Schwächen" geäußert, daß er auf den Punkt, über welchen er mit Lessing streite — „ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre" — sich sofort weiter gehörig einlassen wolle, sobald Lessing eine bestimmte Erklärung würde gegeben haben, „was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe".

Damit glaubte er Lessing in die Enge getrieben zu haben, denn er fügte höhnisch hinzu, daß dieser den Streit wohl nie würde angefangen haben, wenn er abgesehen habe, wohin derselbe nun führte, und daß er jetzt die wahren Gedanken seines Herzens werde kund thun müssen. Goeze war in der That mit Blindheit geschlagen, daß er die bedeutsame Ueberlegenheit seines Gegners nicht erkannte. Dieser stellte sich ganz auf den historischen Standpunkt und erklärte, daß er unter

christlicher Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien.

In zwanzig gedrängten Thesen erklärt er das Wesen der regula fidei, den Inbegriff der Glaubensbekenntnisse bei den ältesten Vätern und bewies, daß diese waren, ehe ein einziges Buch des Neuen Testaments existirte, sodaß daher die regula fidei und nicht das Neue Testament der Fels ist, worauf die Kirche sich gründet. Die Schriften des Neuen Testamentes, sowie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen und diejenigen Stücke, welche sie daraus kannten, haben bei ihnen nur in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei Einigen nach Luthers Zeit stehen; sie wurden vielmehr als Kommentare und Homilien verwendet. Der Werth der Apostolischen Schriften bestand nur in ihrer größeren oder geringeren Uebereinstimmung mit der regula fidei; aber sie waren nicht die Quelle der letzteren, sondern nur die Belege. Nie forderten die Verfasser der heiligen Schriften, daß ihre Worte in so sklavischer und abergläubischer Verehrung gehalten werden sollten.

In dieser Weise näherte sich Lessing dem katholischen Standpunkt, daß die Kirche die Schrift autorisirt und nicht die Schrift die Kirche. Durch seine Studien

der Kirchenväter, welche er in Breslau betrieben hatte, war er in den Stand gesetzt, sich mit den in diesem Fache Gelehrtesten in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste konnte nicht mehr wissen, als er. Er dachte, daß Goeze ihm die Gelegenheit verschaffen werde, sich des Näheren und eingehend über sein System und die Unschädlichkeit desselben einzulassen. „Um ihm dazu so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich," sagt er am Schluß des Bogens, „aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will." —

So war der Kampf bis zu den äußersten Konsequenzen getrieben, und er mußte um so mehr vorwärts, als er sein ganzes geistiges Leben und Sein darauf koncentrirt hatte, um sein äußeres vom Schicksal hart bedrängtes Dasein zu vergessen.

Das Braunschweigische Ministerium verurtheilte seinen Schritt und verbot ihm noch einmal, weder in- noch außerhalb des Landes irgend etwas ohne Erlaubniß drucken zu lassen. Lessing würdigte das Verbot keiner Berücksichtigung. Elise Reimarus hatte ihm Goeze's jüngste Schrift gesandt, die, wie Lessing selbst zugestand, ein wenig stark war, sodaß er keiner

Zeit bedurfte zu dem Entschluß, dieselbe sogleich zu beantworten. Er schreibt seiner Freundin, daß er ihr das Mannskript selbst mitbringen werde, indem Geschäftsangelegenheiten für seine Stiefkinder ihn zu einer Reise nach Hamburg nöthigten. Und wenn auch, fügt er hinzu, die Angelegenheit, welche ihn nach der Elbstadt führte, nicht von angenehmer Natur sei, so wisse er, wo er einige freundliche und wohlthuende Stunden verbringen könne, obgleich er die Besorgniß hegt, daß er seine Besuche mehr in Rücksicht auf Klugheit denn nach Neigung werde einrichten müssen.

Mitte September ging er nach Hamburg, und der alte Herzog hatte seinem „lieben Lessing" Urlaub für vierzehn Tage gegeben, der sich auf sechs Wochen ausdehnte, weil seine Stieftochter Amalie, die ihn begleitet hatte, gefährlich erkrankte. Elise Reimarus erwartete ihn mit großer Spannung, da man ihn seit Veröffentlichung der Fragmente als den bösen Feind ansah und beurtheilte. Zu ihrer Ueberraschung und Erleichterung fand sie den alten, liebenswürdigen Freund in ihm, seine Persönlichkeit überwand alle Voreingenommenheit. Ueberall nahm man ihn warm und herzlich auf, nicht am wenigsten in dem Reimarusschen Kreis oder der „Gemeinde", wie sie sich selbst nannten; eine Thatsache, die, wie Elise Reimarus bemerkt, Goeze

fatal berühren mußte. Hier in Hamburg ließ Lessing „eine zweite nothwendige Antwort auf Goeze's Angriff" drucken, die er „Erste Folge" nannte, da er einen zweiten „Anti-Goeze" beabsichtigte. Zu dem grenzenlosen Erstaunen von Freund und Feind, schwieg Goeze auf diese Schrift gänzlich. Nicht eine Zeile, nicht ein Wort der Erwiederung. Der wahre Grund war, daß Goeze jetzt, wo Lessing die Kampfweise geändert hatte, wo er nicht mehr launige und pikante Ausfälle machte, sondern sich auf seine große und tiefe Gelehrsamkeit stützte und kritisch verfuhr, nicht mehr zu folgen vermochte.

Goeze hatte entgegnet, daß Lessings Ansicht, die Bibel sei nicht die einzige Grundlage des Christenthums, viel zu abgeschmackt sei, um einen Gegenbeweis zu verdienen. Er hatte ein Wort des Irenäus angeführt, um seinen Gegner damit zu schlagen. Aber er hatte auf seine eigene Gefahr hin die Stelle falsch ausgezogen — ja er hatte sie ganz aus dem Zusammenhang gerissen. Seine Behauptung, daß es unnöthig sei, seine Stellung in Bezug auf die Bibel klar zu legen, wurde ihm von Lessing und dem Publikum natürlich als ein Geständniß des Unvermögens ausgelegt. Inzwischen wies Lessing Goeze's zweite Behauptung entschieden zurück, daß alle Lehrer des Christenthums ohne Unterschied

der Sekten die Bibel als die einzige Quelle hinstellten, woraus das Christenthum zu schöpfen sei. —

Er erwartete eine Antwort, er faßte seine Entgegnung in einem Stil ab, der den Empfänger reizen mußte, — Goeze blieb gänzlich stumm. Auch das Ministerium beachtete nicht, daß Lessing gegen das wiederholte Verbot gehandelt. Vielleicht sahen die Herren doch noch rechtzeitig ein, daß sie zu weit gegangen, weiter als der abwesende Prinz gebilligt haben würde. Denn obgleich dieser dergleichen Polemik nicht liebte und den Wunsch geäußert hatte, daß Lessing wenigstens sein letztes Fragment in lateinischer Sprache veröffentlicht haben möchte, auf daß es nicht so unter der Menge verbreitet worden wäre, so war er doch ein zu wahrer Freund der Aufklärung, zu freidenkend, um nicht der freien Forschung und der Wahrheit in seinem Lande eine Freistatt bieten zu wollen. Selbst die konfiscirten „Beiträge" wurden wieder freigegeben. — Lessing konnte diesen plötzlichen Abbruch nicht begreifen; er vermißte den lebhaften Wechsel von Abhandlungen, der ihn zerstreut und oft sogar erheitert hatte. „Goeze, hat man mir gesagt," schrieb er seiner Freundin Elise Reimarus, „sei krank und müsse alle Tage zwei Stunden reiten, welches gerade die zwei Stunden wären, die er sonst zu meiner Widerlegung bestimmt gehabt hätte. Wenn das ist, so will ich

noch heute anfangen, um seine Genesung herzlich zu beten."

War es nun aber, daß solch ein Ketzer wie Lessing keiner Antwort werth war, oder sonst ein tiefer unbekannter Grund, Goeze rührte sich nie wieder und der heftige Kampf, der die Welt ein Jahr in Aufregung erhalten, war für alle Zeit beendet.

Aus diesem für Lessings Arbeiten auf dem Gebiet der Theologie so wichtigen Jahre existirt nun auch noch eine kleinere Schrift, die er „Neue Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtschreiber" nennt, und die der Anfang, der Entwurf eines Werkes waren, an dem er seit vielen Jahren gearbeitet hatte.

Der Aufsatz besteht aus 68 Paragraphen und handelt über die Entstehung der Bibel. Knapp und gedrängt wie er abgefaßt ist, entwickelt er in fließendem Stil und mit großer Klarheit des Verfassers Ansichten. Die ersten Anhänger Christi, beginnt er, waren Juden und hörten nicht auf als solche zu leben. Sie wurden von den anderen Juden Nazarener genannt, ein Name, der, obgleich er ihnen in verächtlichem Sinn gegeben, sie doch ein Ehrenname dünkte. Sie behielten ihn daher noch, als der Name Christen in Antiochia aufgekommen und allgemein geworden war. Diese Nazarener hatten nun, wie Lessing ohne Gefahr annimmt, sehr bald nach

Christi Tode eine geschriebene Sammlung von Nachrichten gehabt über Christi Leben und Lehren, erwachsen aus mündlichen Erzählungen der Apostel und aller Personen, die mit Christus in Verbindung gestanden.

Eine Sammlung gering und unscheinbar, die aussah, wie derartige Sammlungen immer aussehen. Bei jeder Abschrift indessen wuchs sie durch Nachrichten glaubwürdiger Leute, die mit Christus gelebt hatten. Dieses so entstandene Evangelium nennt Lessing nach seinem Ursprung das Evangelium der Apostel. Berücksichtigt er die Gemeinde, für welche es geschrieben, so nennt er es Evangelium der Nazarener, denkt er an die, welche sich nicht so nannten und es doch benutzten, so nennt er es Evangelium der Hebräer.

Soweit scheint alles 'Hypothese, aber ganz ohne historische Begründung ist es nicht. Es findet sich nämlich ein Zeugniß, daß die Nazarener des vierten Jahrhunderts eine solche Sammlung von Nachrichten Christum und Christi Lehre betreffend wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigenthümliches chaldäisch-syrisches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel, bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkam.

Von diesem Werke haben die gelehrtesten und scharf-

sichtigsten Kirchenväter immer mit einer Art Achtung gesprochen als einem alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apostel geschriebenen Werke. Hieronymus hat dasselbe zur Erläuterung des griechischen Textes der vorhandenen Evangelisten gebraucht; er hat es sogar in zwei verschiedene Sprachen zu übersetzen für werth gehalten.

War nun das Evangelium der Nazarener keine später untergeschobene Mißgeburt, so war es auch älter als alle unsere vier Evangelien, deren das erste wenigstens dreißig Jahre nach Christi Tode geschrieben worden. Erst als das Christenthum auch unter den Heiden verbreitet ward und Viele also das hebräische Evangelium nicht verstanden, die doch gern über Christum Nachrichten einziehen wollten, wurde das Evangelium der Nazarener in das Griechische, die Sprache der damaligen gebildeten Welt, übersetzt. Den ersten Auszug machte Matthäus. Diese Vermuthung mußte man kühnlich unter den historischen Wahrheiten anführen. Nicht nur, daß Alles, was von Matthäus bekannt, damit übereinstimmt, es wird auch manches Räthsel damit erklärt. So z. B., daß dieser Apostel, der Griechisch verstand, sein Evangelium hebräisch geschrieben habe. Das Original, von dem er seine Aufzeichnung abnahm, war hebräisch, und dies verwechselte man und dies lag um so näher, als er vielleicht an dem Original selbst

Theil gehabt und ja Hebräisch verstand. Da aber nun Matthäus als bloßer Uebersetzer Vieles zurück ließ, was er nicht als untrüglich ansah, da ferner sein Evangelium sich das kanonische Ansehen erst durch Prüfung und Vergleichung erwerben konnte und mußte, so war es natürlich, daß Andere dieselbe Quelle wie er benutzten und somit mehrere griechische Lesarten entstanden. Die hauptsächlichsten waren die Evangelien des Markus und des Lukas. Offenbar ist dabei, daß Markus durchaus nicht der Epitomator des Matthäus ist, er schöpfte nur aus der gleichen Urkunde, aber vielleicht besaß er ein weniger vollständiges Exemplar. Kurz, Matthäus, Markus, Lukas sind nichts als verschiedene und doch nicht verschiedene Uebersetzungen der sogenannten hebräischen Urkunde. Und Johannes? Auch er wird jene Urkunde gekannt haben, aber er hat sie nicht genutzt, und sein Evangelium macht eine Klasse für sich aus. Man darf es nur lesen, um zu erkennen, daß Johannes ein ganz anderes Evangelium hat schreiben wollen. Er schrieb sein Werk einmal um die von den anderen Evangelisten gegebenen Nachrichten zu ergänzen, zweitens aber und zwar vornehmlich um eine ganz andere Idee von Christus zu geben. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Konsistenz, nur seinem Evangelium haben wir es zu danken, wenn die christliche

Religion in dieser Konsistenz aller Anfälle ungeachtet noch fortdauert und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt; die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist ewig.

Schon in den ältesten Zeiten wurde es erkannt, daß wir in Matthäus und den beiden anderen Evangelisten das Evangelium des Fleisches, in Johannes aber das des Geistes haben. Wie kam es nun, daß unter den vielen aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien gerade außer dem Matthäus nur noch Markus und Lukas beibehalten wurden? Markus und Lukas füllten in vielen Stücken gleichsam die Kluft aus, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt; der eine war ein Schüler des Petrus, der andere ein Schüler des Paulus gewesen. Dies ist Lessings Meinung darüber, warum die vier Evangelisten beibehalten und zwar in allen alten Abschriften auch so und nicht anders geordnet sind. Denn daß sie eben der Ordnung der Zeit nach auf einander geschrieben haben sollten, ist unerwiesen.

Die hohe Bedentsamkeit dieses kritischen Werkes liegt auf der Hand. Die Idee von der Unantastbarkeit der Bibel als von dem heiligen Geiste eingegeben wird stark erschüttert, Lessing bahnte damit die historisch

kritische Forschung an, wie sie David Strauß tief eingehend weiter trieb, deren Resultate er in seinem „Leben Jesu“ der Oeffentlichkeit übergab. Unsere Zeit verdankt also auch hier dem großen Bahnbrecher die Aussaat zu einer Frucht, die sich für uns ausreift. —

Neunzehntes Kapitel.

Nathan der Weise.

„Der Jude sagt: ‚Der Christ glaubt nichts.‘ ‚Nichts glaubt der Jude‘, sagt der Christ. Und doch lesen Beide dieselbe Schrift. Wenn du dich nicht zu ihrer Religion bekennest, wirst du keinem von beiden genügen, weder dem Christen noch dem Juden.

„Sage zu ihnen: Gottes Gebote sind die rechten . . . . Wollet ihr mit uns über Gott streiten? Er ist euer Gott und unser Gott. Wir haben unsere Werke und ihr habet die euren und Ihm sind wir Beide gleich ergeben.“

Al Koran.

Lessing hat einmal geäußert, daß eine ärgerliche Erregung ihn gesund erhalte, und so schien auch dies Mal der Streit mit den Theologen seine geistigen Kräfte zu beleben und zu stärken. Seit dem Tode seiner Gattin hatte er sich in Vielem bedeutsam geändert, er hatte sich nach und nach fast ganz von allem gesellschaftlichen Verkehr los gemacht und zurückgezogen, seine früheren häufigen Ausflüge nach Braunschweig hatte er fast gänzlich eingestellt. Körperlich litt er häufig an einer seiner Natur sonst fremden, nie zuvor em=

pfundenen Schwerfälligkeit und Arbeitsuntüchtigkeit. Es überfiel ihn häufig eine unbezwingliche Müdigkeit und er konnte mitten unter Lärm und Lachen plötzlich einschlafen um dann eben so plötzlich mit der Frage: „Was giebts?“ emporzuschrecken. War er dann ganz wach, so nahm er die abgebrochene Unterhaltung mit ungeschwächter, geistiger Frische wieder auf. Sein Leben war sehr arbeitsreich; er gab sich mit gewissenhaftester Umsicht der Sorge für seine Stiefkinder hin, ja er brachte die schwersten Opfer, nur damit kein Schatten von Verdacht auf ihn fiel, daß er von dem Ihrigen lebe. Von sich und seinem Fühlen, von dem was ihm am tiefsten bewegte, sprach er noch weniger denn sonst.

Wenn seine Beschäftigungen auf der Bibliothek seine Anwesenheit nicht erforderten, so zog er sich mit seinen schriftstellerischen Arbeiten in das Zimmer zurück, wo seine Frau ihre letzten Stunden verlebt, da saß er dann allein, nur seine Lieblingskatze lag neben ihm.

Die Einzige, zu der er sich in herzlicher Freundschaft hingezogen fühlte, war Elise Reimarus. Sie sah ihn mit stiller Sorge in Hamburg, und sein angegriffener Gesundheitszustand entging dem scharfen Blick der Freundin nicht. Indessen übte der Verkehr mit verwandten Geistern in Hamburg einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus, und er kehrte nach Wolfenbüttel

zurück, entschlossen seinen Feinden keinen Frieden zu geben, sondern ihnen, da sie einem offnen Angriff nicht standen, in die Flanken zu fallen.

„Ich werde versuchen, ob sie mich ungehindert von meiner alten Kanzel, der Bühne predigen lassen," sagte er zu Elise Reimarus, mit der er über den Plan eines Drama verhandelte, worin er den Theologen einen ärgeren Streich spielen wollte als mit zehn „Fragmenten". Die Idee war nicht neu. Schon in Wittenberg hatte er daran gedacht, denn seine Studien des Cardanus führten ihn darauf, die betreffenden Ansprüche der verschiedenen Glaubensbekenntnisse gegen einander abzuwägen. Damals legte er den Entwurf unausgeführt bei Seite. Seine letzte Antwort an Goeze, durch welche er dem ausdrücklichen Befehl von oben so gänzlich zuwider handelte, ließ ihn fürchten, daß solcher Ungehorsam seine Entlassung nach sich ziehen könnte. Er würde dadurch dann natürlich in die äußerste Geldverlegenheit gebracht worden sein, und er wünschte auf alle Fälle und Möglichkeiten vorbereitet dazustehen. Da hatte er in einer Nacht, als er schlaflos lag, einen Einfall, wie er es nannte, und zwar den, jenen alten Entwurf wieder aufzunehmen und auszuarbeiten. Er theilte die Absicht seinem Bruder Karl mit, erwähnte, daß der Hauptgedanke des Stückes eine Aehnlichkeit mit seinem

gegenwärtigen Streit haben werde, eine Aehnlichkeit, von der er sich nicht habe träumen lassen, als er den Plan einmal entworfen habe. Wenn er und Mendelssohn das Stück billigten, so wolle er es auf Subskription drucken lassen. Er wünsche nicht, daß die Natur und der Inhalt des Drama zu früh bekannt werde, aber wenn sie es gerne erfahren möchten, so dürften sie nur die Geschichte des Juden Melchisedek in dem „Decamerone" des Boccaccio nachschlagen.

Karl billigte den Plan sehr, er erwartete gleich allen Freunden eine humoristische Satire auf die Geistlichkeit. Doch belehrte ihn Lessing, daß er sich darin entschieden irre, da sein Stück alles andere als satirisch werden würde, daß es vielmehr ein so rührendes Stück werde, als er nur immer gemacht habe. Es habe, fährt er fort, nichts mit den Schwarzröcken zu thun, auch sei er nicht gewillt, dem Drama von vorn herein den Weg zur Bühne „zu verhauen", obgleich wohl hundert Jahre vergehen möchten, bis es sich einen Platz dort gesichert haben werde.

„Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch sich öffentlich dawider zu erklären werden sie fein bleiben lassen." Er war durchaus nicht gesonnen, seine Scharmützel mit Goeze und Konsorten als abgemacht anzusehen,

dies Drama bedeutete nur ein Zwischenspiel um Zeit zu gewinnen und neue Kräfte zu sammeln.

Um es rascher zu vollenden, beschloß Lessing es in fünffüßigen Jamben abzufassen, da ihm seine Prosa immer viel bedeutendere Mühe machte als Verse. Nur ein Hinderniß blieb noch zu beseitigen: Geld für seine Existenz. Er mußte wenigsten 300 Thaler haben, um seine Kräfte, seine Zeit und ungetheilte Aufmerksamkeit einer solchen Arbeit widmen zu können, wie es nothwendig war. Karl schlug vor, die Subskribenten im voraus zahlen zu lassen, aber Lessing konnte dem nicht beistimmen. „Denn wenn ich nun plötzlich stürbe? So bliebe ich vielleicht tausend Leuten einem jeden einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde." Viel annehmlicher fand er des Bruders zweiten Vorschlag, daß irgend ein Freund das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse. „Ich will gern alle Sicherheit geben; und wenn ich plötzlich stürbe, würde wohl noch so viel übrig sein."

Ein edler Jude aus Hamburg, Moses Wessely, erbot sich die Summe vorzustrecken, wenn Lessing, für den er eine große Vorliebe und die ungetheilteste Bewunderung hatte, ihm einen eigenhändig geschriebenen Brief zugehen lasse.

„Und wenn er den Brief nicht schreibt?" fragte

ihn Karl, der seinen Bruder kannte und wußte, daß man sich in dergleichen Dingen schlecht auf ihn verlassen konnte.

„Dann werde ich ihm das Geld dennoch schicken,“ „denn er muß den Empfang bescheinen,“ war die Antwort.

Aber die Summe half Lessing kaum über seine dringendsten Nothwendigkeiten hinweg; und er fürchtete, daß seine Dichtung doch unter dem Einflusse der pekuniären Sorgen leiden möchte. Seine Schwester hatte allerdings von des Bruders Kämpfen keine Ahnung, ihre Bitten um Geld waren nie abgerissen, und auch jetzt richtete sie eine Forderung an den Bedrängten. „Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergessen,“ schrieb er ihr, „sondern allezeit mit Wehmuth sehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßtest, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt habe; und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleid mit mir haben, als mir Vorwürfe machen. Nimm indeß mit beigehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir ehestens mehr zu schicken.“ Die Herzensgüte und Mittheilsamkeit verließ ihn selbst in eigener Armuth nicht.

Im Mai 1779 erschien der „Nathan“, „der Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen,“ wie seine kurze Selbstkritik lautete. Er sah

voraus, daß die Dichtung auf der Bühne keinen bedeutenden Erfolg haben werde, wenn sie überhaupt je darauf käme. Ihm genügte, wenn das Drama mit Interesse gelesen werden würde, und sich unter tausend Lesern einer fände, der dadurch zu der Ueberzeugung käme, daß sein besonderer Glaube nicht das Vorrecht der ausschließlichen Heiligkeit besitze. Er nannte das Stück ein dramatisches Gedicht, nicht ein Drama, und er gab ihm diese Benennung, weil dem Gesetz des Aristoteles zuwider, die bewegende Kraft des Stückes nicht in einer That besteht, sondern in einem Gedanken. Indessen wollte er es nie anders angesehen wissen, denn als ein poetisches Drama, seine gesunde kritische Natur verwarf die Annahme, daß ein Drama für etwas anderes als scenische Darstellung geeignet sein könnte. Sogenannten Stubendramen räumte er in seinem ästhetischen Gebiete keine Stelle ein, und obschon er nicht daran glaubte, daß sein Stück sich einen Platz auf der Bühne erobern werde, so verfaßte er es dennoch mit aller Rücksicht auf die dramatischen Anforderungen. Er vergaß es nie, daß ein Drama nur den Gesetzen der Darstellung unterworfen sein darf. Wenn daher eines von seinen Stücken nicht gefallen oder das Publikum kalt gelassen hätte, so würde Lessing der Erste gewesen sein, der es verdammt hätte, und die von enthusiastischen Kritikern so oft vor=

gebrachte Entschuldigung, daß die besten und am fleißigsten ausgearbeiteten Meisterwerke zumeist den geringsten Erfolg ernten, eben weil ihre Vorzüge ihnen im Wege stehen, würde Lessing nur ein schlechtes Kompliment gedünkt haben.

„Nathan der Weise" ist gleichsam aus dem Streit mit Goeze herausgewachsen. Nach dem Wort, daß der, welcher eine Predigt schreibt, wohl auch zu einem Gedicht kommt, gab Lessing in dem „Nathan" seiner Stellung den positiven Glaubensbekenntnissen gegenüber Gestalt und Ausdruck, er bemerkt ganz besonders, daß die in dem Drama ausgedrückten Gefühle immer die seinigen gewesen seien und bleiben werden. Nathan ist Lessing selbst, nicht sein Freund Moses Mendelssohn, wie lange und oftmals fälschlich vermuthet worden. Denn selbst Mendelssohn mit seinem gelehrten und weit schauenden Liberalismus war noch nicht auf jener heitern Höhe angelangt, von wo die reinen Geister uns und Alles mit uns in dem Lichte der Ewigkeit schauen, indem sie doch so viel höher stehen als wir, hinauf gerückt nicht durch übernatürliche Mittel, sondern durch rein menschliche für uns Alle erreichbare Selbstbeherrschung, Entsagung und Liebe.

Gleich Shelley hielt auch Lessing dafür, daß der ideale Zweck der theatralischen Kunst darin liege, dem

Menschenherzen durch seine Zu- und Abneigungen einen scharfen und klugen Blick in das eigene Innere zu verschaffen, weil nur im Verhältniß zu solcher Selbsterkenntniß jeder Mensch weise, gerecht, duldsam und gütig ist. Der Entstehungskeim zum „Nathan" liegt in Lessings Wunsch, in der Nothwendigkeit eine zweite Darstellung seiner Anschauungen über das Wesen der Religionen zu geben. Die beste Religion ist die natürliche, diejenige welche die wenigsten konventionellen Zusätze hat, sodaß die Ausführung dieser Naturreligion am wenigsten beschränkt wird.

Das Stück will eine Hauptwahrheit entwickeln, Duldsamkeit in Sachen der Religion lehren. Aus diesem Grunde ist es noch heute gerade so neu als vor hundert Jahren, und es würde in der That in der Geschichte der Menschheit ein glücklicher Tag sein, wenn das Interesse an dem „Nathan" ein nur rein historisches geworden wäre, das heißt also wenn Fanatismus und Frömmelei in das Bereich der überwundenen Anschauungen gehörten. Jeder Freund der Aufklärung betet mit Rob. Burns, daß derselbe „einst kommen möge." Der „Nathan" ist ein mächtiger Mitarbeiter zur Erreichung dieses Zieles, er hat vielen geholfen, und wird noch ferner helfen, daß es ihnen offenbar werde, wie Unduldsamkeit oft aus Gedankenlosigkeit entspringt, daß in Wahrheit die ganze

Menschheit eine und dieselbe Religion hat, welche nur in der Form, dem Gewand des inneren Gehaltes, sich anders darstellt. Die Bhagavad-Gîta sagt: „Wenn dein Herz das Irrsal der Täuschung überwunden hat, wirst du es gewonnen haben: gegen die verschiedenen Glaubenslehren gleichgültig zu sein.“ Werthvoller noch sind die Worte des Kirchenvaters Augustinus. „Was heute christliche Religion genannt wird,“ sagte er, „hat schon unter den Alten existirt, sie lebte in der Menschheit von Anbeginn bis Christus ins Fleisch kam; nur daß man von dieser Zeit an die wahre Religion, welche schon war, Christenthum nannte.“ Dies ist der Stimmschlüssel zum „Nathan“. Es war ein feiner Zug, daß Lessing für die Vertreter seines Duldsamkeitsdogma einen Juden wählte, den Sohn des Volkes, das sich für das auserwählte, das sich abgeschlossen hielt von allen Nationen, ein Volk, das niemals Proselyten machte, weil es des Glaubens lebte, daß ein Jude nicht zum Juden gemacht, sondern geboren werde. Und Dank der politischen Ueberlegenheit der Christen, steht das stolzeste Volk gehetzt und verachtet wie es ist, als das unterdrückteste da. Es ist leicht duldsam sein, wenn unsere Religion die herrschende ist, weniger leicht, wenn die Duldsamkeit aus dem Sieg über die Neigung entspringt, aus dem Kampf, worauf nach Kant sich alle Ethik gründet. Das

natürliche Gefühl des Unterdrückten ist ein Rachegefühl; jenes Gefühl, das im Shylock vollen Ausdruck findet. Shylock und Nathan, diese beiden Söhne des israelitischen Volkes, können als die beiden entgegengesetzten Pole angesehen werden. In Shylock geht der Mensch in dem Juden auf, er ist taub gegen die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit, in Nathan dagegen verwischt die bis zu gänzlichem Vergessen gesteigerte selbstloseste Nächstenliebe jeden Unterschied der Racen.

Nathan ist eine Verkörperung reiffster und ausgebildeter Herzensgüte, eine Vollkommenheit, die er durch rein geistiges Wissen erreicht und in der Schule der Sorge erlangt hat. Die Christen haben ihm nicht nur als Juden Unrecht gethan, sie haben in ihrem Fanatismus sein Weib und seine sieben Kinder gemordet, so daß selbst ein Nathan sich in seinem innersten Wesen gebrochen fühlte und drei Tage und drei Nächte in Staub und Asche vor Gott lag, zürnte, tobte und sich verwünschte und die ganze Welt und den Christen ewigen Haß schwur. Aber die Vernunft kam ihm allmählig wieder. Was er längst begriffen, was sicherlich nicht schwieriger zu üben, denn zu begreifen ist, wenn man nur will: Ergebung in Gottes Willen und Rathschluß, das gebot nach ruhiger Ueberlegung sein besseres Theil ihm nun zu thun. Alles Leid, womit

das Schicksal ihn überschüttet, vermag ihn nicht irre zu führen. „Denn es ist ein Gott,“ flüstert eine innere Stimme ihm zu. Er will sich ermannen, er will, er will, wenn Gott nur will, daß er will.

„Nathan! Nathan! Ihr seid ein Christ!“ — ruft der Klosterbruder gerührt von dieser Schilderung der Selbstbeherrschung, als Glaubenshaß die Oberhand zu gewinnen drohte. Der einfältige Bruder findet keinen bessern Ausdruck für seine Bewunderung als seine Worte zu wiederholen. „Bei Gott, Ihr seid ein Christ, ein bess'rer Christ war nie!“

Freilich trotz aller Toleranz kommt der Bruder nicht über die Anfangsgründe hinaus. „Ist das ganze Christenthum nicht aufs Judenthum gebaut? Es hat mich Thränen g'nug gekostet, wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, daß unser Herr ja selbst ein Jude war.“

Nathan aber, der die Unduldsamkeit in so arger Gestalt hat kennen lernen, kann dem Bruder, der frommen Einfalt vertrauen. „Wohl uns!“ antwortet er ihm, „was mich Euch zum Christen macht, daß macht Euch mir zum Juden.“

„Nathan der Weise“ kann von zwei Seiten beurtheilt werden, vom religösen und aesthetischen Standpunkt aus. Vom letzteren lassen sich viele Schwächen entdecken, sodaß

er Schillers Tadel voll verdient. Die eingelegte Geschichte, die Vorherrschaft der philosophischen Ideen, welche wohl nie verletzen, aber den raschen und beweglichen Fortschritt der Handlung hemmen, machen das Stück ein wenig frostig und abstrakt.

Lessing besaß in keinem gewöhnlichen Maße, was Matthew Arnold die „imaginative Vernunft“ nennt, und was er der durch das Gefühl erzeugten Einbildung entgegenstellt. Vielleicht liegt hierin der Grund dafür, daß er sich selbst die dichterische Begabung absprach. Die Vernunft hat stets eine zu gewichtige Stimme in seinen Poesien, denn Dichten war bei ihm eine Arbeit des Verstandes. Seine eigenste Natur neigte zur Prosa, in Momenten erhöhten Fühlens ging er indeß zur Poesie über. In dem Nathan schuf er ein ewig großes und herrliches Werk, ein Evangelium der Duldsamkeit, einen Protest gegen das Sklaventhum der Frömmelei, die Knechtschaft des Buchstabens, der da tödtet. Die Dichtung führt den Titel „der Weise“ mit allem Recht und aller Befugniß; reine Wahrheit, höchste Göttlichkeit, ächte Religion, das Alles bringt sie in gedrängtem Auszug. Solch ein Werk kann nur ein reifer Mann mit geklärtem Denken und geläuterten Anschauungen schreiben, ein Geist, der gekämpft und gesiegt und sicheren Ankergrund gefunden hat, ein

Mann frei von Zweifeln, der im Frieden ist mit sich selbst, und sicher da steht ohne Furcht vor den offenen und versteckten Angriffen seiner äußeren wie inneren Feinde.

Introite, nam et hic Dii sunt:
(Tritt herein, auch hier lebt Gott)

so lautet das Motto, welches Lessing seiner Dichtung voranstellt.

Die Geschichte ist verwickelt; die Bedingnisse für die Entwickelung der Handlung liegen vor der Zeit, zu welcher das Stück vor uns auftritt. Die Scene spielt in Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge und wird mit Nathans glücklicher Heimkehr von einer erfolgreichen Geschäftsreise eröffnet. Bei der Begrüßung empfängt ihn Daja, die Erzieherin und Pflegerin seiner Tochter Recha mit der Nachricht, daß sein Haus niedergebrannt und seine Recha nur durch den hochherzigen Opfermuth eines in Jerusalem weilenden und von dem Sultan wunderbarer Weise begnadigten Tempelherrn aus den Flammen gerettet worden sei.

Recha hält ihren Retter für einen Engel und besteht auch bei der klugen Widerrede ihres Vaters darauf, da er ihr ja selbst gelehrt habe, daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben, Wunder thun könne. „Der Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, ächten

Wunder so alltäglich werden können, werden sollen", erwiedert Nathan ihr, „war meiner Recha es Wunder nicht genug, daß sie ein Mensch gerettet, welchen selbst kein kleines Wunder erst retten müssen? Denn wer hat schon gehört, daß Saladin je eines Tempelherrn verschont? Und weshalb verschont? Weil er so sehr einem Bruder ähnelte, den er anbetete und der ungefähr zwanzig Jahre zuvor irgendwo ums Leben kam? Ist es nicht wunderbar genug, daß der gerechte, strenge Saladin so sehr gerührt worden durch eine Linie, einen Winkel, den Rücken einer Nase so oder so geformt, um einem gefangenen Templer zu erlauben frei in Jerusalem umher zu wandeln?" So straft Nathan seine Recha und ihre Gefährtin Daja mit sanften Worten, mit logischen Beweisen.

Stolz, nichts als Stolz ist es, daß sie auf Wunder rechnen. Der Topf von Eisen will mit einer silbernen Zange gern aus der Gluth gehoben sein, um selbst ein Topf von Silber sich zu dünken. Nathan sieht indeß noch tiefer und feiner, sieht, daß solche Anschauungen schaden, und geht daher auf die praktische Seite über. Was für Dienste kann man einem Engel thun? Und welche dagegen einem Menschen? Wo ist dieser Franke, dieser sogedachte Engel? Wenn er nun krank geworden, was nutzte ihm dann alle

Schwärmerei? So lehrt er Recha sich und ihren Retter kennen und anschauen.

Er will ihn natürlich sehen, ihm danken und findet ihn in der Nähe des heiligen Grabes unter Palmen wandelnd. Der Templer weist alle Annäherungen mit jener hochmüthigen Verachtung zurück, die den Christen dem Juden gegenüber kennzeichnet. Sein Betragen ist rauh und unhöflich, aber Nathan der Weise, der geübte Beobachter, merkt alsbald, daß unter dieser rauhen Rinde ein edler Kern verborgen liegt. Von Dank will der Ritter erst recht nichts wissen. Er hat nur seine Pflicht gethan; sein Gelübde gebietet ihm den Unglücklichen beizustehen. Er schlug in dem Augenblick sein Leben gerade gern in die Schanze, und wenn es auch nur für ein Judenmädchen war.

So mit dem Dank zurückgewiesen, bietet Nathan dem stolzen Ritter seinen Reichthum an; „Dürft Ihr denn nicht nützen, was der reiche Jude Bess'res hat? nicht seinen Reichthum nützen?“ fragt er, als Antwort auf des Tempelherrn Bemerkung, daß der reiche Jude ihm nie der bessre erschienen sei. Und dies weist der stolze Templer um seines Mantels willen, der „einst zerrissen und verschlissen sein kann,“ nicht ganz zurück. Jetzt ist er noch nicht verlegen drum, denn sein Mantel hat nur „erst einen Flecken, ein Brandmal.“

O dieses Brandmal giebt dem Manne ein viel beſſres Zeugniß als ſein eigner Mund! Nathan bittet ihn, den Mantel ſeiner Recha zu ſenden, den Mantel, welcher ſie ſchützte, damit auch ſie dieſen Flecken an den Mund drücken könne. Nathan wägt ſeine Worte ſehr gut, ſehr ſpitz, ſeine Sprache iſt ſo ausgezeichnet, ſeine Empfindungen ſo hochherzig und edel, daß der Templer trotz ſeines Widerſtrebens angezogen wird. So hat er den Juden nicht zu finden gedacht; er ſchwankt und wird zugänglicher, er fühlt ſich ſogar geneigt, ihm zu ſagen, warum er ihm Mißachtung gezeigt. „Ihr kennt doch auch das Volk, das zuerſt das Auserwählte ſich nannte? Wie, wenn ich dieſes Volk nun zwar nicht haßte, doch wegen ſeines Stolzes zu verachten mich nicht entbrechen könnte? Des Stolzes, den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte, nur ſein Gott ſei der rechte Gott!“ Und als er Nathans Erſtaunen bemerkt, daß er ein Chriſt ſo rede, da fragt er: „Wann hat und wo die fromme Raſerei, den beſſern Gott zu haben, dieſen Beſſern der ganzen Welt aufzudringen, in ihrer ſchwärzeſten Geſtalt ſich mehr gezeigt als hier, als jetzt?“

In dieſen Worten erkennt ihn Nathan. „Wir müſſen Freunde ſein! Verachtet mein Volk, ſo ſehr Ihr wollt. Wir haben beide uns unſer Volk nicht auserleſen.

Was heißt denn Volk? Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch gefunden hätte, dem es genügte ein Mensch zu heißen!" —

Ihre so entstehende Freundschaft wird durch einen Boten des Saladin unterbrochen, welcher dem Nathan die Aufforderung des Sultans bringt, zu ihm zu kommen. Er ist überrascht. Was kann der Sultan von ihm wollen? Ehe sich die Beiden trennen, nennt der Tempelherr seinen Namen, ein Name, bei welchem dem erstaunten Nathan Erinnerungen und Gedanken kommen, die ihn tief berühren. Sie scheiden von einander mit dem Versprechen, sich bald wieder aufzusuchen.

Al Hafi, Nathans Freund, ein Derwisch und Bettler, den Saladin zu seinem Schatzmeister erwählt hat, weil er, — wie er sagt, — glaubt, daß ein Bettler den Armen am besten verstehe, am mildesten zu geben wissen werde, kommt, um Nathan zu warnen, daß er des Sultan Verlangen nicht nachgeben solle. Saladins sorglose Freigebigkeit hat die Kassen geleert, der reiche Jude ist eine gewünschte Hülfsquelle. Und Al Hafi hat bald gelernt, daß Saladin keinem Rathe folgt, daß er nur immer geben will, immer neue und noch so volle Kassen sofort zu leeren versteht. Er will fort nach dem Ganges,

„wo's allein nur noch Menschen giebt“. Und Nathan, meint er, sei der einzige, der würdig wäre auch dort zu leben. Darum will er ihn mitnehmen. „Laßt mit eins den Plunder ganz im Stich, um den es Saladin zu thun. Er bringt Euch nach und nach doch drum.“ Die Zuflucht, antwortet Nathan, bleibe ihnen immer noch, er möge warten, bis er vom Sultan zurück sei. „Wer sich Knall und Fall ihm selbst nicht zu leben entschließen kann, der lebt der Andren Sklav. Mein Weg liegt dort, der Eure da.“ So nimmt Al Hafi Abschied. Nathan aber weiß auch diesen Freund zu schätzen, der so stürmisch davon eilt. „Wilder, guter, edler — wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!“ —

Nathan gehorcht dem königlichen Befehl und eilt zum Sultan. Dieser ist bei Eröffnung der Scene durchaus nicht zuvorkommend. Er hat von Nathan nur das Beste gehört, er ist befangen, ihn so ohne weiteres um sein Geld zu bitten. „Du nennst Dich Nathan, den weisen Nathan? nennst Du Dich nicht so, nennt das Volk Dich so.“ Das ist sein Gruß. „Das Volk,“ entgegnet Nathan. „Und wenn es ihn zum Spott so nennte, wenn ihm weise nichts weiter wäre als klug, als sich auf seinen Vortheil zu verstehen? Dann wäre der Eigennützigste der Klügste.“ Aber

Saladin faßt diesen Vortheil anders auf. Er hat den wahren im Auge, den auch Nathan kennt. Dieser weicht von dem Thema ab, stellt den Kaufmann heraus und verspricht dem Sultan eine reëlle Bedienung. Doch dies war nicht der Zweck der Sendung. Saladin wünscht Belehrung von einem so weisen Mann. „Da Du so weise bist, so sage mir doch einmal — was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat Dir am meisten eingeleuchtet?“ Er weiß, Nathan ist nicht der Mann, da stehen zu bleiben, wohin der Zufall der Geburt ihn gestellt. —

„Sultan, ich bin ein Jud',“ erwiedert Nathan stutzend.

„Und ich ein Muselmann. Der Christ steht zwischen uns. Von diesen dreien Religionen kann eine nur die wahre sein.“ Die Frage zu beantworten läßt Saladin den Nathan allein. Dieser ist sehr überrascht. Was will der Sultan? Ist dies eine Falle! Zwar der Verdacht wäre gar zu klein. „Zu klein? Was ist für einen Großen denn zu klein?“ —

Saladin fiel mit der Thüre ins Haus. Er muß behutsam sein. So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht an und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder. Wenn er dem Muselmann die Palme zuerkannt, wird Saladin nicht gerechterweise

sagen, warum wirst du nicht Muselmann? Er kam vorbereitet auf eine Bitte um Geld und nun will der Sultan Wahrheit, Wahrheit! Will sie so bar und blank, als ob die Wahrheit Münze wäre, die man aufs Brett nur zählen darf. Was aber ist hier zu machen. Geduld! Nicht bloß die Kinder speist man mit Märchen ab. — Und so erzählt er die bekannte, herrliche Geschichte, die Quintessenz des Gedichtes.

„In grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten, der einen Ring von unschätzbarem Werth besaß. Der Ring hatte die geheime Kraft an sich, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Er ließ ihn nie vom Finger und auf seinem Todtenbett traf er die Verfügung, ihn auf ewig bei seinem Hause zu erhalten. Er ließ ihn nämlich dem geliebtesten von seinen Söhnen und setzte fest, daß dieser ihn wiederum von seinen Söhnen dem vermache, der ihm der liebste sei. So ging der Ring von Hand zu Hand, bis er endlich auf einen Vater von drei Söhnen kam, die dieser alle drei gleich sehr liebte. Aber es kam zum Sterben mit ihm, und er gerieth in die größte Verlegenheit, denn es schmerzte ihn, zwei von seinen Söhnen so zu kränken. Da findet er ein Auskunftsmittel, er sendet insgeheim zu einem Künstler, bei dem er nach dem Muster seines Ringes zwei andere bestellt. Der Künstler löst seine Aufgabe so gut,

daß der Vater selbst die Ringe nicht unterscheiden kann. Freudig ruft er seine Söhne, giebt jedem insbesondere seinen Segen und stirbt beruhigt." Was folgt, läßt sich errathen. „Jeder will kraft seines Ringes der Fürst des Hauses sein. Man untersucht, man zankt, man klagt, der wahre Ring läßt sich so wenig unterscheiden wie unsere Religionen."

„Und das soll Deine Antwort sein?" fragt Saladin.

„Soll mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe mir nicht getrau' zu unterscheiden, die sich so gleichen"; lautet Nathans Antwort. „Die Ringe, ja die Ringe," ruft Saladin, „spiele nicht mit mir. Ich dächte, daß die Religionen, die ich Dir genannt, doch wohl zu unterscheiden wären, bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank." —

„Aber nicht in Bezug auf ihre Gründe", entgegnet Nathan. „Denn gründen sich nicht alle auf Geschichte, geschrieben oder überliefert, die doch auf Glauben angenommen werden muß. Und wessen Treu und Glauben zieht man wohl am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen, unsrer Familie, der Väter, von denen wir abstammen?" „Kann ich," fragt Nathan, „von Dir fordern, daß Du Deine Vorfahren Lügen strafst, um meinen zu glauben? Oder umgekehrt? Das nämliche gilt von den Christen."

„Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht,“ ruft Saladin.

Doch Nathan eilt seine Geschichte zu beendigen. „Die Söhne konnten nicht zu einer Uebereinkunft kommen und eilten vor Gericht. Jeder schwur, daß sein Vater ihn zumeist geliebt und ihm den Ring gegeben habe und jeder betheuerte, daß sein Vater nicht falsch gewesen sein könne. Lieber will ein jeder die Brüder für falsch halten. Der Richter aber weist sie ab, weil sie den Vater nicht zur Stelle schaffen können, der allein zu entscheiden vermöge. Aber halt! ‚Der rechte Ring‘, spricht der Richter, ‚besitzt ja die Kraft vor Gott und Menschen angenehm und beliebt zu machen. Das muß entscheiden. Wen lieben zwei von Euch am meisten? Ihr schweigt? Die Ringe wirken nur zurück und nicht nach außen? Jeder liebt sich selber nur am meisten? O so seid Ihr alle drei betrogene Betrüger. Der rechte Ring ging vermuthlich verloren. Den Verlust zu ersetzen, ließ der Vater die drei für einen machen.‘ Und statt eines Spruches giebt der weise Richter den Brüdern einen Rath. Sie sollen die Sache völlig nehmen, wie sie liegt. Jeder möge, da er den Ring von seinem Vater hat, den seinen für den ächten halten. Möglich, daß der Vater die Tyrannei des Ringes nicht mehr hat dulden wollen, er hat seine Söhne alle gleich

geliebt und zwei nicht unterdrücken mögen um einen zu begünstigen. ‚Wohlan! Es eifre jeder seiner unbestochenen von Vorurtheilen freien Liebe nach! Es strebe jeder die Kraft des Ringes an den Tag zu legen mit Sanftmuth, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott ihr zu Hülfe zu kommen.‘ Und über tausend Jahre lädt der weise Richter sie wieder vor den Richterstuhl. ‚Da wird ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen und sprechen.‘" —

So lautet Lessing-Nathans Allegorie, dieses Glaubensbekenntniß des Apostels für Duldsamkeit und Menschenliebe.

„Saladin," spricht Nathan zu dem Sultan, „wenn Du Dich fühlest dieser weisere, versprochne Mann zu sein" — „Ich!" ruft dieser bestürzt, beschämt, „ich Staub, ich Nichts! Nathan, die tausend Jahre Deines Richters sind noch nicht um. Aber sei mein Freund."

Da bittet der weise, der reiche Nathan den Fürsten um eine Gunst, bittet ihn eine kleine Summe Geldes anzunehmen, die er übrig hat und Saladin des nahen Krieges wegen gebrauchen kann. Nur einen Theil von dem ganzen Gelde muß er behalten, behalten für den Tempelherrn, der seiner Tochter das Leben rettete. Nur zögernd, widerstrebend nimmt Saladin das Geld

an, er schätzt den Geber jetzt zu hoch, um ihn berauben zu mögen. Die Erwähnung des Tempelherrn bringt ihm den vergessenen Umstand von seiner an diesem verübten Großmuth in Erinnerung. Er wünscht ihn noch einmal zu sehen.

Inzwischen hat der Tempelherr Recha aufgesucht. Sie sehen und lieben ist bei dem jungen, feurigen Franken eins. So ganz verschiedenartig wirken diese beiden Menschen auf einander. Er zuvor kalt, abstoßend, ja rauh zurückweisend ist wie verwandelt, nachdem er sie gesehen und gesprochen, muß eilig fliehen, weil die Leidenschaft ihm die Ruhe nimmt. Er spricht die heiße Sprache der Liebe, der einzige von allen Liebhabern der Lessingschen Muse, der wirklich den vollen unabweislichen Eindruck der Liebe macht. Recha aber vorher schwärmerisch und in einer Erregung, die sie zu Phantasien kommen läßt, welche sie selber nachher Possen nennt, ist jetzt so ruhig, daß es ihr selbst unverständlich bleibt. Sein voller Anblick, sein Gespräch, sein Ton hat ihre Schwärmerei völlig geheilt.

„Er wird mir ewig werth, mir werther als mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt, nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke, geschwinder schlägt.“

Der Tempelherr fordert sie und ihre Hand sofort

von Nathan, aber dieser weist ihn mit Entschuldigungen, Ausflüchten zurück, beeinflußt durch einen Argwohn, den der Schluß bestätigt. Diese Vorsicht, welche der heißblütige Jüngling für jüdische Anmaßung hält, bringt ihn auf, empört ihn. Nun horcht er nur zu willig auf Daja's Einflüsterungen, daß Recha nicht des Juden Tochter, sondern ein Christenkind sei, dessen ihr Pflegevater sich angenommen. Getrieben durch das doppelte Gefühl frommen Eifers und gekränkter Liebe, eilt er die Nachricht dem fanatischen Patriarchen von Jerusalem mitzutheilen. So denkt er Recha Nathans Gewalt zu entziehen. Er erwägt nicht, daß der unduldsame pharisäische Kirchenfürst kein anderes als das grausamste und einseitigste Urtheil fällen und darauf bestehen wird, daß der Jude, welcher ein Christenkind den Segnungen des Christenthums entzogen hat, noch entzieht, für diese entsetzliche That verbrannt werden müsse. Auf eine solche beispiellose Frevelthat kann nichts anderes stehen als Feuertod. Nathans Tugend, seine Menschlichkeit, der Umstand, daß ohne ihn und sein mitleidiges Erbarmen das Kind elend würde umgekommen sein, das alles verschlägt nichts bei ihm. „Thut nichts! Der Jude wird verbrannt!“ —

Aber es kommt nicht so weit. Zunächst gewinnt der Templer noch während seines Gesprächs mit dem

christlichen Zeloten seine Vernunft wieder, sodaß er den Fall nicht namenkundig, sondern nur als Problema hinstellt, sodann aber steht Nathan nun unter dem ganz besonderen Schutz des Sultans.

Während der Patriarch seine grausamen Absichten auszuführen sucht, treffen in dem Palast des Sultans der Tempelherr, Nathan und Recha zusammen. Auch Recha hat jetzt von Daja erfahren, daß sie nicht Nathans Tochter ist, und ganz untröstlich darüber, klagt sie ihr Leid und Mißgeschick der Schwester des Sultans. Eine Aussprache Nathans ergiebt indessen, daß der Franke wirklich der Sohn von Assad, des Sultans Bruder, ist, der mit einer Christin vermählt war, und daß nach dem Zeugniß eines von dem Klosterbruder herbeigeschafften Breviers Recha seine Schwester ist. Gerade derselbe Klosterbruder vertraute das neugeborene, verlassene und mutterlose Kind, es vom sicheren Untergang zu retten, während der Belagerung von Gaza dem Nathan an. So stehen Christ, Muselmann und Jude in der innigsten Vereinigung verbunden durch die Bande der Liebe und des Blutes.

Die Lösung der Aufgabe, welche Lessing sich in dem Drama gesteckt, liegt in der Erzählung von den Ringen; was Nathan als über tausend und abertausend Jahre hinausliegend bezeichnet, hat Lessing hier schon

erfüllt, die richtige Würdigung der Religionsbekenntnisse. Auserwählte Mitglieder, Repräsentanten der drei feindlich gegenüberstehenden Glaubensformen reichen sich hier in Brüderlichkeit die Hände. In Boccaccio's Erzählung ist der eine Ring wirklich der rechte, aber es ist eine Unmöglichkeit ihn zu erkennen und zu unterscheiden. Lessing faßt es anders und besser.

Der wahre Ring ist vorhanden, aber er läßt sich nicht durch das Auge erkennen. Er übt auf seinen Besitzer einen eigenen und heiligenden Einfluß aus, also nur von innen nach außen wirkend und so sich kund thuend. Aber wo ist dieser ächte Ring? wo ist diese wahre Religion zu finden? Ach! So lange der Streit um den Besitz desselben dauert, so lange führen auch Haß, Anmaßung und Selbstsucht die Herrschaft, und nichts kann sich entscheiden. Sobald aber die Kraft des Kleinods sich erwiesen hat, wird der Streit aufhören und auch nichts mehr zu entscheiden sein. Des weisen Richters Spruch konnte nicht anders ausfallen, als der, welchen Lessing fällt.

Es ist dem Dichter vorgeworfen, daß er die beiden Religionen: Judenthum und Muhamedanismus dem Christenthum gegenüber in ein zu günstiges, ja in ein viel günstigeres Licht gestellt habe. Jedoch ist der Vorwurf leicht zu entkräften, wenn man einen tieferen Blick

auf den inneren Gehalt des Stückes wirft und daneben überhaupt die Stellung betrachtet, welche Lessing dem Christenthum gegenüber einnimmt. Man muß nur festhalten, daß keiner der drei Brüder den rechten Ring besitzt und daß die Ringe doch die drei Religionen darstellen. „Kaum war der Vater todt, so kommt ein Jeder mit seinem Ring, und jeder will der Fürst des Hauses sein. Man untersucht, man zankt, man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht erweislich; — — fast so unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube.“ Alle drei wollen Fürst des Hauses sein! So beschuldigt Lessing alle drei der gleichen Anmaßung. Ja, er geht noch weiter, indem er sagt, daß die drei Ringe gar nicht zu unterscheiden seien, daß der Vater diese Absicht mit der Anfertigung derselben verbunden habe. Und so auch entwickelt Nathan auf Saladins Einwurf, daß die Religionen doch bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank sehr wohl zu unterscheiden wären, sie sich trotz alledem durchaus nicht in Betreff ihrer Gründe unterscheiden. Alle gründen sich auf Geschichte, und in der Geschichte der Menschheit, die uns die Entwickelung der Kultur lehrt, liegen auch die Bedingnisse für die Entwickelung der Religionen, wie sie dem betreffenden Volk und den betreffenden Verhältnissen angepaßt sind. Auf diesen Umstand gründet, wegen

dieses Umstandes entschuldigt er die Vorliebe der Anhänger einer Religion für dieselbe.

„Und gründen alle Religionen sich nicht auf Geschichte? Und Geschichte muß doch wohl auf Treu und Glauben angenommen werden? Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen, doch deren Bluts wir sind? Doch deren, die von Kindheit auf uns Proben ihrer Liebe gegeben? die uns nie getäuscht, als wo getäuscht zu werden heilsam war?" Wie gerecht und tolerant billigt er, daß jeder, der Jude, wie der Muhamedaner gleich dem Christen seiner Väter Glauben für den wahrsten hält. „Wie kann ich meinen Vätern weniger als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt: kann ich von Dir verlangen, daß du Deine Vorfahren Lügen straffst, um meinen nicht zu widersprechen? Das Nämliche gilt von den Christen."

In dieser Duldsamkeit liegt das richtige Verhältniß der Religionen zu einander. Keine kann und soll die andere befehden, keine Tyrannei des Ringes aufkommen zu lassen: das war des weisen Vaters Absicht. „Hat von Euch jeder seinen Ring von seinem Vater, so glaube jeder sicher seinen Ring den ächten." So soll jeder seine Religion nur für sich als die beste betrachten, und das kann er um so mehr, als alle auf demselben Grundton: die

Religion über den Religionen, gestimmt sind. „Es eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nach.“ Wenn er sich durch seine Religion dieses Grundgefühl aller Tugend einprägen läßt, so wird er ein frommer Anhänger der vor Gott würdigen sein. Daraus entwickeln sich alle Bedingnisse für einen edlen Charakter, für die ächte Humanität. Dasselbe hatte Lessing in den Schriften hingestellt, die er in Anregung der Wolfenbüttler Fragmente schrieb. Diese Idee, welche er dort nur als Grundsatz aufstellte, setzte er hier in dem dramatischen Gedicht in Leben und Handlung um. Wie Nathan, Saladin und der Tempelherr handelten, zeigten sie jene vorurtheilsfreie Liebe, ja wenn auch in dem jugendlichen Tempelherrn die Idee nicht so weise überlegt, so gefestigt zu Tage tritt, obwohl auch er, „der Christ das Judenmädchen liebt,“ weil er in dem „gelobten Lande der Vorurtheile mehr schon abgelegt,“ so ist er ja doch der Sohn von vorurtheilsfreien Eltern. „Ich beginne zu denken, wie mein Vater hier gedacht muß haben — hier wo er fiel. Er fiel? Ich will mit Männern lieber fallen als mit Kindern stehn.“ Wohl bleibt er weit hinter Nathan und Saladin zurück. Sein Verdacht gegen Nathan entspringt einzig und allein aus einer ihm noch innewohnenden Unduldsamkeit, denn er traut Nathan jüdische Anmaßung und Intoleranz zu,

die er selbst noch nicht überwunden. Er eilt, wenn auch getrieben durch die Leidenschaft der Liebe, zu dem Patriarchen um den Juden anzugeben, und gerade der Umstand, daß er noch zur rechten Zeit zur Besinnung kommt, zeigt, daß Glaubenshaß und Engherzigkeit die Triebfedern seines Thuns waren.

Trotz alledem aber tritt er bedeutsamer auf und erhebt sich über seine Glaubensgenossen: den fanatischen Patriarchen und die engherzige Daja. Wer aber will es Lessing, dem Streiter gegen Goeze und Genossen verargen, wenn er die Figur des zelotischen Kirchenfürsten nicht unterdrücken konnte, wenn er dem bornirten christlichen Hochmuth in der Daja ein Denkmal setzte? — Steht doch auch neben der Beschränktheit dieser Anhängerin Christi die liebenswürdige Einfalt des Klosterbruders. Dieser hält allerdings an Dogma und Autorität, aber wenn er das erstere nicht versteht, so quält er sich nicht weiter drum. „Die wahre Sünde wider den heiligen Geist; — das ist die Sünde, die aller Sünde größt' uns gilt, nur daß wir Gott sei Dank so recht nicht wissen, worin sie eigentlich besteht." Er ist schon so weit gekommen, daß es ihn ärgert, ihn Thränen kostet, wenn Christen vergessen konnten, daß das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut, daß unser Herr ja selbst ein Jude war. „Nathan, Nathan,"

ruft er, „Ihr seid ein Christ!" Wenn das nicht derselben Anschauung entspringt, trotz aller scheinbar christlichen, anmaßendsten Unduldsamkeit entspringt, welche Nathan und Saladin selbst beseelt, so wäre der ganze Klosterbruder eine verfehlte Figur. Und Daja? — So engherzig sie ist, so sehr sie Alles nur im Lichte ihres Dogma betrachtet, ganz kann sie sich der Idee nicht entziehen, daß Nathan trotz alledem und alledem ein guter Mensch, die Ehrlichkeit, die Großmuth selber sei. Sie ist eine leicht entflammte, leicht auch zu beschwichtigende Schwärmerin. Wohl hat sie ihr Gewissen immer wieder zu beruhigen, aber es gelingt ihr zumeist so leicht wie Nathans Freigebigkeit. „Nimm Du so gern als ich Dir gebe," spricht Nathan, indem er ihr Kleider, Spangen und Ohrgehänge schenkt, „und schweige." Und sie schweigt. — Wenn sie später dem Tempelherrn, wenn sie Recha selbst das Geheimniß von der christlichen Geburt derselben mittheilt, so wirken noch mehrere Faktoren mit als Glaubenseifer. Sie hat Mutterstelle an dem Kinde vertreten, sie hilft gern, der liebenden Jungfrau den Mann ihrer Wahl schaffen. Sie sieht den Europäer am liebsten an dieser Stelle, denn sie kann mit dem jungen Paar in die Heimath zurückkehren. Und diese Faktoren könnten die Jüdin, die Muhamedanerin ebenso gut bestimmt haben als die

Christin. Sie ist eine jener Schwärmerinnen, die den allgemeinen einzig wahren Weg zu Gott zu wissen wähnen.

„Sie ist," sagt Recha, „eine von denen, die sich gedrungen fühlen, einen Jeden, der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken." Sie liebt Recha und schon deshalb möchte sie dieselbe gern als Christin sehen; aber ihr Buchstabenglaube, ihre böse Geschwätzigkeit bringen ihren gütigen Beschützer Nathan fast ins Elend und Verderben.

Recha ist eine sehr angenehme Figur des Stückes, erzogen von einem Nathan, aufgewachsen in seinen Ideen und Anschauungen, macht sie weder den Eindruck einer Jüdin noch einer Christin. Sie ist das anmuthige liebe Mädchen, mit dem klugen, aus der Verirrung und der Schwärmerei leicht heraus zu helfenden Kopf und dem feinen, leidenschaftslosen Herzen. So tritt sie dem Vater mit Freude und Liebenswürdigkeit entgegen, so trägt sie die Schwächen ihrer Daja, an der ihr milder Sinn die guten Seiten schätzt und liebt. Einer der stärksten Vorwürfe der Kunstkritiker ist der, daß die Lösung, der Liebesgeschichte in dem Stück so schwach und abstoßend sei. Und es ist wahr, die Katastrophe ist durchaus unbefriedigend. Wenn der glühende Liebhaber sich zuletzt als freundschaftlichen Bruder hingestellt sehen muß, so ist das ernüchternd, ja mehr noch, es ist störend.

Wenn aber derselbe Liebhaber, den wir in Leidenschaftlichkeit haben handeln sehen, jetzt sogar spricht: „Ihr nehmt und gebt mir, Nathan! mit vollen Händen beides! — Nein! Ihr gebt mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!" — dann tritt fast ein Lächeln auf unser Gesicht.

Daß aber diese Lösung selbst nicht nach Lessings Sinn gewesen, so nebensächlich die Liebesepisode in dem philosophischen Gedicht dasteht, zeigt die Charakteranlage der Recha. Sie hat den Tempelherrn nie mit den Augen einer Liebenden angesehen. Was sie zuerst empfand, war Schwärmerei und so ist *sie* wenigstens nicht getäuscht, ist zufrieden mit dem Bruder.

Sittah endlich dient im Grunde nur ihrem Bruder als Folie. Sie theilt die Gesinnungen und Anschauungen des edlen Saladin, der wie Nathan ein Bild ächter Humanität ist. —

Aeußere Bekenntnisse sind ihnen nur Zufälligkeiten der Geburt, die ächte Religion keine Zaubergabe vom Himmel. Religion beweist sich in Charakter und That, nach diesem Preis muß ein Jeder für sich suchen, für sich streben.

So gründet sich der „Nathan" gleich jedem großen poetischen Werke auf eine jener herrlichen Sagen, deren lebenskräftige Wurzeln in der Tiefe des Menschenge-

schlechts ruhen, jene Sagen, deren Zahl klein ist, welche sich aber immer wieder anders verbinden und neu gestalten, in immer wechselnden Erscheinungen und wunderbaren Schöpfungen auftreten. Lessing wollte in seinem „Nathan“ durch den Inhalt und die Ausführung seines vorgesteckten Themas wirken und auf dieser Seite liegt der Erfolg. Als Drama erreicht es nicht die „Minna“, nicht andere Werke großer Dichterfürsten, in der Exposition und Anlage bleibt es hinter der „Emilia“ zurück, auf der anderen Seite aber ist es freier und leichter als diese. Die Verse, der fünffüßige Jambus, welchen Lessing hier zuerst anwendete und welcher von dieser Zeit an für das Drama stehend blieb, sind nicht gerade sehr klar und fließend. Wenn man eben die elegante und klassische Prosa der Streitschriften gelesen, erscheint die Sprache kaum Lessingsch. Doch ist es ein hohes Verdienst, daß fortan die lästigen Alexandriner von der Bühne verdrängt waren.

Die Sprache hat eine gewisse orientalische Färbung, die zu dem ganzen malerischen Stücke paßt. In Bezug auf Zeit und Ort benutzte Lessing, obgleich er die chronologische Ordnung durchbrach, weil er dergleichen Fesseln für überflüssig hielt, mit glücklichem Griff die geschichtlichen Thatsachen, um sie als Rahmen für seine Charaktere zu benutzen. Und diese sind dem

wirklichen Leben entnommen, sind lebenswarme und wahre Naturen. Nicht alles vernichtende Leidenschaften toben in ihnen, wie in Faust und Wallenstein oder Macbeth, nicht in den Tiefen der Räthsel des Menschengeschlechts wühlen sie, wie Hamlet, aber auch sie sind berührt von der Seele Lust und Leid. Und über dem Ganzen schwebt der milde, weise Geist Lessings selbst, seine edle Duldsamkeit, sein stiller Frieden mit Gott und Seines Willens Ausdruck in den verschiedenen Fassungen.

Der heftige Streit mit seiner Parteinahme für und wider, welcher auch über den „Nathan" sich erhoben hat, hin und her gewogt ist, hat uns eine ganze Nathanliteratur geschaffen. Der Katalog, über dieselbe füllt allein einen ansehnlichen Band. Der unmittelbare Eindruck war jedoch, wie Lessing vermuthet hatte, ein allgemeines Stillschweigen. Nur hier und da wagte man mit verhaltener Stimme ein Lob, ein günstiges Wort. Der hohe Ton im „Nathan" stellte das Werk über das Verständniß der Menge, nur die feinsten Köpfe konnten sich damit befassen. Einen Mann, der seiner Zeit, einer Zeit des Zweifels und der Gleichgültigkeit, so weit vorangeeilt war, daß er einen idealen Glauben predigte, welcher Verträge umstürzte und individuelle Freiheit des Gedankens einführte, einen solchen Mann konnte die

Welt nicht begreifen. Und doch hatte Lessing sich nie zuvor so sehr nach einem Wort der Anerkennung gesehnt. Daß die Menge sich um ein Werk wie den „Nathan" nicht kümmern werde, war ihm klar. „Es mag wohl sein," schrieb er seinem Bruder, „daß mein ‚Nathan' als Ganzes auf der Bühne wenig Erfolg haben würde — wenn er überhaupt dargestellt würde. Genug, wenn er gelesen wird, wenn unter tausend Lesern nur einer daraus die Untrüglichkeit seiner Religion zu bezweifeln lernt. „Und in der Vorrede zu dem Gedicht sagte er: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo das Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!"

Nur wenige von seinen genauesten Freunden lasen den „Nathan" mit wirklicher Freude und Anerkennung, Mendelssohn und Gleim hielten es für das Beste, was er geschrieben, aber andere, die ihm nahe gestanden, zogen sich seit Veröffentlichung der „Fragmente" zurück. Und wie tief das Lessing, dem Verbindung und Verkehr mit Seinesgleichen so nothwendig war, kränken mußte, liegt auf der Hand. Er fühlte sich täglich einsamer und verlassener.

„Was sagen Sie zu meinem ‚Nathan'? fragt er seine Freundin Elise Reimarus. „Lassen Sie mich ja Ihr Urtheil darüber nicht lange entbehren! Ich verstehe

unter Ihrem Urtheile zugleich das der ganzen Gemeinde. Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein wenig gut davon urtheilten, um mich wieder mit mir selbst zufrieden zu machen. Denn das bin ich jetzt so wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit stellen kann, wie ichs wieder werden soll."

Bei solcher Aufnahme erreichte der „Nathan" zu Lessings Lebzeiten keine zweite Auflage. Ja, welch ein bedeutungsvolles Werk er seinem Volke mit dieser Dichtung gegeben, daß dieselbe gleich dem Faust auf Jahrhunderte hinaus ein Erziehungsbuch werden würde, ahnte der Dichter wohl kaum.

Er hatte die Absicht, ein Nachspiel zu dem Nathan zu schreiben, welches er „Der Derwisch" zu benennen gedachte, es unterblieb wegen Mangels an Interesse. Er erlebte auch nicht, daß sein Gedicht aufgeführt wurde. Erst zwei Jahre nach seinem Tode, am 14. April 1783 brachte Döbbelin den „Nathan" in Berlin auf die Bühne, der Erfolg war schlecht. Die Truppe genügte ebenso wenig, wie das Publikum, das noch nicht reif war. Erst nach zwanzigjähriger Pause trat Iffland wieder in der preußischen Hauptstadt damit auf. In Weimar hatten Göthe und Schiller das Andenken Lessings durch Aufführung seines herrlichen Werkes schon im Jahre 1801 geehrt. Interessant ist, daß der Schauspiel-

direktor Leipp den „Nathan“ schon im Jahre 1785 in Preßburg zur Darstellung brachte. Doch empfing man das freisinnige Stück in Oesterreich sowohl wie in Sachsen mit einem Verbote.

Heute ist der „Nathan“ natürlich Repertoirstück aller deutscher Bühnen, eine Hauptrolle aller Künstler ersten Ranges. Er ist wiederholt ins Englische und Französische übersetzt, auch im Dänischen und Holländischen existiren Uebersetzungen. Sehr bemerkenswerth ist der Umstand, daß es im Jahre 1842 in modernem Griechisch in Konstantinopel aufgeführt wurde und zwar zur Freude des Publikums, welches mit seinem Beifall nicht zurückhielt und sich nur darüber wunderte, daß der Sultan einem Juden solche Freimüthigkeit verzieh.

Die öffentlichen Urtheile, welche sich hervorwagten, waren „Urtheile der Dummheit und Bosheit, die sich gehörig breit machten.“

Besonders aber wühlten seine Feinde im Stillen, sie suchten ihn in dem „Nathan“ als einen Feind des Christenthums hinzustellen und verbitterten ihm seine letzten Tage auf das jammervollste. Ein Breslauer Arzt schrieb ein zweibändiges Buch gegen den „Nathan“ und pfuschte darin an dem Beweis herum, daß Lessing kein Christ sei und seine Sprache ungenügend handhabe. Ein Geistlicher in Darmstadt schrieb gegen die un=

sterbliche Dichtung ein Schauspiel, welches damals Epoche machte, jetzt Gott sei Dank vergessen ist.

Wie schwer Lessing darunter litt, läßt sich aus einem Briefe an Mendelssohn herausfühlen, den er diesem ein Jahr nach der Herausgabe des „Nathan" zusandte. „Ich kaue und sauge noch an Ihrem Briefchen," schrieb er. „Wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Schreiben von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist wenn nicht tödtend so doch erstarrend."

Im Sommer des Jahres 1779 war er nichts weniger als gesund. Während er noch an dem „Nathan" arbeitete, war seine Gemüthsruhe sehr gestört, die Vollendung des Stückes fast gefährdet worden durch einen Angriff, der um so empfindlicher traf, als er ganz unerwartet kam. Derselbe ging aus von dem Hallischen Professor der Theologie J. S. Semmler, ein Mann, welcher bis dahin öffentlich für die freiheitliche Bewegung gestrebt, die Nothwendigkeit der geschichtlichen Forschung, den vorübergehenden Charakter aller Dogmen betont, gelehrt, bewiesen hatte, und von dem Lessing daher Unterstützung, jedenfalls Zustimmung erwartet

hatte, statt Bekämpfung. Und welcher Art war nun der Kampf, welche gemeinen Waffen führte er gegen den Herausgeber der „Fragmente“! Vielleicht war er selbst erschreckt über die Bewegung, welche er mit erzeugt hatte und deren Wachsthum er jetzt nicht hemmen konnte, sodaß er nun schwenkte, den Naturalismus des Fragmentisten und den guten Glauben seines Herausgebers mit einer Frechheit angriff, die allem Anstand, aller schuldigen Achtung, wie sie unter Gelehrten herrschen muß, Hohn sprach; die ihm aber in späteren Jahren mit gleicher Münze bezahlt ward. Denn wie seine Kritik, oder besser gesagt sein boshafter Tadel Lessings Lebenstage verbitterte, so wurden ihm die seinen durch Verläumdungen und Anfechtungen vergiftet. Die Aeußerung, mit welcher Lessing die Herausgabe der „Fragmente“ gerechtfertigt hatte, daß er nämlich einen würdigen Streiter in die christliche Arena zu ziehen wünsche, wurde von Semmler ungeschicklich und roh unter der Form eines Rechtsfalls persifflirt.

Ein Brandstifter hat nämlich ein Haus in Flammen gesetzt, um erstens zu beweisen, daß das Gebäude brennen könne und zweitens der Feuerwehr Gelegenheit zu geben ihre Tüchtigkeit zu zeigen. Der Richter verurtheilt den Mann nicht. „Er ist kein Missethäter, er ist ein Verrückter, bringt ihn nach Bedlam,“ spricht er. „Und,“

schließt der Artikel roh genug, „man brachte ihn nach Bedlam, wo er, wie Jedermann weiß, noch ist.“

Diese öffentliche Beschuldigung der Unzurechnungsfähigkeit kränkte Lessing sehr. Er beschloß Semmlern sofort zu antworten, aber er verzögerte doch seine Erwiederung, um seine weniger bedeutenden Gegner erst abzufinden. Ein so gewichtiger Widersacher sollte eine gewichtige Antwort haben. Jede Stunde, welche ihm Krankheit und Angegriffenheit während der nächsten Monate gewährten, widmete er Entwürfen zu Antworten an seine theologischen Feinde. Leider ist die „Abfertigung der impertinenten Professorengans“, worin er den „Esel beschämen wollte, wenn anders so ein Esel zu beschämen sei,“ unvollendet geblieben. Es fehlte dem müden Streiter an Kraft, Schwäche bannte ihn an das Haus, fesselte ihn oft ans Bett. Wenn er nur so viel Schritte machen könnte, sagte er, als er Worte schriebe, so würde er bald ein gesunder Mann sein. Eine Veränderung der Umgebung und heitere Geselligkeit hätten ihm wohl wieder aufgeholfen, aber es wurde immer düsterer und einsamer um ihn.

Es blieb ihm keine Kränkung erspart, die menschliche Bosheit aussinnen konnte. So wurde ein Gerücht ausgesprengt, daß die jüdische Synagoge von Amsterdam ihn mit tausend Dukaten bestochen, er darauf

die „Fragmente“ veröffentlicht und die christliche Religion gebrandmarkt habe. Man bezeichnete ihn als einen zweiten Judas Ischariot. Er vertheidigte sich gegen diese Beschuldigung in dem Aufsatz: „Das Märchen von Judas Ischariot dem Erzschelm.“

Aber nicht genug, daß man ihn so verdächtigte, man griff ihn auch in Bezug auf sein Verhältniß zu seinen Stiefkindern an und ließ häßliche Andeutungen über den Aufenthalt seiner Tochter Amalie in seinem Hause fallen. Der Gekränkte erwähnt dieser Verläumdung in einem Briefe an Elise Reimarus. Sie sei ihm theuer wie sein eigenes Kind, sagt er, er habe sie stets in diesem Sinn behandelt, aber ehe er sie in den Augen der Welt einer Verdächtigung ausgesetzt sehen wolle, gebe er sie lieber von sich. Sie sei sein Augentrost, seine einzige Stütze, ohne sie werde er ganz der Verlassenheit anheim fallen, ganz zurück geschleudert werden in die schreckliche Einsamkeit seines früheren Lebens, welche er jetzt, wo er Besseres kenne, kaum werde ertragen können. Wenn er sie wieder von sich lassen müsse, wolle er ebenso gern, könne er ebenso leicht wieder in der Welt umher treiben, und das Leben enden, wie er es begonnen, ein heimathloser Wanderer. Aber viel bejammernswürdiger werde er sein, da die Liebe für das Studium ihn nicht mehr für Alles entschädigen,

Wißbegierde und Lust zum Erwerb des Wissens ihn nicht mehr wie früher an einen Ort fesseln werde.

Glücklicherweise blieb ihm dieser schwere Schlag erspart. Amalie König blieb bei ihrem Stiefvater, dessen Liebe sie in immer gleicher edler Weise bis an sein Ende erwiederte. Und dieses Ende war nicht fern. Obgleich noch nicht vom Alter geschwächt, sahen doch Alle, die ihn lieb hatten, nur zu deutlich, daß der starke Mann innerlich angegriffen war.

Nur sein Muth wankte nicht, trotz aller Anfechtungen, trotz aller schweren und bitteren Erfahrungen, die er in Folge der Herausgabe seiner „Fragmente“ zu machen hatte, bereute er dieses nie, ja er erklärte bis an sein Ende, daß er dieselben, wenn sie nicht schon veröffentlicht seien, noch jeden Tag herausgeben werde.

Zwanzigstes Kapitel.

„Die Erziehung des Menschengeschlechts." „Ernst und Falk."

„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme."
Goethe.

So lange Lessing sich mit dem „Nathan" beschäftigte, hatte er weniger an jener unnatürlichen Schlafsucht und krankhaften Neigung zum plötzlichen Einschlafen gelitten, aber nachdem er die Arbeit vollendet hatte, kehrte, wie sich nach der großen Anstrengung und dem bedeutenden Aufwand von Kraft nicht anders erwarten ließ, das Leiden mit erneuter Heftigkeit zurück. — Daneben litt er sehr an Asthma und Fieberanfällen und Alles dies bestätigte seine Ahnung, daß seine Lebenstage gezählt seien, und die Antwort, welche er seinem Bruder Karl auf dessen tröstende Versicherung gab, daß der „Nathan" nichts von mangelnder Kraft verrathe, athmet den resignirten Ton des Alters. Er fühlte, daß er nicht mehr die alte Lebendigkeit, die

sprühende Gewandtheit seines Geistes besaß. Er konnte nicht mehr so rasch und leicht von einem Thema zum andern übergehen. Wie er sich jetzt in die theologische Bahn hineingearbeitet hatte, konnte er nicht wieder umkehren, bis er seine Gegner erschöpft hatte, aber ihr Vorrath an Gift schien unerschöpflich. Das Ziel seines Lebens war ein eifriges Streben nach Wissen, ein unausgesetztes Suchen nach Wahrheit, nach unvermischter, unverstellter, ungeschminkter Wahrheit, die weder von Vorurtheil getrübt noch durch Leidenschaft verdunkelt war, jene reine, ruhige Wahrheit, welche Bacon siccum lumen nennt. Und auf dieser seiner Entdeckungsreise nach Wahrheit unter jeglicher Form landete er zuletzt bei der Religion, dem tiefsten und reichsten Quell aller Menschlichkeit, der bewegenden und treibenden Kraft alles Daseins, ohne welche unser Leben jedes Zweckes entbehrt, jede Grundlage verliert.

Die Thesen, welche er in seiner „Nöthigen Antwort" aufgestellt hatte, waren die positivsten Sätze und Vorschläge, welche je aus seiner Feder geflossen sind; aber die Idee, alle Zeiten durch die Gesetze der einen binden zu wollen, lag ihm fern, er wußte, daß es nur immer eine relative Wahrheit giebt. Er war sich zu klar bewußt, daß die eigenste Natur der Wahrheit fortschreitend und nothwendig wechselnd ist und sein muß,

er erwartete niemals einen Ausdruck dafür, der als ewig abschließend angesehen werden mußte. Vor Verknöcherung zu warnen und zu schützen, heilsamen Gährstoff in die Welt zu bringen, das war der unterliegende Zweck aller seiner Schriften. Daher dürfen dieselben nie unabhängig oder für sich allein dastehend betrachtet werden, sondern stets in Verbindung mit seiner geistigen Neigung und den Verhältnissen, aus denen sie jedesmal entsprangen. Er wußte allzuwohl, daß auf dem Gebiet der Spekulationen ein abschließendes Resultat eine Unmöglichkeit ist, aber er strebte immer danach das Ideal zu realisiren, indem er es mit der ächten Menschlichkeit in Verbindung brachte.

Als er das vierte „Fragment" herausgab, hatte er demselben 100 Paragraphen beigegeben, welche er „die Erziehung des Menschengeschlechts" betitelte. Er wies darin die Behauptung des Fragmentisten zurück, daß der erste Theil der Bibel, das Alte Testament, nicht als göttliche Eingebung betrachtet werden dürfe, da die Lehre von der Unsterblichkeit nicht darin enthalten sei. Lessing giebt die erste Thatsache zu, aber er bestreitet die weitere Folgerung. Dr. Reimarus befragte ihn über den Verfasser dieser Schrift, und er antwortete:

„‚Die Erziehung des Menschengeschlechts' ist von einem guten Freunde, der sich gern allerlei Hypothesen

und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen. Diese Hypothese nun würde freilich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anschlage gewesen. Aber was thut's? Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen." —

Der Winter von 1779—1780 war ein recht trauriger für Lessing. Er fiel von einem Krankheitszustand in den andern. Und obgleich alle diese Anfälle nicht ernstlich oder gar gefährlich waren, so fühlte er sich doch dadurch im hohen Grade am Arbeiten gehindert. In den Stunden solch gezwungener Ruhe faßte er nun den Plan seine Ideen über Erziehung in ein Pamphlet zu bringen, und in den ersten Tagen Februars sandte er das Manuskript an Voß mit dem Wunsch, daß dieser es herausgeben möchte.

Die Wirkung des kleinen Werkes, voll scharf treffender Wahrheiten und in einem meisterhaften Stil, mit fast mathematischer Genauigkeit vorgetragen, erlebte Lessing leider nicht. Die entgegengesetztesten, verschiedenartigsten Geister, Juden und Christen, spekulative Philosophen und socialistische Politiker haben sich mit diesem Aufsatz beschäftigt, in welchem dem Leser eine schimmernde Aussicht auf den endlosen Fortschritt eröffnet wird. Lessing gebührt die Ehre, zuerst das Evangelium der wahren und ächten Humanität gepredigt,

zuerst darauf hingewiesen zu haben, wie das relativ Unvollkommene sich naturgemäß fortentwickelt und so jener strengen, unbeweglichen und festen Vollkommenheit gegenübersteht. Er ahnte gewissermaßen mit prophetischem Geist den Grundsatz des modernen Studiums der Natur in ihrer Universalität, nach welchem Alles von Gesetzen unendlicher Harmonie und lückenlosen Zusammenhanges beherrscht ist. In diesem Fragment „das Christenthum der Vernunft" sagt er voraus, daß ein glücklicher Christ eines Tages das Gebiet der Naturlehre in jene Kette alles durchdringender, endloser Entwickelung ziehen werde und bis zu jener Harmonie erstrecken, aus welcher alles zu erklären sei, was in der Welt vorgehe. — Es stellt dies Ziel allerdings noch auf Jahrhunderte hinaus, wenn man alle Erscheinungen der Natur werde ergründet haben, sodaß nichts mehr übrig sei, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen. Der Werth des Werkes liegt in einer Fülle von anregenden Gedanken. Es ist eine Skizze, die einen tiefen Blick in die Welt des göttlichen Schöpfers und in das Leben der Menschheit thun läßt.

Die kleine Schrift kann nicht den Anspruch erheben ein ausgefülltes Gemälde mit richtiger Schatten- und Lichtvertheilung zu sein, aber gerade so läßt es jedem individuellen Denken freies Spiel. Reimarus war nur

zerstörend aufgetreten; nicht so Lessing. Er war überzeugt, daß Alles was die Menschen beschäftigt hat, wie es auch mit der Zeit verunstaltet worden, einen Keim von Wahrheit verberge, der es dann dem großen Zwecke die Welt zu befruchten unterthan mache. Der Menschengeist muß durch die Phasen der Unwissenheit, des Zweifels und des Irrthums hindurch, ehe er im Stande sein wird die reine Wahrheit in sich aufzunehmen. Dies paßt auf die sogenannte Offenbarung ebensowohl wie auf jedes andere. Daher stellte sich Lessing nicht auf den Standpunkt des Philosophen, welcher den Urgrund alles Wissens zu erklären versucht. Durch den ganzen Aufsatz vermeidet er die Annahme fester Ueberzeugungen, die er nur als Mittel benutzt, um seine Ideen vorzutragen. Im Vorwort erklärt er, daß der Verfasser sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaube. „Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse. Und so dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!"

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blick weder ganz verhüllt,

noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!"

„Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln kann und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder zürnen oder lächeln? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?"

Darauf entwickelt Lessing nun seine Theorie, wie Gott als weisester Lehrer und Erzieher des ganzen Menschengeschlechts dabei verfahren ist.

„Offenbarung ist nicht eine ein für alle mal ausgetheilte Gabe. Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlecht. Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde,

sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher."

Als ein erfahrener Kontroversist wußte Lessing, daß Irrthümer nicht durch ein Anathema, selbst das feierlichste, fortgeräumt werden, sondern nur durch allmälige Aufklärung. Unter dem Bilde einer Erziehungsanstalt, deren Arbeit immer weitergeht, giebt er uns einen Ueberblick über die Geschichte der menschlichen Gedanken und zeigt so den wesentlichen fortschreitenden Charakter derselben. Um das Ganze anschaulicher zu machen, geht er bei dieser phantasievollen, kurzen Uebersicht vom Allgemeinen zum Besondern. In der Erziehung kann nicht Alles auf einmal mitgetheilt werden, die Fähigkeit der Aneignung ist noch nicht stark genug, und es muß daher eine gewisse Ordnung inne gehalten werden. In der Schule der Humanitätsentwickelung giebt es drei Stufen. Das Israelitische Volk, welches Gott auswählte, da er sich nicht mehr jedem einzelnen Menschen offenbaren konnte noch wollte, bildet die erste Staffel und das Alte Testament ist ihr Schulbuch. Die Hebräer waren das roheste und ungeschickteste Volk, das noch alles zu lernen hatte. Von diesem Volke weiß man gar nicht, was für einen Gottesdienst es in Aegypten hatte. Ihm ließ Gott sich Anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es mit der Idee eines ihm zustehenden

Gottes vertraut zu machen. Ihm bezeugte er sich als den mächtigsten — welches doch nur einer sein kann — und gewöhnte es so allmälig an den Begriff des Einigen. Aber nur erst allmälig konnten sie sich von diesem Begriff des Einigen zu der Erkenntniß des Unendlichen erheben. Und daher konnte ihre moralische Erziehung auch nur nach dem Plan unmittelbarer sinnlicher Strafen und Belohnungen weiter geführt werden. Aber ihre Blicke gingen nicht weiter als auf dieses Leben. Sie wußten nichts von einer Unsterblichkeit der Seele, sehnten sich nach keinem künftigen Leben. Diesem Volke schon zu jener Zeit diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein als der Fehler des eitlen Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen als gründlich erziehen will. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß der Vater es in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte. In der Babylonischen Gefangenschaft erweiterte das in der Erziehung noch so jugendliche Volk seine Erfahrungen, es begann seinen Gott gegen den der weisen Perser zu messen. Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet.

und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung. Es lernte hier die ihm noch fehlende Lehre von der Unsterblichkeit kennen und fragte sich, warum ihm die nicht schon in seines Vaters Hause beigebracht worden sei. Es sucht seine Elementarbücher wieder vor, um die Schuld auf diese zu schieben. Aber siehe, es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sei, warum es nicht längst ebendas wisse. Und so beweist, Lessings Ansicht nach, der Umstand, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele dem Alten Testament fremd ist, nichts wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher.

Moses war von Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn dieses Gesetz war ja nur an das damalige Israelitische Volk gesandt, und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen Israelitischen Volkes sowie der Bestimmung des künftigen vollkommen angemessen. Nur durften die Bücher nichts enthalten, was das Volk auf dem Wege zu der großen Wahrheit: die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung auch nur verspätet haben könnte. Und das thun die Schriften des Alten Testaments gewiß nicht. Ja es sind sogar Vorübungen, Anspielungen und Fingerzeige auf den Glauben darin enthalten. Erleuchtet

über die eigenen unerkannten Schätze ihrer Schriften kamen sie zurück und wurden ein anderes Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Sie erkannten die Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele: die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen; sie lernten die Anspielungen verstehen, wie z. B. die Redensart „zu seinen Vätern versammelt werden" für sterben; sie dachten über die Fingerzeige nach. In diesen Vorübungen rc. erkennt Lessing die positive Vollkommenheit des Alten Testaments als Elementarbuch. Damit steht dann auch die Einkleidung, z. B. die Allegorien der Schöpfung, des verbotenen Baumes, des Thurmbaus zu Babel rc. und der bald plane und einfältige, bald poetische Stil in genauer Uebereinstimmung. Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger als die Meinung gewesen, dabei verweilen zu lassen, ist schädlich. Geschieht es, so müssen der Anspielungen und Fingerzeige zu viele gesucht und gemacht, die Allegorien zu genau ausgeschüttelt, die Beispiele zu umständlich gedeutet, die Worte zu stark gepreßt werden. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimniß=

reich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

Und dies war der nämliche Charakter, den die Rabbiner durch die Behandlung ihrer heiligen Bücher dem Geiste ihres Volkes ertheilt hatten. Ein besserer Pädagog mußte kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam als der Lehrer der jugendlichen Menschheit. Er war der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit. Die Lehre von der unmittelbaren und sofortigen Vergeltung mußte der edleren einer ewigen Heiligung Platz machen, welche Reinheit des Herzens forderte und nicht nur eine Enthaltung von Handlungen, welche der Gesellschaft Nachtheil brachten. Wenn Christi Jünger, die seine Lehre getreulich ausbreiteten, andere weniger einleuchtende Wahrheiten damit versetzten, deren Nutzen weniger erheblich war, so dürfen wir sie nicht dafür tadeln, sondern nur mit Ernst untersuchen, ob nicht diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden sind. Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite, bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben und noch abgeben. Sie haben seit Jahrhunderten den

menschlichen Verstand mehr als alle Bücher beschäftigt, erleuchtet. — Keines hätte unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können, und daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit dem nämlichen Buche beschäftigten, hat dem menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk sein eigenes Elementarbuch gehabt hätte. Jedes Volk mußte dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten. Jeder Schüler muß sein Elementarbuch so ansehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

Soweit beschäftigt sich Lessing mit der zweiten Erziehungsstaffel und läßt dann in den noch übrigen vierzig Paragraphen eine Auseinanderlegung folgen, wie die geoffenbarte Wahrheit in die Wahrheit der Vernunft umgebildet werden müsse, ehe das reifere Männeralter der Humanität die dritte Staffel erreichen könne.

„Oder," fragt Lessing, „soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Staffel nie kommen? Nie?"

„Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen."

„Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen,

die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwol Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Bewegungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos helfen und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen."

Sie wird kommen diese Zeit des neuen ewigen Evangeliums, das alle Schwärmer und zu jeder Zeit verkündet haben. Aber ihr Irrthum war, daß sie zu rasch gingen und glaubten, ihre Zeitgenossen, welche kaum der Kindheit entwachsen waren, könnten plötzlich ohne Vorbereitung Männer werden. Solche Schwärmer thun oft richtige Blicke in die Zukunft, aber sie können nicht warten. Sie wollen, daß sich bei ihren Lebzeiten erfüllt, wozu die Natur tausende von Jahren gebraucht.

„Hüte dich," ruft Lessing solchen weiter Vorgeschrittenen zu, „hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst."

„Und Du ewige Vorsehung gehe Deinen unmerklichen Schritt! — Nur laß mich dieser Unmerklichkeit

wegen an Dir nicht verzweifeln! Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurück zu gehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viele Seitenschritte zu thun! Und wie? wenn es nun gerade ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes dahin liefert? Nicht anders. Ebendie Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder Einzelne erst durchlaufen haben."

Bis zu dem Tage dieses neuen Evangeliums muß der zweite Bund, dessen Kraft noch nicht erschöpft ist, in seiner Wichtigkeit und seinem Werth selbst von denen aufrecht erhalten werden, welche die Staffel des Wunders überschritten haben und die Bibel mit der Vernunft lesen.

Deshalb heißt Lessing auch den vorgeschrittenen Schüler Geduld zu haben.

„Bis sie Dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was Du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wol nicht etwas Mehreres ist."

Aber wie sind die anzusehen, welche von ihrer Geburt an so viel weiter auf ihrem Wege vorgeschritten sind als andere? Für diese wagt Lessing die Hypothese daß jeder einzelne Mensch mehr als einmal auf der Welt vorhanden gewesen sein könnte, eine Hypothese, welche die älteste ist, auf die der menschliche Verstand sogleich verfiel, ehe ihn die Schule der Sophisterei zerstreut und geschwächt hatte.

„Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt?"

„Darum nicht? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?"

„Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Mit solchen hingeworfenen unbeantworteten Fragen endet Lessing seine „Erziehung des Menschengeschlechts". Und gerade dieses Unvollendete macht den Aufsatz so anregend. Unvollständig wie er ist, besitzt er im höchsten

Grade die Fähigkeit Gedanken anregen zu können; die darin enthaltenen kühnen und doch so tiefen Phantasien nisten sich mit unabweisbarer Gewalt in die Gedanken des Lesers ein und verlocken zu weiteren Versuchen das Räthsel des Lebens lösen zu wollen; die kleine Schrift hegt eine Fülle fruchtbarster Saatkörner der Weisheit. In der That „des Königs Spreu ist noch so gut wie anderer Leute Korn".

Nur die zu dem Aufsatz von Lessings Zeiten an bis heute geschriebenen Kommentarien anzudeuten, hieße die Geschichte des freien Gedankens schreiben.

Gerade in einer Zeit, wie die unsrige, wo wir der dritten Staffel der Erziehung näher stehen als der zweiten, ohne doch schon unser Elementarbuch bei Seite legen zu können, muß ein Aufsatz wie der vorliegende eine große Anziehung ausüben, muß einem Jeden, der es ehrlich meint mit seinem Streben, den reichsten Stoff zum Nachdenken geben. Dieser überzeugend feste Glaube, daß alles geregelt und nach einem bestimmten Plane geht, daß die Menschheit aufwärts geht und jeder scheinbare Rückschritt doch den fortschreitenden Gang zur edelsten Humanität nicht hemmt, muß das Ideal eines Jeden sein, der nicht mehr an dem Alten kleben kann und somit dem Materialismus unrettbar verfallen wäre. Und dieser Glaube unseres großen Todten hat deshalb

auch heute eine zahlreiche Gemeinde gefunden, ist in unser Denken übergegangen, selbst wenn Viele nicht wissen, woher der beseligende Trost quillt.

Außer dieser Schrift findet sich unter Lessings Werken noch ein kleiner Aufsatz, den er theilweise schon vor dieser Zeit geschrieben hatte, der aber doch sein Schwanengesang in der großen Sache der Humanität zu nennen ist.

Es ist der Aufsatz „Ernst und Falk oder Gespräche für Freimaurer". Die ersten drei Gespräche waren schon im Jahre 1778 mit einem widmenden Vorwort an den Erbprinzen, den Großmeister der deutschen Logen, veröffentlicht worden.

„Durchlauchtigster Herzog," lautet die Widmung, „auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur Der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst."

Aber der Herzog dachte, daß Lessing tief genug geschöpft habe, und äußerte die Ansicht, daß er es für besser halte, wenn er nichts weiter herausgäbe. Demungeachtet erschienen die beiden nächsten Gespräche im Jahre 1780. Lessing selbst hatte keinen Theil an der Herausgabe. Einige Freunde hatten, wie er in der

Vorrede sagt, ohne seine Erlaubniß vermuthlich Abschrift von dem ihnen geliehenen Manuskript genommen und dieselbe war dem Herausgeber in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viele herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß, das Manuskript drucken zu lassen. Selbst ein sechstes Gespräch war in Aussicht genommen, ist aber nie vollendet worden. Die fünf Dialoge sind Meisterwerke in ihrer Art, voll Natürlichkeit, Tiefe und einer anmuthigen Abwechslung von Ernst und Heiterkeit; das Anmuthigste, was Lessing geschrieben hat. Die Scene ist nach Pyrmont verlegt, wo die beiden auftretenden Freunde Ernst und Falk die Brunnenkur gebrauchen. Die liebliche Natur des idyllischen Ortes bildet somit immer den Hintergrund, und die Insektenwelt, der die Freunde mit heitrer und beobachtender Freude ihre Aufmerksamkeit schenken, bieten ihnen leichte und treffende Anknüpfungspunkte zu ihren Gesprächen, die sie im Laufe e i n e s Tages mit anmuthigen Unterbrechungen führen. Das Ziel dieser Unterredung ist ein sehr ideales.

Lessing stand dem politischen Treiben fern; seine Briefe enthalten nur sehr wenig Anspielungen, beinahe nicht einen Meinungsaustausch über Ereignisse seiner Zeit. Ja selbst zur Zeit des siebenjährigen Krieges, an dem er so lebhaften Antheil nahm, dreht

sich seine Korrespondenz um ernstere Themata. Er haßte „das elende Ding genannt Krieg". Damals, wo fortgeschrittene Denker den amerikanischen Freiheitskrieg als einen in der Sache der Menschheit heiligen betrachteten, bemerkte Lessing nur, daß „was Blut koste, gewiß kein Blut werth sei." Wenn man sich aus Lessings Schriften alle Stellen und Aeußerungen heraussucht, die ein Licht auf ihn als Politiker werfen, so muß man überhaupt zu dem Resultat kommen, daß er konservativ ist, allerdings in der Art, daß er dabei dem ausführbaren Fortschritt nicht nur huldigt, sondern demselben jeden Vorschub leistet. Er hatte kein Vertrauen in die stürmischen und umstürzenden Reformen und für ihn bestand das innerste Wesen auch der Freimaurerei darin, daß die Vertreter des Bundes die Schwächen, welche selbst der besten Staatsform ankleben, nicht nur prüfen, sondern erkennen müßten, daß ein großer Theil derselben unvermeidlich sei, während sie zugleich dem Umsichgreifen solcher Unzulänglichkeiten und Schwächen ein gesundes Gegengewicht entgegen stellten.

Europa befand sich damals in einem Zustande der Unrast, der Geist der Revolution machte sich schon bemerklich. Die Autorität empfing von allen Seiten Stöße, und die jüngeren Geister empfanden die Alles durchdringende Gährung. Solch ein Gemüths-

zustand hat sich in Deutschland gemeiniglich in einer förmlichen Epidemie geheimer Gesellschaften Luft gemacht, ohne besondere Rücksicht darauf, wie geringfügig der Gegenstand auch sein mag. Das war auch jetzt der Fall. Es entstanden die verschiedenartigsten Orden und Vereinigungen, und die Freimaurerei, die älteste und würdigste solcher Gesellschaften, wurde mit erneuertem Interesse gepflegt. Lessing hielt dies für ein hoffnungsvolles Zeichen. Gegen die absoluten Herrscher in Staat und Kirche mußte ein Damm aufgeworfen werden.

Der Staat, sagen die beiden Freunde in ihren Gesprächen, ist ein Uebel, aber ein nothwendiges; er würde auch überall kein Uebel sein, wenn Ordnung ohne Regierung aufrecht erhalten werden könnte. Aber wenn Ernst fragt, ob es wohl jemals mit den Menschen dahin kommen werde, daß jeder Einzelne sich selbst regieren könne, antwortet ihm der Freund: „Wohl schwerlich!" Die Freimaurerei, erklärt er, sei keine willkürliche Einrichtung sondern eine in der menschlichen Natur und der Gesellschaft begründete Nothwendigkeit, die ihrem Wesen nach wenigstens ebenso alt sei als die bürgerliche Gesellschaft, wenn nicht gar diese ein Ausfluß von ihr sei. „Denn die Flamme im Brennpunkte ist auch ein Ausfluß der Sonne."

Jedenfalls, fährt er fort, haben sie wechselseitig in

einander gewirkt, wo sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten die Freimaurerei und so umgekehrt.

Falk: „Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; sowie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staates ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht."

Ernst: „Zu verstehen: die Freimaurerei!"

Falk: „Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister."

Auch das Geheimniß, welches die Freimaurer bewahren, ist das tiefste, welches es überhaupt giebt, weil der Menschengeist noch nicht reif ist, dasselbe zu ergründen. Daher läßt der Bund seine Jünger durch mehrere vorlaufende Grade gehen und deshalb dringen so wenige nur bis zum Herzen des Geheimnisses vor. Der Fehler liegt also an ihnen und nicht an dem Bunde. Wenn dieses, sagt Lessing, nicht das wahre Wesen der Freimaurerei sei, so möchte er wissen, was es wäre. Er ist fest überzeugt, daß die Freimaurerei gleich dem

Christenthum zu allen Zeiten dagewesen sei; sie ist älter als alle Logen und besteht außerhalb derselben, wie die Religion älter ist denn alle Kirchen und vor allen Formen und Dogmen existirte. Er erklärt auch, daß der Name Freimaurer nur eine andere Benennung sei und führt die Etymologie des englischen Wortes masonry höchst interessant aus. Mase war in der älteren Sprache Tisch, Masoney eine geschlossene Tischgesellschaft und die „runde Tafel" wenn auch nicht König Arthurs ist eng mit dem Ursprung der Freimaurerei verknüpft.

Es ist mehr das Ideal der Freimaurerei als der wirkliche und gegenwärtige Zustand derselben, worüber in diesen Gesprächen verhandelt wird. Alle Unterschiede der Klassen, des äußeren Glücks, der Nationalität und Religion sollten durch diesen Bund bekämpft und ausgeglichen werden. Die Freimaurer sollten eine allgemeine Brüderschaft bilden, die mit allen Kräften einstände für die Heilung der unvermeidlichen Uebel aller menschlichen Gesellschaft, ohne doch diese Gesellschaft selbst umzustürzen, denn es würde eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Naturzustand bedeuten, wenn alle gesellschaftlichen Bande gelöst würden. Ordnung und Freiheit, das sind die hohen Ziele, nach denen die Humanität streben soll und diese können nur in Ge-

meinschaft, im Zusammenleben erworben werden. Obgleich Lessing Rousseau's nicht Erwähnung thut, so ist doch ersichtlich, daß er sich dessen Evangelium: Rückkehr zu dem heiligen Naturzustand entschieden entgegenstellt. Er zeigt, daß dieser Naturzustand unvollkommen ist, weil ihm der Geist mangelt. Sein Idealstaat soll, gleich dem des Plato, nicht durch die geheimen Leidenschaften der Menschen begründet werden, sondern sich auf Vernunft basiren. Mit seinem Lieblingsphilosophen Aristoteles legt er dar, daß die Staaten und das Glück der Bürger derselben identisch sind. Wahre Menschlichkeit kann sich nur im Verkehr der Erdenbewohner unter einander entwickeln, und Alles muß mit und in einander dem Fortschritt zu arbeiten; wie könnte von dem einsamen Wilden ein Fortschreiten erwartet werden? Aber die Staatsverfassungen als Mittel zur Glückseligkeit sind und bleiben immer Mittel menschlicher Erfindung und können deshalb nicht von dem Schicksal menschlicher Erfindung ausgenommen sein, nämlich daß sie nicht unfehlbar sind. Wenn man deshalb die beste Staatsverfassung nähme, so würden doch daraus Dinge entspringen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind und wovon der Mensch im Stande der Natur nicht gewußt hätte. Ein solches Uebel würde sein, daß es immer verschiedene Staaten, mit ver-

schiedenen nothwendig von jedem einzelnen Staat zu pflegenden Interessen geben müßte, und daß wenn dann z. B. ein Franzose einem Deutschen oder ein Engländer einem Russen begegnen würden, sie sich nicht als ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen gegenüber ständen, sondern immer wie jetzt, als ein solcher Mensch einem solchen, die sich ihrer verschiedenen Tendenz bewußt sind, sodaß sie kalt, mißtrauisch, zurückhaltend sind, ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen haben. Das Mittel also, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung des Glückes zu versichern, trennt sie auch zugleich. Und diese Trennung ist bedingt durch Klima, verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, aus denen verschiedene Sitten und Gewohnheiten und folglich ganz verschiedene Sittenlehren, ganz verschiedene Religionen entspringen.

Die Staatsverfassung kann die Menschen nicht vereinigen ohne sie zu trennen, nicht trennen ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hindurch zu ziehen. Ja die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung in jedem ihrer einzelnen Theile bis ins Unendliche fort und es ist deshalb kein Staat ohne Verschiedenheit der Stände zu denken, Gleichheit ist Unmöglichkeit.

Aber die Staatsgesellschaft hat ihr Gutes, und

wenn es auch nur das wäre, die menschliche Vernunft anzubauen; und wer des Feuers genießen will, darf den Rauch nicht scheuen. Um aber den Rauch abzulenken, legte man einen Rauchfang an und das ist heilige Pflicht der Besten und Einsichtsvollsten im Staate. Sie müssen allemal die Grenzen kennen, sie müssen z. B. wissen, wo Patriotismus aufhört Tugend zu sein. So muß es in jedem Staate Männer geben, die dem Vorurtheil ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, so deren, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich gern dreist erhebt. Und wenn nun, lehrt Falk seinen Freund, welcher von den Freimaurern nichts wissen will, wenn es nun solcher Männer in allen Staaten mehrere, viele gäbe und diese Freimaurer wären! — Dies ist die Arbeit des Freimaurers. Er muß überall als der Vermittler auftreten und handeln. Aber nicht den Uebeln dieses und jenes Staates kann und will der Freimaurer abhelfen, nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche — eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich je nach seiner Einsicht damit befassen mag. Uebel ganz anderer Art sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit. Aber es können Jahrhunderte vergehen,

ohne daß sich sagen lassen kann: das haben sie gethan. Daß aber dieses Streben auch wirklich das der Freimaurer sei, erklärt Lessing, beweise die Thatsache, daß jeder würdige Mann von gehöriger Anlage ohne Unterschied des Vaterlandes, der Religion und des bürgerlichen Standes aufgenommen werde in den Bund.

Wohl giebt Lessing-Falk zu, daß man die höchsten Pflichten der Freimaurer erfüllen könne ohne ein Freimaurer zu heißen, denn er wußte, daß eben auch in diesem Bunde die Irrthümer der Zeit gährten, daß auch damals Mitglieder desselben sich mit den Grillen des Jahrhunderts, ja mit kindischen Albernheiten schleppten. Auch ist er weit entfernt nicht die Unzulänglichkeiten und äußeren Bestrebungen der Logen zu erkennen und tadelnd zu vermerken. Er weiß, daß auch dieser Bund dem Irdischen unterworfen ist, d. h. der Wandlung. Aber „der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, — so lange sie wollen und können. — Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß, das ist der Freimaurer Sache nicht."

„Geh! studire die nothwendigen Uebel des Staates," ruft Falk seinem Freunde zu, „lerne sie alle kennen

und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sei versichert, daß Dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen."

In wie weit die in diesem Aufsatz dargelegten Anschauungen und Doktrinen Lessings unhaltbar sind, wie weit sie sich in Spiritualismus verflüchtigen oder in Wirklichkeit das Geheimniß der Freimaurerei enthüllen, kann nur ein Mitglied des Bundes entscheiden. So viel ist gewiß, daß seine Bundesbrüder ihn damals mit wenigen Ausnahmen für einen Visionär hielten. Aber rechtfertigt nicht eben dieses Lessings Weisheit und seinen Gerechtigkeitssinn? Jedenfalls könnte mancher unserer heutigen Socialisten eine treffende Antwort in dem Aufsatz finden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jakobi und Spinoza. — Das Ende.

(1780—1781.)

„ — Vater — gieb! Das reine Licht
Der Wahrheit ist ja doch für dich allein.“
So sprach Er. Wahrlich weise; denn er sah,
Wie groß sein Gott, wie klein er selber war.
Die ew'ge Weisheit aber sprach: „Du irrst:
Die reine Wahrheit ist für mich; doch die,
Die so wie Du sie suchen, finden sie
Bei mir; und Dich zu überführen, komm.“

Das Jahr 1779 war kein gutes für Lessing gewesen. Sein Gesundheitszustand wurde immer beklagenswerther, und auch das neue, das letzte Jahr seines Lebens ließ sich nicht besser an. „Dieser Winter ist sehr traurig für mich,“ schrieb er am 25. Februar 1780 an seinen Bruder. „Ich falle von einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr hindern.“ So ging es mit dem Jahre weiter, und er durfte wohl mit Recht an die Freundin in

Hamburg schreiben, daß er mit allen Kranken, er wisse selbst nicht, welch' ein Mitleid habe. „Ich bin selbst doch nicht eben krank; sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da." —

Unter diesen Gebrechen und Leiden verfaßte er die letzten Freimaurer-Gespräche und machte Pläne zu Lustspielen für die Hamburger Bühne. Draußen wirkten noch immer seine „Fragmente". Goeze hatte sich allerdings ihm gegenüber beruhigt, aber im Stillen wühlte er fort. Wie charakterlos dieser übrigens war, bezeugte er gerade in dieser Zeit, wo er selbst in theologische Streitigkeit gekommen war. Er hatte eine Predigt voll beleidigender Anspielungen gegen die katholische Kirche gehalten und war von demselben Reichsrath verurtheilt, den er gegen Lessing aufzuregen gesucht hatte. Natürlich machte er sich dadurch nach allen Seiten hin lächerlich. „Schreiben Sie mir doch," bittet Lessing seine Freundin Elise, „ob es wahr ist, daß der Hauptpastor widerrufen hat? Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als allen Unsinn, den er jemals gepredigt und geschrieben, es koste,

was es wolle, zu vertheidigen." Der schriftliche Verkehr mit der so sehr geschätzten Hamburger Freundin war fast die einzige Freude in dieser traurigen Zeit, und das Wiedersehen, welches im Jahre 1780 wiederholt stattfand, erfrischte ihn sichtlich. Elise Reimarus war ihm in allen Stürmen und Anfechtungen, die er infolge der „Fragmente" durchzumachen hatte unerschütterlich treu geblieben, sie hatte ihm stets das eingehendste Verständniß zeigen können und hatte es ihm auch gezeigt, und wäre nicht die innere Kraft des großen Mannes doch gebrochen gewesen, wer weiß, ob die herzliche Freundin nicht in ein noch treueres Verhältniß zu ihm getreten wäre. Der Briefwechsel dieser beiden Freunde enthält ein ebenso geistvolles wie inniges Verstehen und Verkehren.

Auf seiner letzten Reise war Lessing in Hamburg sogar noch auf ein Anerbieten von Seiten der Bürgerschaft eingegangen, das den Zweck hatte, ihn für ein wieder zu errichtendes Nationaltheater zu interessiren, aber leider konnte er nicht halten, was er versprochen, nicht eines der jährlich zu liefernden Stücke kam zur Vollendung.

Bevor jedoch Lessing diese Reise nach Hamburg machte, fand im Juli des Jahres von Seiten des Dichters F. H. Jakobi jener denkwürdige Besuch statt, welcher in Bezug auf Lessings Stellung gegenüber der

Philosophie einen Streit hervorrief, der Lessings treuem Mendelssohn tödtlichen Schmerz verursachte und ihm durch seinen übertriebenen Eifer für seines Freundes Gedächtniß die Tage kürzte. Lessing war nicht persönlich mit Jakobi bekannt, er hatte den philosophischen Roman „Allwill" desselben gelesen und bewundert und schätzte auch den „Woldemar" von Jakobi, der ihm „einige unterrichtende und gefühlvolle Stunden bereitete." Für das letzte Werk sandte er ihm ein Exemplar des „Nathan", ohne damit „das Vergnügen des ‚Woldemar' vergelten zu können".

Jakobi äußerte hierauf nun den Wunsch Lessings Bekanntschaft zu machen und schlug einen Besuch und eine gemeinschaftliche Reise nach Berlin vor. Lessing lud ihn aufs herzlichste ein in seinem Hause Logis zu nehmen. Was die Berliner Reise betraf, so erwiederte er, daß es auch sein Wunsch sei. „Aber," fügt er hinzu, „es ist meine Art, Alles was ich wünsche so lebhaft zu empfinden, daß das Schicksal sich der Mühe überhoben hält, meine Wünsche zu erfüllen." Der pedantische Jakobi wollte sogar im voraus die Themata zurecht legen, über welche sie sich unterhalten wollten, ein Vorschlag, welcher Lessing höchlich ergötzte, da er ja wußte, daß der Stoff sich leicht von selbst ergeben würde.

Während dieses Besuches, welcher fünf Tage währte, belästigte Jakobi seinen Gastfreund unaufhörlich mit Fragen über Pantheismus, Theismus und Spinozismus, sowie über seine Anschauungen in Bezug auf freien Willen und alle daran grenzenden Gesichtspunkte.

Die vorgeschlagene Reise nach Berlin kam nicht zur Ausführung, vielleicht weil Lessing der Gesellschaft seines lästigen Freundes müde war, welcher sein Möglichstes that, um ihn zu einer regelrechten Darlegung seines philosophischen Glaubensbekenntnisses zu bewegen. Jakobi steckte zu dieser Zeit tief in dem Studium des großen vielverkannten Philosophen und in jeder Aeußerung, der er einige Wichtigkeit beilegen zu können glaubte, witterte er Spinozismus, denn er war im Grunde zu beschränkt in seinen Ansichten, zu sehr in gewisse Ideen verrannt, um Lessings großen Anschauungen folgen zu können. Er kam mit der bestimmten Absicht nach Wolfenbüttel, Lessing „ergründen“ zu wollen. Er veröffentlichte späterhin einen Auszug ihrer Unterhaltungen.

Es ist an der Wahrheit dieser Aeußerungen nicht zu zweifeln, denn obgleich er Lessings Worte aus dem Gedächtniß niederschreibt, so sind sie doch zu charakteristisch, um nicht ganz und voll den Eindruck der

Buchstäblichkeit zu machen. Bei alledem müssen wir aber dennoch auf die unvermeidlichen Schwächen des menschlichen Gedächtnisses Rücksicht nehmen, müssen Lessings Neigung zu Paradoxen nicht vergessen und ebenfalls bedenken, wie es ihn amüsirt haben mag, den Mann „auszutraben", der so an einer Idee hing und welchen nach Goethe's Ausspruch Gott damit gestraft hatte, daß er ihm in der Metaphysik einen Pfahl ins Fleisch gegeben hatte. Unwillkürlich kommt uns Lessings Laienbruder ins Gedächtniß, welcher zu dem Tempelherrn spricht:

„Ich soll den Herrn nur erst ergründen, ob er so der Mann wohl ist."

„Nun ja ergründet nur", antwortet der Betreffende. („Ich will doch sehn, wie der ergründet.")

Lessing ist ein Anhänger Spinoza's: das war die erschreckende Thatsache, welche Jakobi nachher der Welt mittheilte. Er bewies es, indem er Lessings Kritik über den Monolog zu Goethe's großartigem Fragment „Prometheus" anzog.

Bei seinem Besuch in Wolfenbüttel hatte er ihm das Manuskript des Gedichtes mitgetheilt, welches er später auch ohne Goethe's Vorwissen zu dessen größtem Verdruß herausgab. Auch in diesem Gedichte entdeckte Jakobi Spinoza's Philosophie, da Spinozismus für ihn

ein Gattungsbegriff war, auf den jede Form paßte, die in „ismus“ endete. Es war eine fixe Idee bei ihm, daß ein jeder logische Denker zuletzt bei Spinoza stehen bleiben müsse, und daß nur der Glaube ihn von diesem Abgrund retten könne. Er sprach von dem großen israelitischen Denker mit Mißachtung und Verdammung.

Lessing aber mit seinem viel gerechteren und abwägenden Denken rettete das Andenken des geschmähten großen Philosophen und suchte der herrschenden Verdammung entgegen zu arbeiten. Seine freisinnigen Sympathien, seine Neigung die Wahrheit überall und unbedingt zu suchen, in welcher Doktrin sie immer enthalten sein mochte, führten ihn immer wieder auf des Horaz Ausspruch zurück: „Condo et compono, quae mox depromere possim“. („Ich lege zurück und sammele, was ich bald hervorholen könnte.“)

Seine eigene Bemerkung: „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen anderen als Spinoza,“ wurde von Jakobi zu einem bestimmten Geständniß gestempelt, daß er Spinozist mit Leib und Seele sei. Aber Lessings Geist war zu selbständig und energisch, um ein Schüler zu bleiben, wenn er es auch zuerst bei einem Jeden war, der ihm vorgelebt und vorgedacht hatte. Er beanspruchte weder einem philo=

sophischen System zu folgen, noch eines zu gründen. Er hatte überhaupt keine Vorliebe für Metaphysik und in einem seiner Briefe nennt er sich seinem Freunde Moses Mendelssohn gegenüber selbst einen bel esprit. Sein Kopf war von einem Tag zum anderen rastlos thätig im Denken und Gestalten, er sog aus allen Quellen Nahrung und theilte das Erworbene und Verarbeitete dann nach allen Seiten hin aus. Wohl hatte Lessing zu Jakobi geäußert, daß er gegen Spinoza's Ethik nichts zu sagen wisse, aber heißt es denn sich für den Anhänger einer Philosophie erklären, wenn man zugesteht, daß man gegen die Ethik derselben nichts einzuwenden habe?

Es ist viel Scharfsinn, viel Arbeit aufgewendet worden, um Lessings philosophisches Glaubensbekenntniß festzustellen. Die eine Partei beansprucht ihn für Leibniz, eine andere für Wolff, eine dritte für Spinoza; die eine zählt ihn dem Idealismus bei, für die anderen ist er ein Eklektiker, wieder andere finden in ihm den Vertreter des Pantheismus. Alle scheinen nicht einsehen und begreifen zu können, daß er gar keinem System zugehörte, daß er sowohl in der Philosophie wie in der Religion niemals der Anschauung huldigte, es sei die Wahrheit ausschließliches Eigenthum einer bestimmten Sekte. Auch er hatte natürlich wie

jeder selbständig denkende Geist eine gewisse Richtung, aber er lehnte sich mit seiner ganzen Natur gegen den Formalismus auf. Die Bahn, welche er in den letzten Jahren seines Lebens in Betreff seiner Spekulationen einschlug, vereinsamte ihn unter seinen Freunden. Mendelssohn war ganz scharfer Verstand und gründliches Denken, Nicolai ganz Nützlichkeit, und nun kam er noch mit Jakobi in Berührung, welcher ganz Erregung war.

Mit Ausnahme dieses einzigen von Jakobi veröffentlichten Gespräches, zu dem er in einer verhängnißvollen Stunde getrieben war, hatte Lessing in den späteren Jahren nichts von seinen philosophischen Ansichten mitgetheilt, sich mit Niemand darüber ausgetauscht seit dem einzigen Jerusalem, „dem tiefen warmen Grübler", dem er gerade in dieser Weise nahe gestanden hatte.

Es kam übrigens auch in diesem Dialog nichts zu Tage, was nicht schon in seinen übrigen Schriften zu finden gewesen war. Zwei Aufsätze scheinen ihm in der Breslauer Periode durch seine Studien des Spinoza in die Feder gekommen zu sein, ebenso findet sich unter seinen Briefen aus dieser Zeit einer an Mendelssohn, der über das Thema handelt. In dem Gespräch war er eben nur etwas bestimmter

gewesen. Die Anmerkung, welche er zu Jerusalems Werken machte, und besonders der Aufsatz über die „Freiheit des menschlichen Willens“ zeigen, daß er in Bezug auf diesen Punkt sich Spinoza's Anschauungen zuneigt. Er sagt es auch hier nicht ausdrücklich, aber er bezieht sich auf ein wegen seiner Folgerungen verschrieenes System, welches in der That viel populärer sein würde, wenn die Menschen sich bewegen ließen, diese Folgerungen in einem rationelleren Lichte anzuschauen.

Spinoza hatte die religiösen Vorurtheile als die Quelle der menschlichen Knechtschaft bezeichnet und gelehrt, daß die Freiheit des Willens in der geistigen Liebe zu Gott bestehe. Dasselbe lehrt Lessing in „Ernst und Falk“ und in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“. Spinoza sagt, unser ganzes Selbst, inneres wie äußeres, ist der Ausdruck einer großen und mächtigen Einheit. Lessing sagt: „Erkenne dich selbst, handle und vernünftle nicht. Schau in dich, in dir selbst liegt die unermeßliche Tiefe und das Geheimniß des Lebens. Blicke nicht hinauf, das Reich ist nicht für uns, wir können es nicht fassen.“ Spinoza's Gott ist ein lebloser. Lessings dagegen ein lebendiger, keine anthropomorphische Schöpfung, sondern ein bewußtes Wesen, vom Universum unterschieden und getrennt, wenn auch das All bis ins

kleinste durchdringend. Spinoza's Gott muß durch Anschauung begriffen werden, Lessings Gott giebt sich in der Welt und seinen Werken zu erkennen. Der erstere wollte in seiner abstrakten Natur das Absolute ergründen und ermessen, Lessings rastlose Thätigkeit führte ihn stets auf das reale Leben und fand darin freies Spiel für alle seine Kräfte und Gaben. Er lachte über die Grübler, welche den Himmel zum Gegenstand ihrer Vermuthungen und Gedanken machten und sich in die Labyrinthe ewiger Geheimnisse führen ließen, aus denen sie doch keinen Ausgang fanden, Vermuthungen, mit denen sie ihre Köpfe füllten und bei denen ihre Herzen leer blieben. Er lächelte fein über Leibniz' Monaden.

Sein klarer und praktischer Geist triumphirte über seine in Theorien dahin träumenden Landsleute. Er zeigte, wie unfruchtbar es sei, so selbstgefällig in dem Bereich des Uebersinnlichen dahin zu leben, und war bemüht, seine Zeitgenossen durch Wort und Beispiel sowohl geistig wie sittlich aufzurütteln. Sein rastlos forschender Kopf drängte allezeit vorwärts, um „mehr Licht" aufzufangen. Daher fühlte er sich zu Leibniz hingezogen, dessen Wahrheitsbegriffe, wie er es erklärte, von einer Natur waren, daß man sie nicht in enge Grenzen drängen konnte. Und wie mit Leibniz so mit

Lessing: es ist schwierig, ja es ist sogar selbst dem schärfsten Kopf unmöglich, seine bestimmte Ansicht ganz zu entdecken. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Lessing selbst dieselbe nicht ganz scharf und klar abzugeben vermochte.

Jakobi hegte indessen keinen Zweifel, daß er den ganzen Lessing klar erkannt und seine Anschauungen in seinem Taschenbuch mit sich nach Berlin trage. Er blieb auf seiner Rückkehr wieder in Wolfenbüttel und Lessing begleitete ihn nach Halberstadt, wo sie ihren gemeinsamen Freund Gleim aufsuchten. Auch hier fand Jakobi eine Bestätigung seiner Ansicht, daß Lessing sich dem Pantheismus entschieden zulehne. Lessing schrieb nämlich auf die Bitten der Freunde an die Wand des Sommerhauses in Gleims Garten das Motto: „*Ἓν καὶ πᾶν*". („Eines und Alles.")

Hätte er seinen Pantheismus noch stärker bestätigen können?

Zum Glück brach der Sturm in Betreff seines Spinozismus nicht zu Lessings Lebzeiten aus. Das Schicksal ersparte dem müden Streiter diesen schweren Kampf.

Jakobi lud ihn dringend zu sich nach Düsseldorf ein, in seinem reizenden Landhause sollte er eine wohlthätige Ruhe und Sicherheit gegen alle Angriffe finden,

aber er schlug es ab. Er zog es vor nach Hamburg zu reisen, wohin seine Sehnsucht stand. Zu Anfang Oktober langte er dort an krank und niedergeschlagen, aber der Verkehr mit den herzlichen und theilnehmenden Freunden übte bald den besten Einfluß auf ihn aus. Er war noch einmal der „alte Lessing" und „was das heißt, wissen Sie am besten," schrieb Elise Reimarus an Nicolai. Seine anziehende Persönlichkeit, seine anregenden Unterhaltungen, sein Witz und seine Laune entzückten wieder Alle, die ihn trafen. Sie wollten kaum glauben, daß dies der gefürchtete Lessing war. Ein Funken wiedererwachender Jugend schien in ihm aufzuflammen, und als er fortreiste, hofften seine Freunde auf vollständige Genesung für ihn. Er selbst war vertrauensvoll, denn sonst wäre er nicht auf den erwähnten Kontrakt mit der Hamburger Bühne eingegangen. —

Aber diese scheinbare Kraft war das letzte Aufflackern des Lichtes. Kaum war er in seine Wolfenbüttler Einsamkeit zurückgekehrt, als alle Zeichen einer dauernden Genesung verschwanden. Sein erster Brief an Elise Reimarus, der in ganz unverbundenen Sätzen geschrieben ist, enthält deutlich seinen gebrochenen Muth und seine Hoffnungslosigkeit.

„So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin

ich angekommen. Denn das erste was ich fand, war ich selbst."

„Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten?"

„‚Freilich!' höre ich meine Freundin mir nachrufen, ‚denn ein Mann wie Sie, kann Alles, was er will!'"

„Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anders hieße, als kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das, das ist die Frage. Was taugt zwar unversucht! Nun, meine liebe Freundin, weil Sie mir es so rathen, so sei es!"

„Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, dann ist mir schon halb geholfen?"

Er bittet die Freundin, ihn dem Bruder und dem Bekanntenkreis zu empfehlen. „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte!"

Im nächsten Briefe drückt er seine Befürchtung aus, daß in seiner Krankheit ein Wechsel Statt gefunden habe, und „daß sich der Krankheitsstoff von dem Körper völlig auf die Seele geworfen habe".

Acht Tage später berichtet er, daß eine besondere

Krisis nicht eingetreten. „Doch was nicht ist, das kann ja noch werden; und der Tod ist ja auch wohl eine Krisis der Krankheit.“

Im November theilte ihm Prinz Ferdinand, welcher seit Anfang des Jahres regierender Herzog geworden war, mit, daß ihm der Sächsische Gesandte im Vertrauen eröffnet, daß nächstens an den Braunschweigischen Hof ein Excitatorium von dem gesammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um ihn als den Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments „von dem Zwecke Christi und seiner Jünger“, zu verdienter Strafe zu ziehen. Der Herzog sagte es ihm auf eine ebenso freundliche wie beruhigende Art, und Lessing bereute es später, daß er ihm so gleichgültig und sicher darauf geantwortet hatte. „Wenigstens hätte ich es,“ sagte er in seinem Briefe an Elise Reimarus, „wohl unterlassen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er sich meiner in keinem Stücke annehmen solle, sondern in Allem ohne die geringste Rücksicht auf mich so verfahren möge, wie er glaube, daß ein Deutscher Reichsstand verfahren müsse. Denn ich begreife nun wohl, daß eine solche Aeußerung niemand verdient, der uns nützlich zu sein wünscht.“ Was an seiner mürrischen Gleichgültigkeit Schuld war, wußte er selbst nicht, aber er widerlegt

die Annahme der Freundin, daß „er um alles in der Welt verfolgt sein möchte und ihm nichts weher thue, als wenn man sich nicht einmal mit ihm einlassen wolle“.

„Meine Liebe,“ entgegnet er ihr, „wie weit sind Sie noch entfernt mich zu kennen, wenn Sie das von mir denken!“ Eines freilich leugnet er nicht, daß es ihm nämlich eine genugthuende Freude gewährt, zu denken: es werde am Ende jemand kommen, der seinen Richtern zurufe: „ob sie des Teufels seien ihres Herrn lieben Sohn hängen zu wollen. Obwohl er selbst noch nicht wisse, wer dieser liebe Herr sein solle.“

„Ich weiß selbst nicht,“ sagt er zu der Freundin, „warum ich seit einiger Zeit gegen unseren Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er ist doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an sich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der sich von keinem was vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als sich abbetteln läßt.“

Um sein Unrecht wieder gut zu machen, übernahm er deshalb auch mit Freuden eine theologische Arbeit für den Herzog, „obwohl er mit der Geistlichkeit fertig zu sein hoffte, und seine Komödie darüber beiseite gelegt werden mußte“. In dem Briefe, worin

er dieses seiner Freundin mittheilt, übergiebt er ihr die Arbeit für die Hamburger Theaterdirektion. „Wenn die Direktion indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, so substituire ich Sie an meine Statt." Man sieht, daß Elise Reimarus ihm nicht allein verständnißvoll galt, sondern, daß er Talente und geistige Gaben an ihr schätzte, die nicht gewöhnlich waren.

Diese Freundschaft Lessings ist überhaupt immer ein Trost, wenn wir bei den letzten Lebenstagen des großen Dulders verweilen, und eben so wohlthuend berührt es für den arg Verkannten, wenn wir auf das Verhältniß blicken, in dem er zu seinen Stiefkindern stand. Es findet sich unter dem vollständigen Briefwechsel ein Schreiben an seine Tochter Amalie, das er ihr auf einer Reise im August 1780 sandte. Aus demselben spricht die liebevollste Fürsorge, und ein herzliches Eingehen auf Alles, was sie und die Geschwister betrifft. Er erzählt von dem jüngeren Bruder und seiner Theilnahme an dessen kleinen Leiden und Freuden, berichtet von dem Jahrmarkt, wohin der zweite Bruder gegangen, und daß eine Freundin für die Bedürfnisse des Hauses sorge. Er sieht mit Ungeduld der nächsten Nachricht von ihr entgegen und hofft, daß dieselbe ihm alle Sorge be-

nimmt. — Danach läßt sich ohne Schönfärberei ein ansprechendes Familiengemälde zusammenstellen.

Doch Lessings Uebel wuchs im neuen Jahre mit jedem Tage und an eine Ausführung auch dieser Arbeit war kaum zu denken. Die Augen wurden schlimmer, er konnte nur noch an besonders hellen Tagen und mit den stärksten Gläsern sehen. Seine Kräfte waren oft gänzlich erschöpft, und es kostete ihn Stunden, wenn er ein kurzes Billet schreiben wollte. „Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank," schrieb er am 21. Januar 1781. „Und kränker als jemals — — — ich bin so gut wie blind." Gegen Mendelssohn nannte er sich schon im Dezember zuvor einen „faulen, knorrichten Stamm". „Und auch ich war ein gesundes, schlankes Bäumchen! — Ach, lieber Freund, das Spiel ist aus! Wenn ich Sie nur noch einmal sehen könnte!" Man fühlt die ganze Muthlosigkeit eines Todtkranken aus solchen kurzen, resignirten Sätzen.

In den ersten Monaten des neuen Jahres wuchs seine Krankheit täglich; Taubheit in den Gliedern, häufig Schwierigkeit im Ausdruck und der Sprache, und gänzliche Unfähigkeit korrekt zu schreiben und zu reden stellten sich ein. Doch war sein Geist noch immer so frisch und lebendig wie zuvor, sodaß viele von seinen Freunden seine Krankheit lange nicht so schlimm

hielten, wie sie war, sondern meinten, daß es viel in seiner Einbildung liege. Er aber wußte es besser und hatte den ganzen Ernst längst erkannt.

„Ich werde der Nächste sein,“ sagte er, als er von dem Begräbniß eines Freundes zurückkehrte.

Im Januar machte er noch einen Ausflug nach Braunschweig, wo er seit dem Tode seiner Eva oft einige Zeit in einem bescheidenen Logis am Markt zugebracht, welches er gemiethet hatte. Seine Freunde bemerkten wohl, daß eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Das Feuer seiner Augen war erloschen, sein Gang war langsam und schleppend und er litt an großer Athemnoth. Es war zu Ende Januar; am 1. Februar schrieb er noch an Amalie König, beruhigte sie, daß es ihm leidlich gehe, und selbst die Sorge für den Haushalt vergaß er nicht. Aber jede kleine Anstrengung übermüdete ihn. Dennoch ließ er sich nicht abhalten zweimal bei Hofe zu speisen und auch an einer Abendgesellschaft Theil zu nehmen.

Als er von dieser heim kam, versagte ihm die Sprache den Dienst. Trotzdem verbot er seinem Diener den Arzt zu holen, er äußerte nur den Wunsch allein zu bleiben. Die Nacht verlief schlecht, aber der Diener fand ihn am Morgen doch außer Bett, entschlossen nach Wolfenbüttel zurückzukehren. Nur mit

Mühe ließ er sich davon abbringen. Jetzt sandte man zu einem Arzte, der ihm auch durch einen Aderlaß Erleichterung verschaffte. Seine Freunde benachrichtigten seine Tochter Amalie von seiner Krankheit und sie kam sofort herüber. Während dieser Krankheit, welche nur zwölf Tage dauerte, war er zufolge der Nachricht, die wir Leisewitz, dem Dichter des „Julius von Tarent" verdanken, sehr ruhig und gelassen, oft sogar heiter. Er verbrachte viele Stunden außer Bett und empfing seine Besuche mit gewohnter Liebenswürdigkeit, mit den Freunden geistreich verkehrend. Er ließ sich gern vorlesen und nahm lebhaften Antheil an Allem was vorging. Manchmal dachte er sich, daß seine letzte Stunde sehr nahe war, dann wieder glaubte er sie doch noch ferner gerückt. Auf vollständige Genesung rechnete er nicht mehr, und er erklärte, daß er auf Leben und Sterben vorbereitet sei.

Der Abt Jerusalem wünschte ihn zu besuchen, aber er wollte ihn zuerst nicht sehen; erst als man ihn versicherte, daß derselbe nicht in seinem Beruf als Geistlicher sondern als Freund komme, empfing er ihn. Er wünschte jeden geistlichen Zuspruchs überhoben zu sein.

Als man ihm einst erzählte, daß der sterbende Voltaire von dem Geistlichen zu St. Sulpice noch mit

Zuspruch und Ermahnungen gequält sei, sagte er zu einem Freunde halb im Scherz, halb im Ernst: „Wenn Sie mich sterben sehen, so rufen Sie mir den Notar herbei, damit ich erklären kann, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe."

Er hatte den Wunsch, die Freunde in Hamburg noch einmal sehen zu können, aber der Tod versagte die Gewährung.

Seine Freunde schwebten die Tage in Furcht und Hoffnung. Am Morgen des 15. Februar fühlte er sich unerwartet wohl und war im Stande Besuche anzunehmen, mit ihnen zu reden, ja selbst zu scherzen. Er stand auf, kleidete sich an, und als man ihm gegen Abend sagte, daß theilnehmende Freunde im Nebenzimmer sich nach ihm erkundigten, wollte er zu ihnen hinaus. Die Thür öffnete sich und er trat herein, „ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks." Seine edlen Züge trugen schon den Stempel des Todes und kaum hatte er den Hut lüftend die Freunde gegrüßt, als die Füße ihm den Dienst versagten, und er zusammenbrach. Man trug ihn in sein Zimmer und legte ihn zu Bett. Mit einem unaussprechlich heiteren und verklärten Blick drückte er seiner weinenden Tochter die Hand. Ein Schlagfluß hatte ihn gerührt, sprachlos lag er da. Dennoch erholte er sich etwas und schien auf seinen

treuen Daveson zu hören, der ihm auf seinen Wunsch vorlas. Aber als dieser aufschaute, sah er, daß es zu Ende ging und, daß Lessing den letzten Athemzug aushauchte. Als man Daveson später fragte, wie der große Mann gestorben sei, erwiederte er: „Wie er gelebt hat, wie ein Weiser, ruhig, entschlossen und im vollen Bewußtsein seines letzten Augenblickes".

Goethe bekam die Nachricht von Lessings Tode gerade in dem Augenblick, als er nach Wolfenbüttel abreisen wollte, um seinen großen Zeitgenossen aufzusuchen, den er je höher schätzte, je mehr er selbst der Vollendung entgegen reifte. „Lessing ist todt", schrieb er, „und wir verlieren viel in ihm; sehr viel, mehr als wir denken."

Als Lessing das müde Haupt zur Ruhe gelegt und man ihm ein ewiges Bett bereiten wollte, fand sich, daß er so arm war wie der ärmste Bettler. Der Herzog mußte ihn auf Staatskosten beerdigen lassen, zu dieser letzten Ehre wurde sein Vaterland doch gezwungen. Aber nicht einmal einen Denkstein bekam der Geistesgewaltige, welcher sich selbst mehr denn ein ewiges Denkmal gesetzt hat.

Ein kleiner eben genügender Raum bedeckt die Gebeine unseres großen Todten; und das Fleckchen war kaum wieder zu finden, als in unseren Tagen

die für seine Größe begeisterten Jünger der Braunschweiger Bühne sich und ihn durch Errichtung eines einfachen aber würdigen Denkmals ehrten.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine lange Zeit verstrich, ehe Deutschland erwachte und sich bewußt wurde, was es in Lessing besessen hatte. Die Schmähungen und Beeinträchtigungen seiner Feinde sind zum großen Theil verantwortlich zu machen für diese Gleichgültigkeit und Verkennung; die Verhältnisse und Umstände seiner Zeit vielleicht noch mehr. Sein Leben und Wirken fällt in eine Zeit des Ueberganges, und wer ihm damals schon hätte folgen wollen, würde einer Klarheit und Weitsichtigkeit bedurft haben, welche der seinen gleichgekommen wären, um so mit ihm die verschiedenartigen Beziehungen seiner mannigfaltigen Ansichten zu erfassen und zu durchdringen.

Lessing war ein Mann, in dem sich zwei Zeitalter, zwei entgegengesetzte Richtungen des Gedankens in schönster Harmonie vereinigt fanden. Er brachte in seiner Person alle guten Elemente des achtzehnten Jahrhunderts zur Erscheinung, während er zu gleicher Zeit ein Bahnbrecher für die Aufgaben der Zukunft wurde. Das gerade war seine Eigenthümlichkeit, daß er sowohl sein Jahrhundert wie das folgende repräsentirte. Denn

während das achtzehnte Jahrhundert verneinend und zerstörend war, ist das neunzehnte bestätigend und aufbauend: Lessing war beides. Er erfaßte unsere Zeit in ihrer Neigung, zu der Vergangenheit zurückzukehren, sowie in ihrem Streben die ursprüngliche und einfache Wahrheit von den entstellenden Zusätzen späterer Zeitalter zu entkleiden.

In der Beziehung allein schon bildet er einen entschiedenen Gegensatz zu Voltaire, einen Gegensatz, der zu seinen Gunsten ausfällt. In Kunst, in Religion verhalf er der Menschheit zur Befreiung von den Fesseln der Ueberlieferung und der Autorität als solcher. Aber indem er zerstörte, baute er auch zugleich wieder auf, nie handhabte er die niedrige Waffe des Sarkasmus oder der Verleumdung, um Gutes und Schlechtes insgesammt zu vernichten und seine Brüder obdachlos dastehen zu lassen. Danach darf Lessing den Anspruch erheben der Bahnbrecher unserer heutigen Kultur zu sein. Es giebt wenige Gebiete des Gedankens, welche er nicht durchdrungen hat und keines betrat er, in dem er nicht die Spuren seines Geistes hinterließ. So verschiedenartig und allgemein waren seine Interessen, daß er vielen nur als Theologe, anderen nur als Aesthetiker, wieder anderen nur als Dramatiker, Dichter, Kritiker oder Philologe bekannt ist.

Nur in einem Punkte wich er nicht von dem charakteristischen Geschmacksmangel seiner Zeit ab, in seiner Gleichgültigkeit gegen die Schönheiten und die Bedeutung der Natur. In dieser einzigen Beziehung kann er nicht als der Vorläufer Goethe's hingestellt werden, dem er sonst in der Neigung zum klassischen Alterthum und den Griechen, zu Shakespeare und Spinoza voranging.

Geboren in einer Zeit, wo die vaterländische Literatur ganz darniederlag, erlebte er doch noch die ersten Früchte des Goetheschen Genius. Doch wurde erst in dem Jahre seines Todes ein Buch veröffentlicht, welches gewissermaßen als der Schlußstein der Gedankenwelt des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet werden kann: „Die Kritik der reinen Vernunft" von Kant.

Der Bildhauer Rauch hat eine ebenso korrekte wie feine Auffassung bekundet, indem er unter der Menge berühmter Männer, welche das Reiterstandbild Friedrichs des Zweiten in Berlin umgeben, Lessing einen Platz angesichts seines philosophischen Zeitgenossen anwies. Die beiden Männer schauen sich an, als ob sie ihre Gedanken austauschen wollten. Beide waren Befreier des menschlichen Geistes. Beide waren bestrebt der persönlichen Freiheit des Gedankens wie der That Raum zu schaffen, Beide versuchten ihren Landsleuten

einen geläuterten Begriff von der wahren Freiheit beizubringen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß das Interesse für Lessing in jüngster Zeit wieder einen bedeutenden Einfluß gewonnen hat, Deutschland, das vielregierte, bureaukratische Deutschland hat seinen Lessing noch sehr nöthig. Und Lessing wußte wohl Freiheit von Zügellosigkeit zu unterscheiden. Er erlebte die französische Revolution nicht, aber wäre er noch Zeuge davon geworden, er wäre sicher der Erste gewesen, um zu erklären, daß der Despotismus stets gleich verächtlich ist, ob er ein kaiserliches Diadem trägt oder die Jakobinermütze. Er forderte, jedes menschliche Wesen sollte selbständig denken. Dies erkannte er als das Geheimniß aller Freiheit, wenn er sagte: „Denke falsch, wenn es dir gefällt, aber denke selbständig".

Wenn wir seine literarische Thätigkeit im Einzelnen betrachten, so können wir vielleicht bedauern, daß vieles von dem, was er geschrieben hat, fragmentarisch ausfiel, daß er seine besten Kräfte oft recht vergänglichen Zwecken leihen oder in persönlichen Streitigkeiten vergeuden mußte. Nehmen wir aber Alles in Allem, so haben wir den voll bewußten Eindruck, daß alle seine Schriften demselben hochherzigen Zweck, dem Wissen und der Wahrheit geweiht sind. Lessing fühlte sich

berufen als Kämpfer für die Wahrheit aufzutreten und war daher verpflichtet alles der Wahrheit Widerstrebende anzugreifen und zu unterdrücken. So kleinlich oft die Veranlassung war, so überraschend war ebenso oft der Erfolg. Wenn er bald der Vertheidiger dieser Idee, bald der einer andern zu sein schien, so lag das in dem Umstand, daß sein Geist nicht nur gewaltig, sondern auch beweglich war und weil er erkannte, daß die Wahrheit in unendlich mannigfaltiger Form erscheint. Unwandelbarkeit im lebendigen Wechsel: das war der Grundton seines Leben, wie es der zum richtigen Verständniß der Welt sein muß.

Das war Lessing der Schriftsteller.

Aber neben dem Schriftsteller steht der Mensch, und selten haben die beiden bei einem Mann in so innigster Vereinigung gestanden wie hier. Lessing war nicht nur ein sehr großer Mann, er war auch ein guter und starker. Die Geschichte seines Lebens ist eine der traurigsten, die man lesen und nicht ohne das tiefste Mitleid lesen kann. Aber er trug es mit einer edlen Kraft, er äußerte so selten eine Klage gegen das Schicksal, daß wir ihn bewundernd, es nicht wagen einem Seelenadel, der hoch über uns steht, durch unser Mitleid nahe zu treten. Seit seiner Jugend, seiner früh erreichten Männlichkeit folgte eine Widerwärtigkeit, eine Täuschung immer nur

der andern, und wir können nicht sagen, daß er auch nur eine verschuldet habe. Begabt mit einer Natur, einem Herzen, das nach Liebe und zarter Theilnahme drängte, mehr als Andere nach Sympathie verlangte, mußte er doch solcher freundlichen Führung entbehren, und er trug auch diesen Mangel mit einer ans Wunderbare grenzenden Stärke.

Als er auf der Höhe seines Lebens stehend, Frieden und Glück erreicht zu haben schien, als er ein Herz gewonnen, daß ihm angehörte, ihn verstand, — griff wieder die Täuschung mit tückisch kalter Todtenhand ein. Aber nicht einmal dieser hohnvolle, grausame Schlag des Schicksals konnte den unerschütterlichen Kämpfer für Wahrheit und Humanität entmuthigen. Er focht seinen Kampf ungebrochen weiter, den Kampf gegen Frömmelei, Unwissenheit und Ueberlieferung. Nie ließ er, wenn es seine Sache galt, an Eifer nach, bis er selbst von dem unbesiegbaren Gegner Tod überwunden ward. Er war noch jung, als dieser Feind ihn gefangen nahm, aber er war erschöpft von Arbeit. —

Als Lessing die Augen schloß, war der Grundstein seines Werkes fest und unverrückbar sicher gelegt, wir wohnen heute sicher und geschützt in dem Bau, denn die Grundlage trägt die gewaltigen Strebepfeiler so stark und sicher, daß er sich hoch und höher erheben kann.

Lessings Einfluß ist in stetem Wachsthum begriffen; und die erneuerte Theilnahme an seinen Schriften, welche sich sowohl in England wie Deutschland geltend macht, kann für diejenigen, welche auf die Zeichen der Zeit wachsam sind, nicht ohne hohe Bedeutung bleiben. Lessing lebte und wirkte nicht für Deutschland allein, er erschien für alle seine europäischen Brüder. Es wird noch eine lange Zeit vergehen, ehe wir seinen Einfluß überholt haben, wenn wir uns gelegentlich und eine Weile lang auch einer weniger scharfsinnigen Führung anvertrauen. Doch wir dürfen hoffen, daß wir solche Führung bald ganz verschmähen, sodaß wir wo wir Lessing gebrauchen, seinen starken Arm freudig erfassen.

Ueberall in Deutschland regt sich das lebhafteste Streben ihn ganz zu erfassen und sich zu Eigen zu machen, sei es durch Volksausgaben seiner Schriften, sei es durch festliches Begehen seiner Erinnerungstage. So wurde am 22. Januar 1879 sein 150. Geburtstag in Kamenz festlich begangen und Nachforschung über seine Familie angestellt. Danach reicht dieselbe bis in das Jahr 1409, wo eines Lessigk in den Stadtbüchern erwähnt wird.

Die Schwester dieses Lessigk war 1416 Abtissin zu Kloster Marienstern in der sächsischen Oberlausitz. —

Im Jahre 1881 werden wir den hundertjährigen

Todestag unseres Lessing feiern, und die Stadt Hamburg wird ihren großen Bürger dann durch Errichtung eines Denkmals ehren, zu dem schon hoffnungsvolle Anstalten getroffen werden.

Das bedeutendste Standbild Lessings besitzt bis jetzt Braunschweig, und wer immer die mittelalterliche Stadt besucht hat, wird nicht versäumt haben, das schöne im Jahre 1853 von Rietschels Meisterhand gesetzte Denkmal in Augenschein zu nehmen. Es steht auf einem freien Platze in der Nähe der Aegidienkirche und nicht weit von dem Hause, in welchem Lessing starb. Rothgieblige Häuser aus dem letzten Jahrhundert umgeben den Platz und auf das Denkmal werfen einige grüne Laubbäume ihre schützenden Schatten. Ueber diese hinausragend, erhebt sich auf einem Sockel von Granit die Figur Lessings. Sie ist aus Bronze, die düsterer als Marmor, aber für das unwirthlichere nördliche Klima und den Mann des Nordens geeigneter ist, als der blendende italienische Marmor. Er ist in einem seiner Zeit angemessenen Gewande dargestellt. Das Haupt leicht erhoben, den Blick fest und unerschrocken vorwärts gerichtet, macht er dem Beschauer den Eindruck von Aufmerksamkeit verbunden mit Selbstbeherrschung und Würde. Der konventionelle Mantel fehlt. Dies war eine Neuerung des Bildhauers. „Ich

will ihn ohne Mantel darstellen," sagte er, „Lessing hat in seinem ganzen Leben nie etwas bemäntelt, und gerade für ihn schiene mir der Mantel eine Lüge zu sein." Einfach, würdevoll, kühn und wachsam, wie er im Leben war, so steht er in Erz gegossen: ein Bild, das zu leben und zu athmen scheint; über uns dahin ragend und schreitend wie einer der Gewaltigen und doch voll Menschlichkeit sich herablassend, um uns zu beeinflussen, uns durch seinen Geist und in seiner angeborenen Herzensgüte zu helfen, wo wir irren und fehlen in der Schwachheit unseres Geschlechts.

Wer ihn so stehen sieht, wer die Geschichte seines Lebens liest, er muß still ergriffen die Stelle aus seinem Nathan sprechen:

„Der Mann steht seinen Ruhm,
Sein Ruhm ist nur sein Schatten."